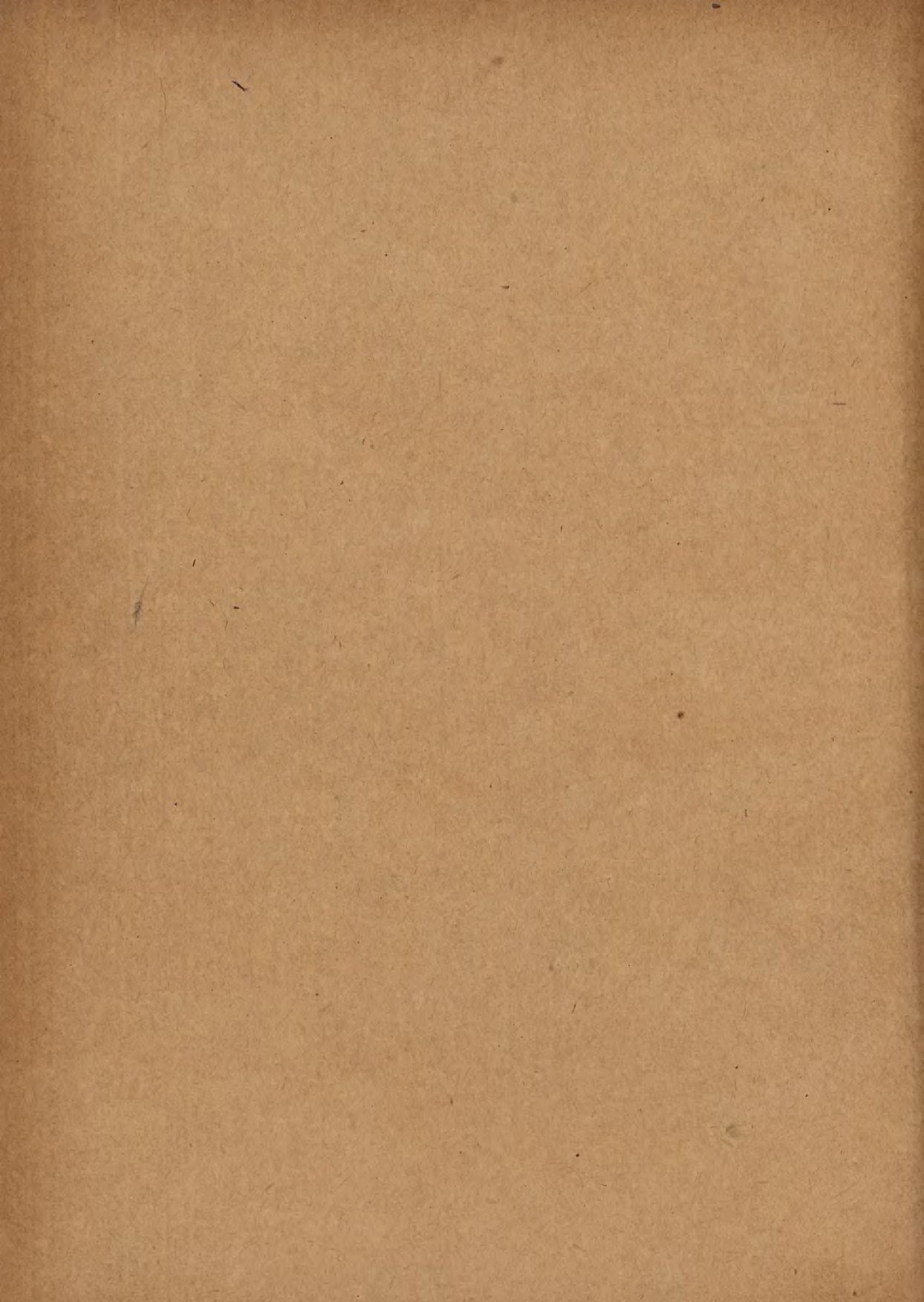








Katholischer Volkskalender 1935

DER OBERSCHLESISCHE KURIER

Nachweislich verbreitetste deutsche Tageszeitung in den Poln.-
Oberschlesischen Industrie- und Landkreisen.

Bewährtestes Anzeigenblatt für die Wojewodschaft Schlesien.

CHORZÓW I

Rynek 14
Telefon Nr. 419 45-46-47

KATOWICE

Stawowa 8
Telefon Nr. 337 41 - 42



Geschäftsstellen in:
Rybnik, Tarn. Góry und Bielsko.

Geschäftsstelle in Deutschlar
Beuthen OS., Gymnasialstr. 1

Schnellste Anfertigung aller Art

DRUCKSACHEN

INDUSTRIE

RECHNUNGEN
BRIEFBOGEN
FORMULARE
PROSPEKTE
ROTATIONSDRUCKE
MASSENAUFLAGEN

FÜR PRIVATE

FAMILIENANZEIGEN
VISITENKARTEN
TRAUERKARTEN
TRAUERBRIEFE
VERLOBUNGSKARTEN
HOCHZEITS-ANZEIGEN

Katholischer Volkskalender

für das Jahr

1935

29986. 1935
III

8. Jahrgang

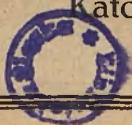
U. Wallis
Świętochłowice

6.12.32. 16, - 5

B. 1832, 1835

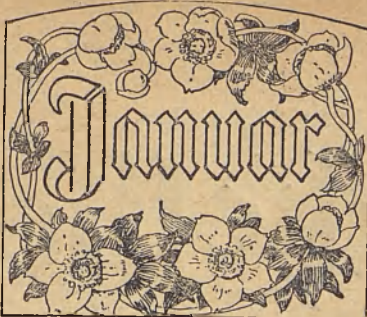


Druck und Verlag: „Der oberschlesische Kurier“ Sp. z o. p.
Katowice.



6

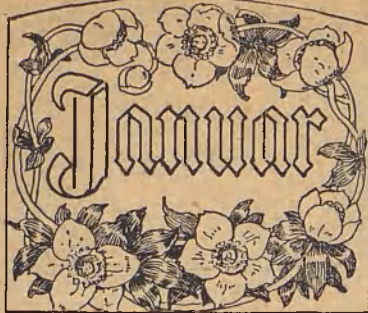
Haltung



31 Tage

Monats- und Wochentage		Namens- und Festtage		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.		Zeich.	Mondwechsel
1. Woche. Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21.									
1	Dienstag	Neujahr. Beschn. d. Herrn	8 11 15 55	4 11 12 12		Südweste			
2	Mittwoch	Namen-Jesu-Fest. Markarius	8 11 15 56	5 32 12 47					
3	Donnerstag	Genovefa, Daniel	8 11 15 57	6 48 13 37					
4	Freitag	Titus	8 10 15 59	7 50 14 49					
5	Sonnabend	Telesphorus	8 10 16 0	8 35 16 15		Neumond			
2. Woche. Die Weisen aus dem Morgenlande. Matth. 2, 1—12.									
6	Sonntag	Erstg. d. Herrn. (Hl. 3 Kön.)	8 10 16 1	9 6 17 49		Erdböhe			
7	Montag	Lucian	8 10 16 2	9 29 19 22					
8	Dienstag	Severinus	8 9 16 4	9 47 20 52					
9	Mittwoch	Julian u. Basilissa, Berthold	8 9 16 5	10 22 21 18					
10	Donnerstag	Agathon	8 8 16 7	10 16 23 43		D Erstes D			
11	Freitag	Hyginus, Werner	8 8 16 8	10 30 —					
12	Sonnabend	Arkadius, Ernst, Benno	8 7 16 10	10 47 1 6					
3. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 41—52.									
13	Sonntag	1. n. Erstg. Gottfried, F. d. hl. F.	8 6 16 11	11 8 2 28		Nordweste			
14	Montag	Felix	8 6 16 13	11 34 3 47					
15	Dienstag	Maurus, Hilarius, Rosamunde	8 5 16 14	12 9 5 0					
16	Mittwoch	Marcellus	8 4 16 16	12 56 6 4					
17	Donnerstag	Antonius der Einsiedler	8 3 16 18	13 54 6 54					
18	Freitag	Petri Stuhlfeft 3. Rom. Priska	8 2 16 19	15 1 7 32		Vollmond			
19	Sonnabend	Kanut, Marius	8 0 16 21	16 13 7 59					
4. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.									
20	Sonntag	2. n. Erstg. Fabian, Sebast.	7 59 16 22	17 24 8 21		Erdböhe			
21	Montag	Agnes, Meinrat	7 58 16 24	18 36 8 36					
22	Dienstag	Vincencius und Anastasius	7 57 16 26	19 46 8 49					
23	Mittwoch	Emerentiana, Maria Vermähl.	7 56 16 28	20 56 9 1					
24	Donnerstag	Timotheus, Eusebius	7 54 16 29	22 5 9 13					
25	Freitag	Pauli Befehrung	7 53 16 31	23 17 9 23		Südweste			
26	Sonnabend	Polycarp	7 52 16 33	— 9 36					
5. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13.									
27	Sonntag	3. n. Erscheinung. Joh. Chrys.	7 51 16 35	0 31 9 51		C Letztes Viertel			
28	Montag	Karl der Große	7 49 16 37	1 48 10 12					
29	Dienstag	Franz von Sales	7 48 16 38	3 7 10 41					
30	Mittwoch	Martina, Adelgundis	7 46 16 40	4 24 11 21					
31	Donnerstag	Petrus Nolasus	7 45 16 42	5 32 12 20		Südweste			

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strey etwa 36 Minuten, von Stanislaus bis Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen. — Am 5. Januar partielle Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar. — Am 19. Januar totale Mondfinsternis, zum Teil sichtbar in Mitteleuropa.



Deutsches Brauchtum im Januar.

Das neue Jahr beginnt. Neue Hoffnung, neues Wünschen — aber alter Glaube stehen an seinem Anfang. So wird die Stunde des Uebergangs zur ausgelassenen Silvesterfeier, denn ein jeder will fröhlich in das neue Jahr gehen. Diese Lustigkeit am letzten Tage im alten und ersten Tage im neuen Jahr entspringt nicht nur einer Freude am Feiern, sondern ursprünglich dem Glauben, daß das folgende Jahr von dem Lun und Treiben des ersten Tages beeinflusst wird; und jedermann verflucht, die feindlichen Mächte schon vor und nach diesem Wendepunkt für lange Zeit unschädlich zu machen. Gerade in den zwölf Rauhnächten (25. Dezember bis 6. Januar) gilt es, alle Mittel einzusetzen, um die bösen Dämonen, die in dieser Zeit ihr Unwesen treiben, zu bannen und die guten Mächte, die Fruchtbarkeit und

Segen für das neue Jahr bringen wollen, in ihrem Kampf gegen sie zu unterstützen. — In den bayerisch-österreichischen Alpengebieten laufen am 6. Januar, dem Perchtag, zu Ehren der Fruchtbarkeit und Segen spendenden Göttin Perchta die jungen Burschen der Dörfer mit furchtbarem Lärmen, Knallen und Schießen über die Felder, um die bösen Geister zu vertreiben. Um Haus und Hof vor ihnen zu schützen, werden mit geweihter Kreide die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar, an die Türen geschrieben, Haus und Hof werden eingeseget und durchgeräuchert. Woanders erscheinen die heiligen drei Könige auch persönlich. Drei kleine Knaben, ausgerüstet mit Papiertronen, mit dem Stern von Bethlehem und, nicht zu vergessen, mit einem großen Korb zum Einsammeln der Gaben, ziehen von Haus zu Haus und singen Segenswünsche und Heischelieber.

In Jesu Namen!

Wenn dunkle Schatten schrecken deinen Blick,
Und wilde Stürme deinen Pfad umwehen,
Ich weiß ein Wort, das treibt sie wohl zurück,
Ich weiß ein Wort, das läßt dich sicher stehen.
Sprich voll Vertrauen nur: In Jesu Namen!
Die Schatten fliehen, die Stürme flüstern: Amen!

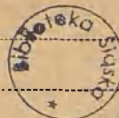
Und wenn das Weh dir bis zum Herzen reicht,
Getroßt, das Wort kann retten vorm Verzagen,
Das Wort, das unsre Bürde macht so leicht
Und löst das Joch von unsern Erdentagen.
Sprich voll Vertrauen nur: In Jesu Namen!
Dein Weh wird still, und Engel flüstern: Amen!

Und wenn sich einst die Nacht geneigt zu dir
Und deiner Hand den Pilgerstab entwindet,
Dann kommst du zagend an die Himmelstür:
Ob meine Seele hier die Heimat findet?
O sprich vertrauensvoll nur: In Jesu Namen!
Gott selber sagt dir ein barmherzig: Amen!

Wetter- und Bauernregeln.

Im Januar viel Regen, wenig Schnee, tut Bergen,
Tälern und Bäumen weh.
Wenn das Gras wächst im Januar, wächst es schlecht
das ganze Jahr.
So hoch der Schnee — so hoch das Gras.

Gedenktage.



X-89216
29986 III

8. Jg (1935)

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Anfang des Monats nicht sichtbar. Am 23. Januar taucht er am Abendhimmel auf und ist für den Rest des Monats sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Ende des Monats 35 Minuten. — Venus kann den ganzen Monat über am Abendhimmel gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am 1. Januar nur 10 Minuten, nimmt jedoch im Laufe des Monats zu und erreicht am Monatsende den Betrag von 1 Stunde. — Mars geht am Anfang des Monats kurz nach Mitternacht auf und kann für den Rest der Nacht bis zu seinem Verschwinden in der Morgendämmerung gesehen werden. Der Ausgang erfolgt im Laufe des Monats immer früher und findet am Monatsende kurz nach 23 Uhr statt. — Jupiter ist am Anfang des Monats von seinem Aufstieg um 3 Uhr 40 Minuten ab bis zum Verschwinden in der Morgendämmerung am östlichen Himmel sichtbar. Am Ende des Monats erfolgt der Aufstieg kurz nach 2 Uhr, und die Dauer der Sichtbarkeit wächst im Laufe des Monats auf 4 Stunden 30 Minuten. — Saturn ist am Anfang des Monats am südwestlichen Abendhimmel von seinem Aufgange in der Abenddämmerung 2 Stunden 40 Minuten sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt im Laufe des Monats ab und beträgt am Monatsende nur noch 20 Minuten.

Hornung



28 Tage

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg./Untg.	Mond- Aufg./Untg.	Zeich.	Mondwechsel
1 Freitag	† Ignatius, Sigbert	7 43 16 44	6 23 13 39		
2 Sonnabend	Mariä Lichtmeß	7 42 16 46	7 3 15 9		

6. Woche. Christus stillt Wind und Meer. Matth. 8, 23—27.

3 Sonntag	4. n. Ersch. Blasius, Ansgar	7 40 16 48	7 30 16 43		☾ Neumond
4 Montag	Andreas Corfinus	7 39 16 50	7 50 18 18		☾ Erdnähe
5 Dienstag	Agatha, Alwin, 26. jäh. Mart.	7 37 16 52	8 6 19 49		
6 Mittwoch	Dorothea, Titus, Amanda	7 35 16 54	8 22 21 18		
7 Donnerstag	Romuald, Richard	7 33 16 56	8 36 22 45		
8 Freitag	† Joh. v. Mattha	7 32 16 57	8 54 —		
9 Sonnabend	Apollonia, Cyrillus	7 30 16 59	9 13 0 11		

7. Woche. Vom Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30.

10 Sonntag	5. n. Ersch. Scholastika	7 28 17 1	9 38 1 33		☾ Erstes Viertel
11 Montag	Desiderius, Ersch. d. M. G. in L.	7 26 17 3 10	9 2 50		☾ Nordwinde
12 Dienstag	Eulalia, 7. Stifter d. Serv.-Ord.	7 24 17 5 10	52 3 57		
13 Mittwoch	Benignus, Gregor II.	7 22 17 7 11	47 4 53		
14 Donnerstag	Valentinus	7 20 17 9 12	51 5 33		
15 Freitag	† Faustinus, Siegfried	7 18 17 11 14	1 6 5		
16 Sonnabend	Juliana	7 16 17 13 15	13 6 27		

8. Woche. Von den Arbeitern im Weinberg. Matth. 20, 1—16.

17 Sonntag	Septuagesima. Donatus	7 14 17 15 16	25 6 44		☾ Vollmond
18 Montag	Simeon von Jer.	7 12 17 17 17	35 6 58		☾ Erdferne
19 Dienstag	Gabinus, Susanna	7 10 17 19 18	45 7 10		
20 Mittwoch	Eleutherius, Isabella	7 8 17 21 19	54 7 22		
21 Donnerstag	Eleonora, Gumbert	7 6 17 23 21	6 7 34		
22 Freitag	† Petri Stuhlfeß zu Antiochia	7 4 17 25 22	18 7 45		
23 Sonnabend	Petrus Damian, Willigis	7 2 17 26 23	33 7 59		

9. Woche. Von vielerlei Acker. Luf. 8, 4—15.

24 Sonntag	Sexagesima. Matthias	7 0 17 28 —	8 17		☾ Letztes Viertel
25 Montag	Walburga	6 58 17 30 0	50 8 42		☾ Südwinde
26 Dienstag	Alexander, Mechthild	6 56 17 32 2	5 9 17		
27 Mittwoch	Leander, Waldeemar	6 54 17 34 3	15 10 6		
28 Donnerstag	Romanus, Ostwald	6 51 17 35 4	13 11 12		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Stryp etwa 36 Minuten, von Stanislaus und Kołomeja etwa 40 Minuten abrechnen. — Am 3. Februar partielle Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.



Deutsches Brauchtum im Februar.

Wenn auch der Frühling noch fern ist, so gilt doch Mariä Lichtmeß (2. Februar) als allererster Anfang. Das neue Leben beginnt zu keimen, und man versucht es durch alle zur Verfügung stehenden Kräfte zu fördern und zu schützen. Dieser Sinn der Förderung des werdenden und der Reinigung von allem Alten, Verbrauchten liegt auch dem Fastnachtstreiben zugrunde. Wenn das neue Leben beginnt, wird Gericht gehalten über das zu Ende gegangene. Daher sind die Rügen- und Narrengerichte ein unerlässlicher, uralter Bestandteil der Frühlingsfeiern. Am deutlichsten hat sich diese Tradition bei der Fastnacht in Willingen (Schwarzwald) erhalten. Das Fest liegt dort in der Hand der Narrenzunft, die das ganze Jahr über die Verfehlungen der

einzelnen vermerkt, um sie dann in den letzten Tagen der Fastenzeit zu richten und zu sühnen. Bei diesen Narrengerichten ist es natürlich sehr wichtig, daß sich die Richtenden unkenntlich machen, und so treten sie in den verschiedensten und komischsten Verkleidungen auf. So närrisch ihre Gewandung, so närrisch auch ihr Tun. Sie übertreiben alle Schandthaten und lassen es an Ver-spottung und gelächtererregenden Bestrafungen durch Wassergüsse oder Schläger mit der Narrenpritsche nicht fehlen. — In vielen Gegenden Deutschlands, wie z. B. im Oberrhein, werden Höhenfeuer entzündet, deren Schein weit über die Gemarkung fällt, oder es werden brennende Feuerräder von den Bergen ins Tal gerollt. Durch die reinigende und Uebel abwehrende Kraft des Feuers sollen die bösen Geister vertrieben und durch den hellen Schein die Wachstumsgeister geweckt werden.

Mariä Reinigung

(2. Februar)

Würdig, ernst lenkst deine Schritte
Du dem Tempel zu,
Und in flind'ger Frauen Mitte
Opferst, Reinste, du!
Mögen um dich jene Wesen
Schuldbelastet sein — —
Was bedarf's denn, dich zu lösen,
Du bist engelrein.

Sieh, dein Kindlein, das wir loben,
Ward vom Heil'gen Geist . . .
Doch dein ernster Blick nach droben
Mich verkümmern heißt. —
Nur ein Fünkchen in mir zünde
Deiner Liebe an,
Halt's lebendig, und ich finde
Bald die rechte Bahn!

Rudolf Grein.

Wetter- und Bauernregeln.

Zur sich um Lichtmeß' die Sonn' einfinden, ist noch viel
Schnee dahinten.

Zubiel im Baum, läßt dem Obst keinen Raum.

Gedenktage.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Anfang des Monats 35 Minuten lang nach seinem Aufstehen in der Dämmerung am Abendhimmel sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt im Laufe der ersten Tage des Monats noch etwas zu und dann schnell ab. Vom 12. Februar ab ist Merkur nicht mehr sichtbar. — Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Anfang des Monats 1 Stunde und wächst bis zum Monatsende auf 1 Stunde 45 Minuten. — Mars geht am Anfang des Monats kurz nach 23 Uhr auf und kann für den Rest der Nacht bis zum Verschwinden in der Morgendämmerung gesehen werden. Im Laufe des Monats verliert sich der Aufgang immer mehr und erfolgt am Monatsende schon um 21 Uhr 40 Min. — Jupiter kann am Anfang des Monats von kurz nach 2 Uhr bis zu seinem Verschwinden in der Morgendämmerung am östlichen Himmel gesehen werden. Der Aufgang verliert sich im Laufe des Monats und erfolgt am Monatsende um 0 Uhr 30 Minuten. — Saturn ist in den ersten Tagen des Monats nur noch wenige Minuten nach seinem Erscheinen in der Abenddämmerung sichtbar. Vom 4. Februar ab ist er unsichtbar.

Lenzmonat



31 Tage

	Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen-		Mond-		Zeich.	Mondwechsel
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1	Freitag	† Albinus, Suitbert	6 49	17 37	4 55	12 34		
2	Sonnabend	Simplicius, Honorat	6 47	17 39	5 27	14 5		
10. Woche. Jesus weisagt sein Leiden und heilt einen Blinden. Luf. 18. 31—43.								
3	Sonntag	Quinquagesima. Kunigunde	6 45	17 41	5 51	15 38		☾ Neumond Erdnähe
4	Montag	Kasimir, Luzius	6 42	17 43	6 10	17 11		
5	Dienstag	Fastnacht, Fridolin, Fr., Hinkmar	6 40	17 44	6 25	18 42		
6	Mittwoch	† † Mischermittwoch, Perpetua	6 37	17 46	6 41	20 12		
7	Donnerstag	Thomas von Aquino	6 35	17 48	6 57	21 41		
8	Freitag	† † Johann de Deo	6 33	17 50	7 16	23 9		
9	Sonnabend	Franziska von Rom, Reinhard	6 31	17 52	7 40	—		
11. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4. 1—11.								
10	Sonntag	1. Fastensonntag. 40 Märtyrer	6 28	17 53	8 9	0 31		☾ Erstes Biertel Nordwende
11	Montag	Eulogius, Heraklius	6 26	17 55	8 49	1 44		
12	Dienstag	Gregor der Große, Engelhard	6 24	17 57	9 41	2 46		
13	Mittwoch	Quat. Euphrasia, Rosa, Modesta	6 22	17 59	10 43	3 32		
14	Donnerstag	Mathilde, Alfred, Pauline	6 19	18 1	11 51	4 7		
15	Freitag	† Longinus, Clemens Hofbauer	6 17	18 2	13 2	4 31		
16	Sonnabend	Heribert, Hilarius	6 14	18 4	14 14	4 51		
12. Woche. Von der Verkürzung Christi. Matth. 17. 1—9.								
17	Sonntag	2. Fastensonntag. Gertrud	6 12	18 6	15 24	5 5		☾ Erdferne
18	Montag	Cyrius, Eduard	6 10	18 8	16 34	5 18		
19	Dienstag	Joseph, Nährvater Jesu	6 8	18 10	17 44	5 31		
20	Mittwoch	Joachim, Eugen, Wolfram	6 5	18 11	18 55	5 42		
21	Donnerstag	Benediktus	6 3	18 13	20 7	5 53		
22	Freitag	† Octavian, Nikolaus v. d. Flüe	6 1	18 15	21 22	6 8		
23	Sonnabend	Otto, Pelagia, 7 Schmerz. Mar.	6 59	18 17	22 38	6 25		
13. Woche. Jesus treibt einen Teufel aus. Luf. 11. 14—28.								
24	Sonntag	3. Fastensonntag. Gabriel	5 56	18 18	23 53	6 48		☾ Letztes Biertel Südweste
25	Montag	Maria Verkündigung	5 54	18 20	—	7 19		
26	Dienstag	Ludger, Emanuel	5 51	18 21	1 4	8 2		
27	Mittwoch	Rupert, Johannes von Dam.	5 49	18 23	2 5	9 1		
28	Donnerstag	Gunttram, Sirius, Joh. p. Kap.	5 47	18 25	2 51	10 16		
29	Freitag	† Eustasius, Rudolf	5 44	18 27	3 27	11 39		
30	Sonnabend	Quirinus	5 42	18 28	3 52	13 8		
14. Woche. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6. 1—15.								
31	Sonntag	4. Fastensonntag. Walbina	5 39	18 30	4 12	14 38		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rastowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strij etwa 36 Minuten, von Stanislaus und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen. — Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.



Deutsches Brauchthum im März.

Der alte römische Jahresanfang hat in verschiedenen Gegenden seine Spuren in dem Brauch des „Winteraustreibens“ hinterlassen. Besonders am Sonntag Lätare finden vielfach Feiern statt, die den Auszug des Winters und die Einkehr des Frühlings ver sinnbildlichen, so der Brauch des „Todaustragens“. Eine Stroh puppe, die den Winter darstellt, wird unter Gesang im Dorf umhergeführt und dann unter Jubel verbrannt oder ertränkt. In der Pfalz finden symbolische Kämpfe zwischen Sommer und Winter statt: zwei Knaben, der Sommer in Ephau, der Winter in Stroh gehüllt, kämpfen miteinander, wobei der Sommer immer siegen muß. Er hält dann, umtanzt von einer jubelnden Kinderschar, die buntheingänge Sommertagsfeste trägt, Einzug in Dorf oder Stadt. Palmsonntag rückt heran; in allen katho-

lischen Kirchen werden Palmen geweiht, die man in vielen Gegenden durch immergrüne Pflanzen und Frühlingszweige ersetzt. Schon einige Tage vorher wird in Wäldern, Wägen, Schwaben und anderen Ländern aus dem Wald eine schlanke Tanne geholt, die, mit bunten Bändern, Blumen und Äpfeln geschmückt, am Sonntagmorgen vom Sohn des Hauses in die Kirche getragen wird, wo der Priester sie weicht. Mit ihr wird der Segen ins Haus getragen. In früheren Jahrhunderten wurde bei den Palmsonntagsprozessionen vielfach ein „Palmeſel“, auf dem der Heiland ſeinen Einzug hielt, mitgeführt. Später war es dann ein hölzerner Eſel auf Rädern, den man noch heute in einzelnen Orten in Schwaben ſehen kann. — Am Gründonnerstag verſtummen die Kirchenglocken, ſie gehen zur Weihe nach Rom. Für ſie ruſen Klappern und Ratschen zum Gottesdienſt.

Gebet zum hl. Joseph.

Heiliger Joseph, liebster Vater,
Du mein Schutz und mein Berater,
In meiner Noth fleh' ich zu dir,
O heiliger Joseph, hilf auch mir,
Denn niemals ist es noch gehört,
Daß, wer nur deine Hilf' begehrt
In gläubig festem Gottvertraun,
Daß der nicht durst' auf Hilfe dann.
Drum sieh mich hier zu deinen Füßen,
Mit Leid und Seel dich zu begrüssen,
Und flehn in meiner Noth zu dir:
O heiliger Joseph, hilf auch mir.

F. 2.

Gedenktage.

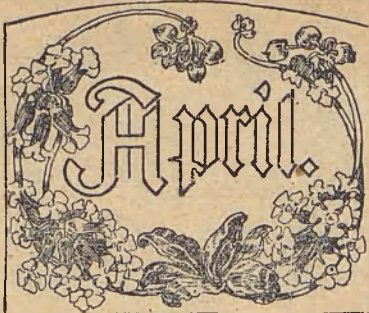
Wetter- und Bauernregeln.

Donnert's in den März hinein, wird der Roggen gut
gedeißen, —
Ist's um St. Josef hell und klar, kannst hoffen auf ein
gutes Jahr. —
Wenn der Auckuck im März viel schreit, folgt meist ein
guter Frühling.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist nicht sichtbar. — Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Anfang des Monats 1 Stunde 45 Minuten und nimmt bis zum Ende des Monats auf 2 Stunden 30 Minuten. — Mars erscheint am Anfang des Monats um 21 Uhr 35 Minuten am südlichen Horizont und kann bis zum Verschwinden in der Morgendämmerung gesehen werden. Vom 26. März ab ist er die ganze Nacht über sichtbar. — Jupiter geht am Anfang des Monats um 0 Uhr 25 Minuten auf und kann für den Rest der Nacht am südlichen Himmel gesehen werden. Im Laufe des Monats verflucht sich der Ausgang immer mehr und erfolgt am Monatsende um 22 Uhr 25 Minuten. — Saturn ist nicht sichtbar.

Ostermonat



30 Tage

	Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen-		Mond-		Zeich.	Mondwechsel
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1	Montag	Hugo	5 37	18 32	4 29	16 7		Erdnähe
2	Dienstag	Franz von Paula	5 35	18 34	4 45	17 36		
3	Mittwoch	Richard, Reinhard	5 32	18 36	5 0	19 6		Neumond
4	Donnerstag	Isidorus, Maurus	5 30	18 37	5 19	20 35		
5	Freitag	† Vincenzius, Ferrer	5 27	18 39	5 40	22 3		
6	Sonnabend	Cölestinus, Nofkar, Isolde	5 25	18 41	6 8	23 22		

15. Woche. Christi Steinigung. Joh. 8, 46—59.

7	Sonntag	Passionssonntag. Hermann	5 23	18 43	6 44	—		Nordwende
8	Montag	Albert	5 21	18 45	7 32	0 31		
9	Dienstag	Maria Kleopha	5 18	18 46	8 31	1 25		1 Erstes Viertel
10	Mittwoch	Czechiel	5 16	18 48	9 38	2 5		
11	Donnerstag	Leo der Große	5 14	18 50	10 50	2 33		Erdferne
12	Freitag	† Julius	5 12	18 52	12 1	2 55		
13	Sonnabend	Hermenegild, Ida	5 10	18 54	13 12	3 11		

16. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—19.

14	Sonntag	Palmsonntag. Tiburtius	5 7	18 55	14 22	3 25		2 Vollmond
15	Montag	Anastasia, Veronika	5 5	18 57	15 31	3 37		
16	Dienstag	Drogo, Lambert, Benedikt	5 3	18 59	16 41	3 49		
17	Mittwoch	Anicetus, Rudolf	5 1	19 1	17 54	4 1		
18	Donnerstag	Gründonnerstag	4 59	19 2	19 8	4 15		
19	Freitag	†† Karfreitag	4 56	19 4	20 24	4 31		
20	Sonnabend	† Karfreitag	4 54	19 5	21 41	4 53		

17. Woche. Christi Auferstehung. Mark. 16, 1—7.

21	Sonntag	Ostersonntag. Anselm, Lothar	4 52	19 7	22 54	5 22		Südweste
22	Montag	Ostersonntag. Soter u. Cajus	4 50	19 9	23 59	6 2		
23	Dienstag	Georg, Gerhard	4 48	19 11	—	6 56		
24	Mittwoch	Adalbert, Fidelis v. Sigmaringen	4 45	19 12	0 49	8 7		
25	Donnerstag	Schuyf. hl. Josef, Markus Ev.	4 43	19 14	1 28	9 27		3 Letztes Viertel
26	Freitag	Kletus, Marcellus	4 41	19 16	1 55	10 51		
27	Sonnabend	Anastasis, Petrus Canisius	4 39	19 18	2 16	12 18		

18. Woche. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20, 19—31.

28	Sonntag	Weiher Sonntag. Vitalis	4 37	19 20	2 34	13 44		Erdnähe
29	Montag	Petrus-Märt., Jementraud, Rob.	4 35	19 21	2 49	15 10		
30	Dienstag	Katharina von Siena	4 33	19 23	3 5	16 37		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rastowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strij etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.



Deutsches Brauchrum im April.

Nach der irösen und mit Aberglauben erfüllten Zeit der Karwoche wirkt Ostern wie eine Befreiung. Die Glocken klingen wieder von den Türmen, das Gute, der Frühling, hat nun die bösen Wintergeister endgültig besiegt. Als Dank dafür wurden der Gottheit Opfergaben dargebracht, und zwar als Symbol der Fruchtbarkeit das Ei. Die christliche Kirche hat diesen Brauch übernommen und die Eier als Symbol des wiederauferstandenen Erlösers gedeutet. Das Ei als Träger des Lebens wehrt Uebel und Krankheit und hat segenspendende Bedeutung. Eier, die beim Wiedererwachen der Natur, also im Frühling, gelegt sind, tragen ganz besondere Kräfte in sich. Darum verspricht man sich von ihrem Genuß am Ostertag Segen für das ganze Jahr. Die Schalen der Ostereier werden unter den Samen gemischt, um auch auf ihn die segensbringende Wirkung zu über-

tragen, oder man begräbt ein Ei im Acker. Mit dieser Gegenswirkung hängen auch die Eiergeschenke für die Kinder zusammen. Unter den vielen Eierspielen der Kinder ist das bekannteste und beliebteste das Eierbütschen. — Eine wichtige Rolle im volkstümlichen Glauben spielt das Wasser, das Osterwasser. Es wird am Karfreitag, Gründonnerstag oder Ostermontag schweigend vor Sonnenaufgang geschöpft. Es hat Heilkraft, spendet Schönheit und Gesundheit. Neben dem Wasser hat auch das Feuer heilsame und segensbringende Wirkung, daher flammen noch heute vielerorts am Karsonnabend oder auch am Ostertag die Feuer auf den Höhen, rollen die brennenden Räder ins Thal und leuchten segenspendend über die Acker. In Hannover, Oldenburg und Westfalen werden die Herdfeuer gelöscht und mit einem Funken aus Stahl und Stein neu entzündet. Im Osterfeuer angekohltes Holz trägt den Lichtsegel in sich.

Jesus, der göttliche Sieger!

Christ ist erstanden
 von der Mater allen.
 Des sollen wir alle froh sein,
 Christ will unser Trost sein.
 Wär er nicht erstanden,
 die Welt, die wär vergangen
 weil er nun erstanden ist,
 loben wir Herrn Jesus Christ.

Volksgut.

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

Trockner April ist nicht des Bauern Will'.

Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn
in voller Pracht.

Nasser April verspricht der Früchte viel.

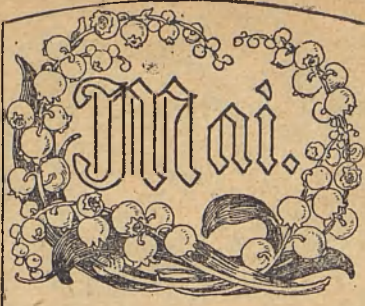
An St. Ezechiel (10. April), dem 100. Tag nach Neujahr, säe Leinsamen, so gedeiht er wunderbar.

Nach Georgi (23.) soll man die Wiesen nicht mehr beweiden.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist nicht sichtbar. — Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Am Anfang des Monats beträgt die Dauer der Sichtbarkeit 2 Stunden 30 Minuten, sie wächst im Laufe des Monats und erreicht am Monatsende 3 Stunden 5 Minuten. — Mars ist die ganze Nacht über sichtbar. — Jupiter erscheint am Anfang des Monats um 22 Uhr 20 Minuten am östlichen Horizont und ist für den Rest der Nacht sichtbar. Vom 26. April ab ist er die ganze Nacht über sichtbar. — Saturn ist für den größten Theil des Monats nicht sichtbar. Am 25. April taucht er am östlichen Morgenhimmel auf und kann am Ende Monats etwa 10 Minuten lang nach seinem Aufgange gesehen werden, ehe er in der Dämmerung verschwindet.

Wonnemonat



31 Tage

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg., Untg.	Mond- Aufg., Untg.	Zeich.	Mondwechsel
1 Mittwoch	Philippus, Jakobus	4 31 19 25	3 21 18 4		☾ Neumond
2 Donnerstag	Athanasius, Sigmund	4 29 19 27	3 41 19 31		
3 Freitag	Kreuz-Erfindung	4 27 19 28	4 6 20 56		
4 Sonnabend	Monika, Florian	4 25 19 30	4 38 22 10		

19. Woche. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16.

5 Sonntag	2. Sonnt. n. Ostern. Pius V.	4 23 19 31	5 22 23 13		Nordwende
6 Montag	Joh. von der Pforte	4 21 19 33	6 16 23 58		
7 Dienstag	Stanislaus, Gisela	4 19 19 35	7 22 —		
8 Mittwoch	Michaels Erscheinung	4 17 19 36	8 33 0 33		
9 Donnerstag	Gregor von Nazianz	4 16 19 38	9 46 0 57		Erdferne D Erstes Vierteil
10 Freitag	Antonius	4 14 19 39	10 58 1 15		
11 Sonnabend	Marertus, Gangolf	4 12 19 41	12 7 1 30		

20. Woche. Ueber ein kleines erfolgende Leiden. Joh. 16, 16—22.

12 Sonntag	3. Sonnt. n. Ostern. Pantr.	4 10 19 43	13 17 1 43		☾ Vollmond
13 Montag	Servatius	4 9 19 44	14 26 1 55		
14 Dienstag	Bonifazius, Christian	4 7 19 46	15 37 2 8		
15 Mittwoch	Sophia, Bertha, Joh. de la Salle	4 6 19 47	16 50 2 21		
16 Donnerstag	Johannes von Nepomuk	4 4 19 49	18 6 2 36		
17 Freitag	Ubalbus, Paschalis, Bruno	4 3 19 51	19 24 2 56		
18 Sonnabend	Venantius, Erika	4 1 19 52	20 40 3 23		

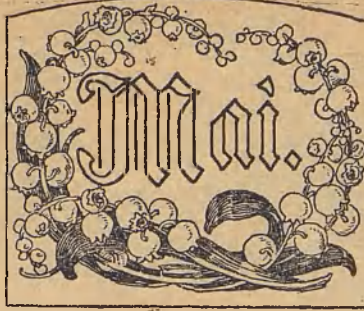
21. Woche. Von Christi Hingang zum Vater. Joh. 16, 5—14.

19 Sonntag	4. Sonnt. n. Ostern. P. Cölest.	4 0 19 54	21 49 3 59		Südweste
20 Montag	Bernhardin	3 58 19 55	22 45 4 50		
21 Dienstag	Felix	3 57 19 57	23 27 5 57		
22 Mittwoch	Julia, Rita, Emil, Helena	3 56 19 58	23 59 7 15		
23 Donnerstag	Desiderius, Euphrosine	3 54 20 0	— 8 40		Erdböhe C Letztes Vierteil
24 Freitag	Johanna, Hildebert	3 53 20 1	0 21 10 6		
25 Sonnabend	Urban, Gregor VII.	3 51 20 3	0 40 11 31		

22. Woche. Von der rechten Bekunft. Joh. 16, 23—30.

26 Sonntag	5. Sonnt. n. Ostern. Philippus.	3 50 20 4	0 55 12 56		
27 Montag	Beda	3 49 20 5	1 11 14 20		
28 Dienstag	Wilhelm, Luzian, August	3 48 20 7	1 26 15 44		
29 Mittwoch	Maximus	3 47 20 8	1 44 17 9		
30 Donnerstag	Himmelfahrt Christi	3 46 20 10	2 7 18 33		
31 Freitag	Petronilla, Angela	3 45 20 11	2 35 19 50		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Weimberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strij etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.



Deutsches Brauchthum im Mai.

Der schönste Teil im Ring der Jahresbräuche ist der Mai, wenn die Welt in Licht und Farbe steht. Mit großer Freude wird er von alt und jung als Sieger des Winters empfangen. In der Walpurgisnacht entfallen zwar die Herzen und bösen Geister noch einmal ihr unheimliches Treiben, aber man sichert sich vor ihnen, wenn man Haus und Hof mit jungem Grün bestreut. Und dann wird der Maibaum aufgerichtet, der die Fülle der Fruchtbarkeit darstellt, die die neuwache Natur auszuüben vermag. Er muß nachts in aller Heimlichkeit von den jungen Burschen des Dorfes gehauen und eingeholt werden. Seine Rinde wird abgehält, damit sie nichts Böses darunter verbergen kann. An diesem Segensbringer werden alle möglichen Symbole befestigt, die man seinem Schutze anbeifelt, vor allem die Abzeichen und Werkzeuge der Handwerker. Unter der grün belassenen Spitze hängt ein Kranz: an ihm, gewissermaßen als Früchte, verlockende Dinge für die männliche

Dorfjugend. Als Geschenke von den Dorfschönen find sie heiß begehrt und werden mit Geschicklichkeit und Kraft und auch manchem Tropfen Schweiß unter dem Jubel des ganzen Dorfes heruntergeholt. — Doch das höchste und edelste Maifest ist das Pfingstfest. Freundlich leuchten die Häuser im Schmuck der Maien, in der Mark Brandenburg kommt noch der Kalmus hinzu. — Nach einem alten deutschen Pfingstbrauch wird aus dem Walde beim Maienholen ein mit Zweigen und Schilf ausgepugtes Männlein ins Dorf getrieben, der „Pfingstl“ (Süd- und Mitteldeutschland) oder „Pfingstbär“ (Elsäß). Das Männchen stellt den Wachstumsgeist dar. Er zieht durch das Dorf und sagt ein Verschen her, worfür er von den Bäuerinnen reich beschenkt wird. Die Umhüllung des Pfingstls gilt als fruchtbringend, ein jeder versucht, ein Stück davon zu erhaschen. Auf den letzten Tag des Monats fällt das Fronleichnamsfest, das mit seiner Bittprozession das glanzvollste Fest der katholischen Kirche ist.

Ave Maria!

Du bist die Maienblüte,
So still und licht und rein,
So voller Himmelsgüte
Und voller Himmelschein.

Du bist die duft'ge Rose,
Die lächelnd aufgeblüht,
Die selbst im Sturmgetöse
Mit milbem Zauber glüht.

So mag kein Himmel blauen,
So blüht kein Blümlein mehr,
Als du, die Frau der Frauen,
So holdig und so hehr.

Fr. A. Muth.

Gedenktage.

This image shows a single sheet of cream-colored paper with horizontal blue ruling lines. The lines are evenly spaced and run across the width of the page. There is no handwriting or other markings on the paper.

Wetter- und Bauernregeln.

Genügender Regen im Mai, gibt dem ganzen Jahr
Brot und Heu. —

Malregen auf die Saaten, dann regnet es Dürsten. —
An Urbani (25. Mai) säe Flachs und Hanf!

Wer schläft im Mai, schreit im September „o weih!“

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Anfang des Monats nicht sichtbar. Am 9. Mai taucht er in der Abenddämmerung auf und ist für den Rest des Monats mit weitem Abendhimmel sichtbar. In den Tagen um den 20. Mai herum erreicht die Dauer der Sichtbarkeit ihren größten Betrag mit 25 Minuten, am Ende des Monats beträgt sie nur noch 25 Minuten. Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Anfang des Monats etwa über 3 Stunden und verringert sich im Laufe des Monats langsam auf 2 Stunden 45 Minuten. - Mars ist bis zum 24. Mai die ganze Nacht über sichtbar. Am Ende des Monats kann er vom Aufgängen in der Abenddämmerung bis zum Untergang um 1 Uhr 45 Minuten gesehen werden. - Jupiter ist die ganze Nacht über sichtbar. - Saturn ist am östlichen Morgenhimmel vom Aufgang bis zum Verfinstern in der Dämmerung sichtbar. Am Anfang des Monats erfolgt der Aufgang kurz vor 3 Uhr und die Dauer der Sichtbarkeit beträgt etwa 10 Minuten. Im Laufe des Monats verfrüht sich der Aufgang immer mehr und am Monatsende erscheint Saturn kurz nach 1 Uhr am östlichen Horizont und ist für den Rest der Nacht sichtbar.

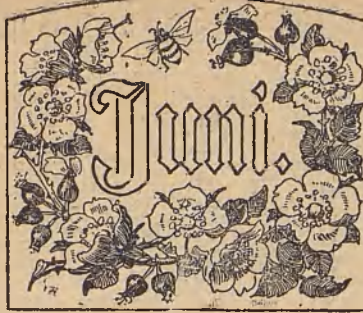
Brachmonat

Juni.

30 Tage

Monats- und Wochentage		Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg./Untg.		Mond- Aufg./Untg.		Zeich.	Mondwechsel
1	Sonnabend	Juventius, Runo	3 44	20 12	3 13	20 59		Neumond
23. Woche. Von der Verheißung des Heil. Geistes. Joh. 15/16, 26—16, 4.								
2	Sonntag	6. Sonnt. n. Ostern. Armin	3 43	20 13	4 4	21 50		Nordwende
3	Montag	Klotilde, Marandus	3 43	20 14	5 6	22 30		
4	Dienstag	Quirinus, Werner	3 42	20 15	6 15	22 58		
5	Mittwoch	Bonifacius, Winfried	3 41	20 16	7 29	23 19		
6	Donnerstag	Norbert, Klaudius	3 40	20 17	8 41	23 35		
7	Freitag	† Robert, Lukretia	3 40	20 18	9 52	23 49		Erdferne
8	Sonnabend	Medardus	3 39	20 19	11 2	—		
24. Woche. Von der Sendung des Heil. Geistes. Joh. 14, 23—31.								
9	Sonntag	Pfingstsonntag. Primus	3 39	20 20	12 10	0 1		D Erstes Viertel
10	Montag	Pfingstmontag. Margareta	3 38	20 21	13 20	0 14		
11	Dienstag	Barnabas, Flora	3 38	20 22	14 31	0 26		Erdnähe
12	Mittwoch	Basilides (Quatember)	3 37	20 22	15 46	0 40		
13	Donnerstag	Anton v. Pad.	3 37	20 23	17 2	0 58		
14	Freitag	† Basilus der Große	3 36	20 23	18 20	1 21		
15	Sonnabend	Vitus u. Kreszentia, Modesta	3 36	20 24	19 32	1 53		
25. Woche. Mir ist gegeben alle Gewalt. Matth. 28, 18—20.								
16	Sonntag	Dreifalt.-Fest. Benno, Gebh.	3 36	20 24	20 36	2 39		Vollmond Südwende
17	Montag	Adolf Gundolf	3 36	20 25	21 24	3 40		
18	Dienstag	Mark. u. Marcell., Emil, Ephr.	3 36	20 25	22 0	4 57		Erdnähe
19	Mittwoch	Gervas., Protas., Juliana	3 36	20 26	22 26	6 22		
20	Donnerstag	Fronleichnam. Silverius, Flor.	3 36	20 26	22 46	7 50		
21	Freitag	Aloysius, Luitfried	3 36	20 26	23 2	9 17		
22	Sonnabend	Paulinus v. Nola, Alwine	3 36	20 26	23 18	10 43		
26. Woche. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24.								
23	Sonntag	2. Sonnt. n. Pfingst. Edeltrud	3 37	20 27	23 33	12 7		C Letztes Viertel
24	Montag	Johannes der Täufer	3 37	20 27	23 50	13 32		
25	Dienstag	Prosper, Wilhelm	3 37	20 27	—	14 56		Nordwende
26	Mittwoch	Johann und Paul	3 38	20 27	0 10	16 17		
27	Donnerstag	Ladislaus, 7 Schläfer	3 38	20 27	0 36	17 36		
28	Freitag	Herz-Jesu-Fest, Leo II., P.	3 39	20 27	1 9	18 46		
29	Sonnabend	Peter und Paul	3 39	20 27	1 55	19 44		
27. Woche. Vom verlorenen Schaf und Groschen. Luk. 15, 1—10.								
30	Sonntag	3. Sonntag nach Pfingsten Pauli Gedächtnis, Donatus	3 40	20 27	2 52	20 27		Neumond

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strzy etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.
Am 22. Juni Sommeranfang, längster Tag. — Am 30. Juni partielle Sonnenfinsternis.



Deutsches Brauchtum im Juni.

Mitten in die fest- und braucharme Sommerszeit fällt der Johannisstag am 21. Juni. Die Johannisbräuche gehen auf altheidnische Reinigungsbräuche, die vor Seuchen und Mißernte schützen sollten, zurück. Die christliche Kirche hat dann, als sie den Geburtstag Christi auf den 25. Dezember gelegt hatte, den Geburtstag Johannes des Täufers, der sechs Monate älter war, auf den Tag des heidnischen Sommerreinigungsfestes zur Zeit der Sommer Sonnenwende gelegt. Aller Segen des Johannisfestes vereinigt sich in den Feuern, die am Vorabend überall auf den Höhen emporlodern. Das Material zu dem Johannisfeuer wird zusammengebetelt, ein jeder soll dazu geben und dadurch Anteil gewinnen an seinem Segen. Die flammende Glut wird umtanzt, und wenn

sie am Verlöschen ist, springen Burschen und Mädchen Hand in Hand über das Feuer, um seiner fruchtbringenden Kraft teilhaftig zu werden und von Krankheit das Jahr über verschont zu bleiben. Vielsach treibt man das Vieh durch die verlöschende Glut, um Wachstum und Fruchtbarkeit zu fördern. Der helle Flammenschein und der Rauch bringen den Feldern Segen. Vielen Kräutern wohnt, wenn sie schweigend in der Geisterstunde der Johannisnacht gesammelt werden, besondere Heilkraft inne. Als besonders segensbringend gilt das Johannis-
traut; es heilt Wunden, schützt vor Unglück und Ver-
herung. Der Same des Farnkrautes, der in der Jo-
hannisnacht mit einem Reichtuch aufgefangen wird, macht unsichtbar, erhält jung, fördert Reichtum und bringt Glück im Spiel.

Zum heiligsten Herzen Jesu.

In dein heiliges Herz, o Jesu.
Schließ in deiner Lieb' mich ein,
Daß ich stets in dir beschützt
Werd' vor allem Bösen sein.

Alles, was ich hab' und bin,
Lege ich in deine Hände,
Leib und Seel' geb' ich dir hin,
Behüte mich bis an mein Ende.

Nimm mich dann in deinen Frieden
Auf zur ewigen Herrlichkeit;
Nach des Lebens Kampf Hienieden
Sei mein Lohn Glückseligkeit.

v. A.

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

Gib's im Juni Donnerwetter, wird auch das Getreide fetter.

Wenn kalt und naß der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr.

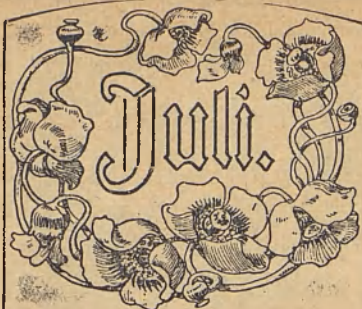
Wenn die Johanniswürmchen glänzen, dann darfst be-
reiten du die Gensfen. —

Juniregen ist Gottes Segen; Sonnenschein daneben, kann
Städter und Bauer leben.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Anfang des Monats noch etwa 20 Minuten lang nach seinem Aufstehen in der Abenddämmerung am nordwestlichen Himmel sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt schnell ab; vom 5. Juni ab ist Merkur unsichtbar. — Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Von ihrem Aufstehen in der Abenddämmerung kann sie am Anfang des Monats 2 Stunden 45 Minuten gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt im Laufe des Monats ab und beträgt am Monatsende nur noch 1 Stunde 35 Minuten. — Mars ist vom Aufstehen in der Abenddämmerung bis zu seinem Untergang sichtbar. Am Anfang des Monats erfolgt der Untergang immer früher und findet am Monatsende um Mitternacht statt. Die Dauer der Sichtbarkeit verringert sich also und beträgt am 30. Juni nur noch 1 Stunde 40 Minuten. — Jupiter ist bis zum 15. Juni noch die ganze Nacht über sichtbar. Am Ende des Monats kann er von seinem Aufstehen in der Abenddämmerung bis zu dem kurz vor 1 Uhr erfolgenden Untergang gesehen werden und ist dann 2 Stunden 55 Minuten sichtbar. — Saturn erscheint am Anfang des Monats am südlichen Horizont und ist bis zum Verschwinden in der Morgendämmerung etwa 1 Stunde lang sichtbar. Im Laufe des Monats vertieft sich der Aufgang immer mehr und erfolgt am Monatsende kurz nach 23 Uhr. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt an diesem Tage 2 Stunden 40 Minuten.

Heumonat



31 Tage

Monats- und Wochentage		Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.		Zeich.	Mondwechsel
1	Montag	Theobald, Fest des kostb. Blutes	3 41	20 27	3 59	21 0		Erdferne
2	Dienstag	Maria Heimsuchung, Otto	3 41	20 26	5 12	21 23		
3	Mittwoch	Hyacinth, Leo II.	3 42	20 26	6 25	21 41		
4	Donnerstag	Ulrich, Protop	3 42	20 25	7 36	21 56		
5	Freitag	† Numerianus, Philomena	3 43	20 25	8 47	22 8		
6	Sonntag	Jesajas Pr.	3 44	20 24	9 56	22 20		
28. Woche. Von Petri reichem Fischzuge. Luk. 5, 1—11.								
7	Sonntag	4. Sonnt. n. Pfingst. Willibald	3 45	20 24	11 4	22 33		D Erstes Viertel
8	Montag	Kilian, Edgar	3 46	20 23	12 14	22 46		
9	Dienstag	Cyrillus, Leonore, Eduard	3 47	20 23	13 26	23 1		
10	Mittwoch	Siebenbrüder, Felizitas, Amalie	3 48	20 22	14 40	23 22		
11	Donnerstag	Pius I., Olga, Sigisbert	3 49	20 21	15 57	23 49		
12	Freitag	† Joh. Gualbert, Ansbald	3 50	20 20	17 11	—		Südweste
13	Sonntag	Margareta, Anaklet, Eugen	3 51	20 19	18 19	0 27		
29. Woche. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24.								
14	Sonntag	5. S. n. Pf. Bonaventura	3 52	20 18	19 15	1 19		E Vollmond
15	Montag	Apostel Teilung, Heinrich	3 53	20 17	19 56	2 31		
16	Dienstag	Stapulierfest	3 54	20 16	20 27	3 53		
17	Mittwoch	Alexius, Jrmgard	3 56	20 15	20 50	5 24		
18	Donnerstag	Fridericus, Ramillus	3 57	20 13	21 9	6 55		
19	Freitag	† Vinzenz von Paul	3 59	20 12	21 25	8 24		
20	Sonntag	Margareta; † Ceslaus	4 0	20 11	21 41	9 51		Nordweste
30. Woche. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1—9.								
21	Sonntag	6. S. n. Pf. Praxedes	4 1	20 10	21 57	11 17		C Letztes Viertel
22	Montag	Maria Magdalena	4 3	20 8	22 16	12 42		
23	Dienstag	Apostlinaris, Liborius	4 4	20 7	22 40	14 6		
24	Mittwoch	Christine, Kunigundis, Arnulf	4 6	20 5	23 11	15 26		
25	Donnerstag	Jakobus, Christoph	4 7	20 4	23 52	16 38		
26	Freitag	† Anna	4 9	20 3	—	17 40		
27	Sonntag	Pantaleon, Konstantin	4 10	20 1	0 45	18 74		Nordweste
31. Woche. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.								
28	Sonntag	7. S. n. Pf., Innocenz I., Viktor	4 12	20 0	1 48	19 3		D Neumond
29	Montag	Martha	4 13	19 58	2 58	19 28		
30	Dienstag	Abdon u. Seemann, Urban	4 15	19 57	4 11	19 48		
31	Mittwoch	Ignatius v. Loyola	4 16	19 55	5 23	20 3		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Vofen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rastowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strzy etwa 30 Minuten, von Stanislaw und Solomeja etwa 40 Minuten abrechnen.

Am 7. Juli Sonne in Erdferne. — Am 16. Juli totale Mondfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar. — Am 30. Juli partielle Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.



Merkur ist nicht sichtbar. — Venus ist den ganzen Monat über als Abendstern sichtbar. Von ihrem Aufstehen in der Dämmerung ab kann sie am Anfang des Monats 1 Stunde 30 Minuten gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt ab und beträgt am Monatsende nur noch 25 Minuten. — Mars ist am Anfang des Monats nach dem Aufstehen in der Abenddämmerung 1 Stunde 35 Minuten sichtbar. Im Laufe des Monats verringert sich die Dauer der Sichtbarkeit langsam und beträgt am Monatsende 55 Minuten. — Jupiter ist am Anfang des Monats 2 Stunden 50 Minuten nach dem Aufstehen in der Abenddämmerung sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit verringert sich langsam und beträgt am Ende des Monats 1 Stunde 40 Minuten. — Saturn geht am Anfang des Monats um 23 Uhr auf und ist für den Rest der Nacht sichtbar. Vom 19. Juli ab ist er die ganze Nacht über sichtbar.

Erntemonat



31 Tage

	Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen-		Mond-		Zeich.	Mondwechsel
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1	Donnerstag	Petri Kettenfest	4 18	19 54	6 34	20 17		Erdsferne
2	Freitag	† Portiunkula, Alfons v. Lig.	4 19	19 52	7 43	20 29		
3	Sonnabend	Stephan Auffindung, Chdia	4 21	19 51	8 51	20 41		

32. Woche. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1—9.

4	Sonntag	8. S. n. Pfingst. Dominikus	4 22	19 49	10 1	20 53		D Erstes Viertel
5	Montag	Maria Schnee	4 24	19 47	11 10	21 8		
6	Dienstag	Berkl. Christi, Sirtus	4 25	19 45	12 23	21 25		
7	Mittwoch	Cajetanus, Elfra	4 27	19 44	13 36	21 49		
8	Donnerstag	Cyriacus, Emil	4 28	19 42	14 50	22 20		
9	Freitag	† Romanus, Frenus, Joh. v. S.	4 30	19 40	16 0	23 5		Südweste
10	Sonnabend	Laurentius, Laura	4 32	19 38	17 1	—		

33. Woche. Von der Zerstörung Jerusalems. Luf. 19, 41—47.

11	Sonntag	9. S. n. Pf. Tiburtius, Susanna	4 34	19 36	17 48	0 6		D Vollmond Erdnähe
12	Montag	Klara, Hilarian	4 35	19 34	18 25	1 23		
13	Dienstag	Hippolytus, Joh. Berghmanns	4 37	19 32	18 51	2 49		
14	Mittwoch	Eusebius, Eberhard	4 39	19 30	19 12	4 21		
15	Donnerstag	Maria Himmelfahrt	4 41	19 28	19 29	5 53		
16	Freitag	† Rochus, Joachim	4 42	19 26	19 46	7 24		
17	Sonnabend	Liberatus, Hyazinth, Bertram	4 44	19 24	20 3	8 53		

34. Woche. Vom Phariseer und Zöllner. Luf. 18, 9—14.

18	Sonntag	10. S. n. Pf. Helena, Olga	4 45	19 22	20 22	10 21		C Letztes Viertel Nordweste
19	Montag	Sebalb, Joh. Judas	4 47	19 20	20 45	11 48		
20	Dienstag	Bernhard	4 49	19 18	21 13	13 13		
21	Mittwoch	AnastasiuS, Franziska v. Chantal	4 51	19 16	21 51	14 29		
22	Donnerstag	Timotheus	4 52	19 13	22 41	15 35		
23	Freitag	† Philipp Benit	4 54	19 11	23 40	16 26		
24	Sonnabend	Bartholomäus, Dietrich	4 56	19 9	—	17 5		

35. Woche. Der Taubstumme. Mark. 7, 31—37.

25	Sonntag	11. S. n. Pf. Ludwig, Elvira	4 58	19 7	0 48	17 33		D Neumond Erdsferne
26	Montag	Zephyrinus	4 59	19 4	2 0	17 55		
27	Dienstag	Rufus, Josef v. Kalafanza	5 1	19 2	3 12	18 11		
28	Mittwoch	Augustinus, Gustav	5 2	18 59	4 23	18 25		
29	Donnerstag	Joh. Enthauptung	5 4	18 57	5 33	18 37		
30	Freitag	† Rosa v. Lima	5 6	18 55	6 41	18 49		
31	Sonnabend	Raimund, Isabella	5 7	18 53	7 49	19 2		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowiß und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Stsch etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.



Deutsches Brauchium im August.

Der August ist der schwerste, aber auch der reichste Monat für den Landmann, denn es gilt, den Erntesegen einzubringen. Die Ernte ist in vollem Gange; während der Arbeit hilft Gebet und Glockenläuten, verpönt ist laute Fröhlichkeit. In Schle en wird auf die erste Kornmandel ein Kreuz aufgestellt. Jeder Vorübergehende wird es fromm grüßen und so den Segen auf den Acker herabflehen. — In manchen Gegenden, z. B. in der Uckermark, werden die Herrschaft oder auch Fremde, wenn sie zum erstenmal auf das Erntefeld kommen, mit einem Ahrentkranz gebunden, wobei die Schnitterin einen frommen Spruch sagt. — Die letzten Halme des Feldes werden unter einer gewissen Feierlichkeit geschnitten, vielfach von einem Kinde unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit, denn nach dem Volksglauben zieht sich der Geist des Wachstums, der im Getreidefeld umgeht, auf sie zurück. Den letzten Ähren hastet deswegen eine Segenswirkung an, die Körner dieser Ähren sichern dem

Acker die Fruchtbarkeit für das nächste Jahr. In Schlesien werden die Körner in ein Brot gebacken, das gesundheitsbringend ist. In Westfalen wird die letzte Garbe nicht eingebracht, sondern bleibt für das weiße Pferd des „Alten“ stehen, wohl eine letzte Erinnerung an Erntepflicht. Ein besonderes Fest ist das Einbringen des letzten Jaders zugleich mit der Erntekrone und dem Erntekranz, beides Abwandlungen des Lebensbaumsymbols wie Mai- baum und Christbaum. Die Erntekrone wird das ganze Jahr hindurch als Segensbringer aufbewahrt.

Nicht wo des Reiches Grenze eng ihre Mauern zieht, Soll auch vom deutschen Volke schon enden unser Lied; Wo immer deutsche Menschen sich Heim und Herd gebaut, Wo immer auf der Erde klingt deutscher Sprache Laut, Wo sich in Kindeslinder vererbte unsre Art, Blieb Deutschland in der Seele als heilig Land bewahrt. Ob unsres Blutes Wandern auch fern in Fremde ging, Es sei fortan umschlossen von eines Volkes Ring!

O himmlische Königin Maria!

Von Alfred Petrus.

O Mutter aller Gnaden,
Hilf deinem armen Kind,
In deinem Glanz zu baden
Mein Herze rein von Sünd'.
Mit dir nur kann ich siegen,
Laß auf der Erdenbahn
In deinen Arm mich schmiegen,
Sooft Gefahren naht.

Gib Hilfe, wenn ich walle
Im dunklen Erdental.
Nimm in die Freudenhalle
Mich auf nach Todesqual.
Auf deinen milden Zügen
Ruht Himmelsharmonie.
Ich kann mit dir nur siegen!
Ach, bitt' für mich, Marie!

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

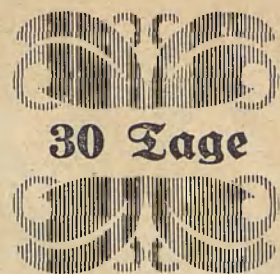
Ist's in den ersten Wochen heiß, so bleibt der Winter lange weiß.

Im August Wind aus Nord, jagt Unbeständigkeit fort. Frisches Obst und schlechter Wein bringen dem Arzt manchen Dukaten ein.

Was der August nicht kocht, läßt der September ungebraut.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist nicht sichtbar. — Venus ist am Anfang des Monats als Abendstern noch 25 Minuten sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt schnell ab und vom 10. August ab ist Venus nicht mehr sichtbar. — Mars ist vom Erscheinen in der Abenddämmerung ab sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit verändert sich im Laufe des Monats nur sehr wenig, sie beträgt am Anfang des Monats 55 Minuten und am Monatsende 45 Minuten. — Jupiter kann vom Auftauchen in der Abenddämmerung ab gesehen werden. Am Anfang des Monats beträgt die Dauer der Sichtbarkeit 1 Stunde 40 Minuten, sie nimmt im Laufe des Monats langsam ab, und am Monatsende ist Jupiter nur noch 1 Stunde 5 Minuten sichtbar. — Saturn ist die ganze Nacht über sichtbar.



Monats- und Wochentage		Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg./Untg.		Mond- Aufg./Untg.		Zeich.	Mondwechsel
36. Woche. Vom Samariter und Leviten. Luk. 10, 23—37.								
1	Sonntag	Schugengelfest. Agidius	5 9	18 50	8 59	19 16		Südweste D Erstes Biertel
2	Montag	Stephan, Emmerich	5 10	18 48	10 10	19 32		
3	Dienstag	Manfuetus, Simeon	5 12	18 46	11 22	19 54		
4	Mittwoch	Rosalie, Ehrentraud	5 14	18 44	12 35	20 21		
5	Donnerstag	Laurentinus, Justiniane	5 15	18 41	13 44	20 59		
6	Freitag	† Magnus, Eleutherius	5 17	18 39	14 48	21 51		
7	Sonnabend	Regina	5 18	18 36	15 39	22 58		
37. Woche. Von den zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19								
8	Sonntag	13. S. n. Pf. Maria Geburt	5 20	18 34	16 20	—		D Vollmond Erdböhe
9	Montag	Gorgonius, Petrus Cla.	5 22	18 32	16 50	0 18		
10	Dienstag	Nikolaus v. Tol., Pulcheria	5 24	18 29	17 13	1 46		
11	Mittwoch	Protus und Hyazinth	5 25	18 27	17 32	3 17		
12	Donnerstag	Maria Namensf., Guido	5 27	18 24	17 50	4 48		
13	Freitag	† Maternus, Notburga	5 29	18 22	18 7	6 19		
14	Sonnabend	Kreuzes Erhöhung	5 31	18 20	18 25	7 50		
38. Woche. Vom Mammonsbienst. Matth. 6, 24—33.								
15	Sonntag	14. S. n. Pf. Nikomedes	5 32	18 17	18 47	9 20		C Letztes Biertel Nordweste
16	Montag	Kornelius	5 34	18 15	19 15	10 48		
17	Dienstag	Lambertus, Hildegard	5 35	18 12	19 49	12 12		
18	Mittwoch	Thom. v. Willan., Irene (Quat.)	5 37	18 10	20 37	13 22		
19	Donnerstag	Januarius	5 39	18 8	21 33	14 21		
20	Freitag	† Eustachius, Fausta	5 41	18 6	22 40	15 4		
21	Sonnabend	Matth. Ev.	5 42	18 3	23 51	15 36		
39. Woche. Der Jüngling zu Nain. Luk. 7, 11—16.								
22	Sonntag	15. S. n. Pf. Moriz, Maur.	5 44	18 1	—	15 59		Erdferne D Neumond
23	Montag	Thella, Linus	5 46	17 59	1 2	16 17		
24	Dienstag	Johann. Empf., Rupert	5 48	17 57	2 13	16 33		
25	Mittwoch	Kleophas, Aurelia, Richardis	5 49	17 54	3 22	16 45		
26	Donnerstag	Cyprianus u. Justina, Egmont	5 51	17 52	4 31	16 58		
27	Freitag	† Rosmas, Dam.	5 52	17 49	5 39	17 11		
28	Sonnabend	Wenzeslaus, Lioba	5 54	17 47	6 49	17 25		
40. Woche. Der Wassersüchtige. Luk. 14, 1—11.								
29	Sonntag	16. S. n. Pf. Michaelis, Erzeng.	5 56	17 45	7 59	17 40		
30	Montag	Hieronymus, Otto	5 57	17 42	9 11	18 0		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitte-europäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strys etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Wolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.
Am 24. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.



Deutsches Brauchtum im September.

Die schwerste Zeit der Kornernnte ist vorüber; jetzt werden nur noch Rüben und Kartoffeln in den Keller geschafft. Der Lambertustag ist der Schlusstermin, an dem der Bauer seine Ernte eingebracht haben soll. In den Gegenden, in denen der Heilige verehrt wird, besonders in Niedersachsen und Westfalen, haben sich noch alte Bräuche erhalten. Die letzte Hasfergarbe wird dem Heiligen geweiht, wohl ein Rest der Dankopfer, die Wotan für einen guten Ernteausfall dargebracht wurden. Vielfach werden an diesem Tage auch die Erntefestern abgehalten. In Münster in Westfalen, wo der Heilige seine schönste Kirche hat, wird der Tag besonders festlich begangen. Am Abend ist die ganze Stadt hell beleuchtet,

Lichterkränze schweben über den Straßen, mit Kerzen, Blumen und Laub geschmückte Holzpyramiden sind aufgestellt, dazwischen zieht die Jugend mit brennenden Laternen singend und jubelnd umher. Diese Sitte ist wohl auf die mittelalterlichen Prozessionen, die besonders in Münster mit großem Prunk stattfanden, zurückzuführen. Auch der Michaelstag (29. September) hängt mit der Wotanverehrung zusammen. An Stelle des heidnischen Gottes, des Helden Wotan, setzte die christliche Kirche den tapferen Streiter mit dem Satan, den Engel Michael. Unsere Vorfahren hielten um diese Zeit der Herbst-Tag- und Nacht-Gleiche das Thing, das Gericht, ab, und bis heute hat sich dieser Tag als Zins- und Abgabentag und Termin für Dienstreutenwechsel erhalten.

Zum hl. Schutzengel.

O Engel rein, o Schützer mein,
du Führer meiner Seele,
laß mich dir anbefohlen sein,
daß ich vor Gott nicht fehle.

Trag mein Gebet zu Gottes Thron
und fleh für meine Sünden;
durch seinen eingebornen Sohn
hilf mir Verzeihung finden.

Beschütze mich im letzten Streit,
wann Leib und Seel' sich scheiden;
begleite mich zur Ewigkeit,
wo Freud' ist ohne Leiden.

D. B.

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

Im September schweigen, im Dezember fügen. —

Regen auf Sankt Michaelstag (29. 9.) gelinden Winter geben mag.

Um Michaelis in der Tat gedeiht die beste Wintersaat.

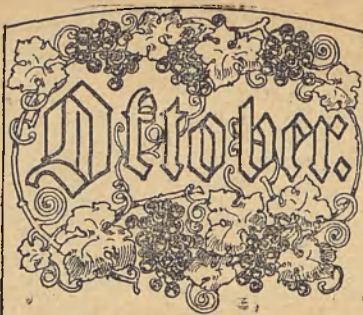
Am Abend rote Sonne ist des Schäfers Wonne.

Rotsonne am Morgen bringt dem Schäfer Sorgen.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist nicht sichtbar. — Venus kann am Anfang des Monats nicht gesehen werden. Am 15. September wird sie als Morgenstern sichtbar und ist für den Rest des Monats sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt schnell zu und beträgt am Ende des Monats 2 Stunden. — Mars ist nach seinem Aufstehen in der Abenddämmerung am südwestlichen Himmel sichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Anfang des Monats 45 Minuten und nimmt im Laufe des Monats langsam um 10 Minuten zu. — Jupiter ist nach dem Aufstehen in der Abenddämmerung am Anfang des Monats 1 Stunde sichtbar. Im Laufe des Monats verringert sich die Dauer der Sichtbarkeit langsam und beträgt am Monatsende 30 Minuten. — Saturn ist bis zum 11. September die ganze Nacht über sichtbar. Am Ende des Monats kann er vom Erscheinen in der Abenddämmerung bis kurz vor 3 Uhr gesehen werden.

Weinmonat



31 Tage

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen-		Mond-		Zeich.	Mondwechsel
		Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1 Dienstag	Remigius, Gisbert	5 59	17 40	10 24	18 26		Südweste D Erstes Wiertel
2 Mittwoch	Leobegar, Schutengelfest	6 0	17 37	11 33	19 0		
3 Donnerstag	Candidus, Theresia v. Kinde Jesu	6 2	17 35	12 38	19 47		
4 Freitag	† Franz von Assisi	6 4	17 33	13 32	20 46		
5 Sonnabend	Placidus, Meinolf	6 6	17 30	14 15	21 59		

41. Woche. Das vornehmste Gebot. Matth. 22, 35—46.

6 Sonntag	Rosenkranzfest. Bruno	6 7	17 28	14 48	23 21		Erdböhe D Vollmond
7 Montag	Martus P.	6 9	17 25	15 14	—		
8 Dienstag	Brigitta, Pelagia	6 11	17 23	15 34	0 47		
9 Mittwoch	Dionysius, Günther	6 13	17 21	15 52	2 14		
10 Donnerstag	Franz Borgia, Gereon	6 15	17 19	16 9	3 43		
11 Freitag	† Burchard, Firminus, German.	6 16	17 16	16 27	5 13		Erdböhe D Vollmond
12 Sonnabend	Maximilian, Walfried	6 18	17 14	16 48	6 44		

42. Woche. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8.

13 Sonntag	18. S. n. Pf. Eduard	6 20	17 12	17 13	8 15		Nordweste C Letztes Wiertel
14 Montag	Calixtus	6 22	17 10	17 45	9 43		
15 Dienstag	Theresa, Hedwig, Thekla,	6 24	17 8	18 28	11 2		
16 Mittwoch	Gallus, Aurelia	6 25	17 5	19 23	12 8		
17 Donnerstag	Hedwig, Margar. M. Macoq.	6 27	17 3	20 28	12 58		
18 Freitag	† Lukas Ev., Justus	6 29	17 1	21 38	13 36		Erdböhe C Letztes Wiertel
19 Sonnabend	Petrus v. Alcantara, Laura	6 31	16 59	22 51	14 3		

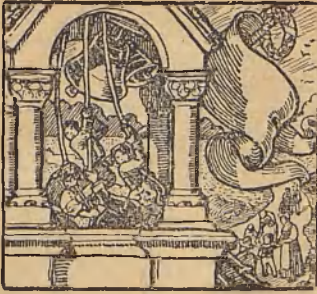
43. Woche. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 1—14.

20 Sonntag	19. S. n. Pf. Wendelin, Feliz.	6 33	16 57	—	14 23		Erdböhe C Letztes Wiertel
21 Montag	Ursula, Hilariant	6 34	16 54	0 3	14 39		
22 Dienstag	Cordula, Salome, Ingbert	6 36	16 52	1 12	14 53		
23 Mittwoch	Joh. v. Capistran, Roman	6 38	16 50	2 21	15 6		
24 Donnerstag	Raphael Erzengel, Gilbert	6 40	16 48	3 29	15 19		
25 Freitag	† Crispin	6 42	16 46	4 38	15 32		Erdböhe C Letztes Wiertel
26 Sonnabend	Bartholomäus, Bernward	6 43	16 44	5 48	15 48		

44. Woche. Des königlichen Sohns. Joh. 4, 46—53.

27 Sonntag	Christi Königsfest. Sabina	6 45	16 42	7 0	16 6		Südweste D Vollmond
28 Montag	Simon, Juda	6 47	16 40	8 12	16 31		
29 Dienstag	Narzissus	6 49	16 38	9 24	17 2		
30 Mittwoch	Serapion, Klaudius, Justina	6 51	16 36	10 30	17 46		
31 Donnerstag	Wolfgang	6 52	16 34	11 28	18 42		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lohz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strij etwa 30 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.



Deutsches Brauchthum im Oktober.

Im Oktober beginnt die lustige Weinernte. Wochenlang vorher darf niemand den Weinberg betreten; der „Saltner“, ein besonders vertrauenswürdiger Mann, wird vom Besitzer des Weinberges dazu bestellt, die Trauben zu hüten. Er ist in Tirol durch eine besonders auffällige Tracht gekennzeichnet: mit hohem, dicht mit bunten Federn besetztem Hut, mit Hellebarbe und großem Messer, auf dem geheimnisvolle Einritzungen zur Abwehr der Hexen und bösen Geister angebracht sind. Durch Glockenläuten wird verkündet, daß der Weinberg wieder betreten werden darf. Nun setzt ein lustiges Treiben ein, der junge Most sorgt für heitere Stimmung. — In manchen Orten Oesterreich schmücken die Winzer eine „Weinberggoas“, ein ziegenähnliches Gebilde, mit einem dichten Traubensfell, langen Hörnern und einer lustigen roten Stoffzunge, die den Lebensobem darstellt. — Wenn nun die Ernte beendet, alles in Scheune und Keller in Sicherheit gebracht ist, bricht sich eine ausgelassene Fröhlichkeit Bahn. Die Erntefeiern sind vielfach zusammengelegt auf den Kirchweihstag, den Tag der Erinnerung an die Weihe eines neugebauten Gotteshauses, der ursprüng-

lich nicht festlag, dann aber zugleich als Erntefeiern (Kirmes) in den Oktober gelegt wurde. Zur Vorbereitung der Kirmes werden in verschiedenen Gegenden junge Leute gewählt, die „Kerbebube“ (Schwab) oder „Plagbuben“ (Thüringen). In einigen mittelhessischen Gegenden herrschte eine feierliche alte Sitte, das „Ausgraben und Begraben“ der Kirmes. Zum Schluß des Festes wurde ein Pferdegeschädel eingegraben, der erst zu Beginn der nächsten Kirmes unter Jubel wieder hervorgeholt wurde. Im allgemeinen aber besteht heute die Kirchweih nur noch aus reichlichem Essen und Trinken, aus Tanz und Jahrmarktsgetriebe.

Volk, dessen Weg nur Liebe der Eigenen begreift, —
Du müßtest dich auf dem Acker, bis reiche Ernte reift,
Dann führt der Fremde lachend sie in sein leeres Haus,
Aus deinen Blumengärten weist er dich kalt hinaus,
O Volk, das sich verschenkt, so wird die Kampf als
Dant,

Doch Kampf, aus dem die Liebe zur Deutschesheit satt
sich trant!

Aus diesem Kampf wird wachsen erst unsre tiefste Kraft,
Uns alle neu zu einen, stolz, gläubig, weisendhaft.

Rosenkranz.

Und ob auch alle Rosen sterben
In herber, weißbereifter Nacht . . .
In meines Herzens Wundergarten
Sind tausend Rosen aufgewacht.
Viel tausend Rosen . . . dunkelbrennend
Und golden leuchtend . . . schimmerndweiß . . .
Ich bring' sie all zu deinen Füßen,
O Mutter gut, zu deinem Preis.
Ich weiß, du nimmst mit Mutterhänden
Mir ab die duftenschwere Last
Und schickst mich nicht ins dunkle Leben,
Eh' siehst du mich gesegnet hast!

F.

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

Sankt Gallen (16. Oktober) läßt Schnee fallen, freibt die Kuh in den Stall und den Apfel in den Sack.
Schneit's im Oktober gleich, dann wird der Winter weich.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Anfang des Monats nicht sichtbar. Am 24. Oktober taucht er am Morgenhimmel um 8 Uhr 30 Minuten auf und kann 10 Minuten lang gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt schnell zu und beträgt am Ende des Monats nahezu 50 Minuten. — Venus ist als Morgenstern sichtbar. Am Anfang des Monats erscheint sie um 5 Uhr 30 Minuten und kann etwas länger als 2 Stunden gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt im Laufe des Monats zu und beträgt am Monatsende 3 Stunden 50 Minuten. — Mars kann am südwestlichen Abendhimmel gesehen werden. Vom Aufstehen in der Dämmerung ab ist er am Anfang des Monats 1 Stunde und am Ende des Monats etwa 1 Stunde 30 Minuten lang sichtbar. — Jupiter ist am Anfang des Monats noch eine halbe Stunde lang nach dem Erscheinen in der Dämmerung am südwestlichen Abendhimmel sichtbar. Vom 23. Oktober ab ist Jupiter nicht mehr sichtbar. — Saturn ist vom Erscheinen in der Abenddämmerung ab sichtbar. Am Anfang des Monats erfolgt der Untergang um 2 Uhr 50 Minuten, am Ende des Monats geht der Planet um 6 Uhr 50 Minuten unter.



	Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen-		Mond-		Zeich.	Mondwechsel
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1	Freitag	Allerheiligen	6 54	16 32	12 14	19 50		
2	Sonnabend	Allerseelen.	6 56	16 30	12 49	21 8		

45. Woche. Vom Schalksknecht. Matth. 18, 23—35.

3	Sonntag	21. S. n. Pf. Hubertus, Jba	6 58	16 28	13 16	22 30		I Erstes Viertel
4	Montag	Karl, Borromäus, Ottokar	7 0	16 26	13 37	23 54		
5	Dienstag	Emmerich, Zacharias, Modesta	7 2	16 25	13 56	—		
6	Mittwoch	Leonhard	7 4	16 23	14 12	1 18		
7	Donnerstag	Engelbert, Willibrord	7 6	16 21	14 29	2 43		Erdböhe
8	Freitag	† 4 Gehr. Märtyrer, Gottfried	7 8	16 19	14 48	4 11		
9	Sonnabend	Theoborus, Dora, Alerius	7 10	16 18	15 11	5 40		

46. Woche. Vom Zinsgrofchen. Matth. 22, 15—21.

10	Sonntag	22. S. n. Pf. Andreas Avellin	7 11	16 16	15 40	7 8		II Vollmond
11	Montag	Martin Bischof	7 13	16 15	16 17	8 34		
12	Dienstag	Martin P., Kunibert	7 15	16 13	17 8	9 47		Nordwende
13	Mittwoch	Stanislaus Kofka	7 17	16 12	18 10	10 47		
14	Donnerstag	Jukundus, Bernward	7 19	16 10	19 20	11 30		
15	Freitag	† Leopold, Albert d. Gr.	7 20	16 9	20 34	12 2		
16	Sonnabend	Edmund, Othmar	7 22	16 7	21 47	12 26		

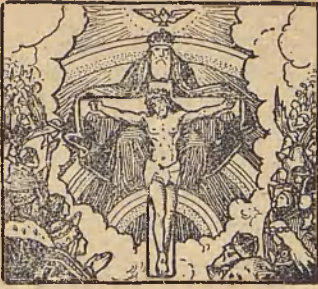
47. Woche. Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26.

17	Sonntag	23. S. n. Pf. Gregor Thaum.	7 24	16 6	22 59	12 43		C Letztes Viertel
18	Montag	Otto, Eugen, Jordan	7 26	16 5	—	12 59		
19	Dienstag	Elisabeth, Bettina, Ilse	7 27	16 3	0 8	13 12		Erdfene
20	Mittwoch	Felix v. Valois, Corbinian	7 29	16 2	1 16	13 25		
21	Donnerstag	Maria Opfer, Kolumban	7 30	16 0	2 24	13 38		
22	Freitag	Cäcilia, Philemon	7 32	15 59	3 34	13 53		
23	Sonnabend	Klemens, Felizitas	7 34	15 58	4 45	14 10		

48. Woche. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—35.

24	Sonntag	24. S. n. Pf. Chrys., Joh. v. Kr.	7 35	15 57	5 57	14 33		D Neumond
25	Montag	Katharina	7 37	15 56	7 11	15 3		
26	Dienstag	Konrad	7 38	15 55	8 20	15 41		Südweste
27	Mittwoch	Virgilius, Valerian	7 40	15 54	9 22	16 35		
28	Donnerstag	Sosthenes, Günther	7 42	15 53	10 12	17 41		
29	Freitag	† Saturnin	7 43	15 52	10 51	18 58		
30	Sonnabend	Andreas	7 45	15 52	11 20	20 19		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rattowitz und Lodz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strzy etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomeja etwa 40 Minuten abrechnen.



Deutsches Brauchtum im November.

Der 1. und 2. November und der letzte November, sonntag sind die christlichen Feiertage für die Toten. — Nach dem Volksglauben kommen an Allerheiligen und Allerseelen vom Abendläuten bis zum Festläuten des nächsten Tages die armen Seelen aus dem Fegeseuer auf die Erde in ihre früheren Wohnstätten zurück. Dort oder auch auf den Gräbern wird Speise und Trank für sie aufgestellt. Prozessionen ziehen mit Lichtern auf die Friedhöfe und schmücken die Gräber, um die armen Seelen zu erfreuen. Die Totenopfer sind vielfach in Spenden an Lebende übergegangen, wofür sich besondere Gebäcke herausgebildet haben, wie z. B. die Seelenwecken, Seelenzöpfe usw. — Nach den Totenfeiern beginnen wieder die Bräuche, in denen Sorge um Schutz und Erhaltung des Lebenden und Hoffnung auf neues Werden zum Ausdruck kommen.

Am 6. November, dem Leonharditag, dem Tag des Schutzherrn der Pferde, finden in Bayern, besonders in Tölz, die sogenannten Leonhardritte statt, die wohl ursprünglich Flurritte gewesen sind. Die schön geschmückten Reiter und die mit vier Pferden bespannten Wagen ziehen feierlich zur Wallfahrtskapelle, wo der Priester die Tiere einsegnet.

Am Martinstag, dem Ehrentag des heiligen Martin, des Beschützers der Vögel, werden große Gänsefesteffen abgehalten, die symbolisch das Sammeln der Kraft für den Winter darstellen. Sie hängen, ebenso wie andere Festschmäuse im November, z. B. die Schlachtfesteffen, mit dem Volksglauben zusammen, daß der Anfang (hier der Anfang des Winters) vorbestimmend für den ganzen kommenden Zeitabschnitt ist. —

Am Ende des Monats folgt dann die Andreasnacht mit vielen Zukunftsbefragungen, hauptsächlich in Liebesangelegenheiten.

Allerseelen.

Allerseelen, Trauertag!
Kinder selbst an Gräbern knien,
Einsam vieler Herzen Schlag,
Doppelt hart ihr Not und Mühen.
Allerseelen, ernster Tag!
Mahnend steigt des Lebens Eise
Vor uns auf. — Im Kirchhofschag
Ruh'n auch wir in kurzer Weile.
Allerseelen, schöner Tag!
Kreuz und Lichtlein künden Hoffen.
Auf zum Ziel trotz Erdenplag,
Denn der Himmel steht uns offen!

Eugenie Santer-Kindler.

Gedenktage.

Wetter- und Bauernregeln.

Wenn im November Donner rollt, wird dem Getreide Lob gezollt.
An Allerheiligen (1. Nov.) sitzt der Winter auf den Zweigen.
Wenn um Martini die Gänse auf dem Eise gehen, so müssen sie oft um Weihnachten im Rote stehen.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist am Morgenhimmel sichtbar. In den ersten Tagen des Monats erscheint der Planet kurz nach 5 Uhr über dem Horizont und kann etwa 50 Minuten lang gesehen werden. Die Dauer der Sichtbarkeit verringert sich dann langsam und vom 21. November ab ist Merkur unsichtbar. Venus erscheint am Anfang des Monats um 2 Uhr 35 Minuten über dem östlichen Horizont und ist 3 Stunden 50 Minuten als Morgenstern sichtbar. Im Laufe des Monats nimmt die Dauer der Sichtbarkeit langsam auf 4 Stunden zu. Mars ist am südwestlichen Abendhimmel sichtbar. Vom Aufstehen in der Dämmerung ab ist er am Anfang des Monats 1 Stunde 30 Minuten lang sichtbar. Am Monatsende beträgt die Dauer der Sichtbarkeit 2 Stunden. — Jupiter ist nicht sichtbar. — Saturn ist vom Aufstehen in der Abenddämmerung ab sichtbar. Am Anfang des Monats erfolgt der Untergang um 0 Uhr 45 Minuten. Er tritt im Laufe des Monats immer früher ein und findet am Monatsende um 22 Uhr 55 Minuten statt.

Christmonat

Dezember

31 Tage

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage	Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.	Zeich.	Mondwechsel
---------------------------	----------------------	------------------------	----------------------	--------	-------------

40. Woche. Von den Zeichen des jüngsten Tages. Luk. 21, 25—33.

1	Sonntag	1. Adventsf. Eligius, Otwin	6 46 15 51 11 42 21 42		D Erstes Viertel Erdnähe
2	Montag	Bibiana, Pauline	7 48 15 50 12 2 23 5		
3	Dienstag	Franz Xaver, Lugius	7 49 15 49 12 18 —		
4	Mittwoch	Barbara, Petrus Chrysologus	7 51 15 49 12 35 0 28		
5	Donnerstag	Sabbas, Petrus	7 52 15 48 12 52 1 51		
6	Freitag	† Nikolaus	7 54 15 48 13 12 3 16		
7	Sonabend	Ambrosius	7 55 15 47 13 37 4 42		

50. Woche. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2—10.

8	Sonntag	Maria Empf.	7 56 15 47 14 9 6 8		E Vollmond Nordwinde
9	Montag	Leokadia	7 57 15 46 14 54 7 25		
10	Dienstag	Melchisedes, Meinhard	7 59 15 46 15 50 8 31		
11	Mittwoch	Damasus	8 0 15 45 16 58 9 22		
12	Donnerstag	Epimachus, Valarich	8 1 15 45 18 12 9 59		
13	Freitag	† Lucia, Ottilie	8 2 15 45 19 27 10 26		
14	Sonabend	Nikolaus, Arsenius	8 3 15 45 20 41 10 47		

51. Woche. Johannis Zeugnis. Joh. 1, 19—28.

15	Sonntag	3. Adventsf. Eusebius, Christ.	8 4 15 46 21 51 11 4		C Letztes Viertel Erdferne
16	Montag	Abelheid	8 5 15 46 23 1 11 17		
17	Dienstag	Lazarus, Sturmuis	8 6 15 46 — 11 31		
18	Mittwoch	† Maria Erwart. (Quat.)	8 7 15 46 0 9 11 44		
19	Donnerstag	Nemesius, Minna, Friedbert	8 7 15 46 1 18 11 58		
20	Freitag	† Ammon, Dominikus	8 8 15 47 2 27 12 14		
21	Sonabend	Thomas Apostel	8 8 15 47 3 39 12 34		

52. Woche. Im 15. Jahre der Regierung Liberii. Luk. 3, 1—6.

22	Sonntag	4. Adventsf. Flavian, Jutta	8 9 15 47 4 51 13 0		Südwinde Neumond
23	Montag	Viktoria	8 9 15 48 6 3 13 35		
24	Dienstag	† Adam, Eva	8 10 15 49 7 8 14 23		
25	Mittwoch	Heil. Christfest.	8 10 15 49 8 5 15 25		
26	Donnerstag	Stephanus	8 11 15 50 8 49 16 40		
27	Freitag	Johannes Evang.	8 11 15 51 9 22 18 3		
28	Sonabend	Unsch. Kindlein	8 11 15 52 9 48 19 28		

53. Woche. Von Simeon und Anna. Luk. 2, 33—40.

29	Sonntag	S. n. Weihn. Thomas B.	8 11 15 53 10 8 20 52		Erdnähe
30	Montag	David, Sabinus, Lothar, Reiner	8 11 15 53 10 25 22 16		
31	Dienstag	Sylvester, Melania	8 11 15 54 10 42 23 39		

Alle astronomischen Zeitangaben sind in mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt. Um die wahre Ortszeit zu erhalten, muß man daher für die Gegend von Posen etwa 8 Minuten, von Bromberg 12 Minuten, von Rastow und Lobz etwa 15 Minuten, von Lemberg und Strzy etwa 36 Minuten, von Stanislaw und Kolomesa etwa 40 Minuten abrechnen.
Am 22. Dezember Wintersanfang, kürzester Tag. Am 25. Dezember ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.



Deutsches Brauchium im Dezember.

Dezember — Weihnachtsmonat. Schon der Niko-
lastag (6. Dezember) ist Weihnachtsverkündung. Die
größte Freude bringt er den Kindern, denen der heilige
Nika aus zum erstenmal erscheint, vielfach begleitet vom
Knecht Ruprecht mit der Rute. Schon lange hat er
die Kinder beobachtet, und nun teilt er den artigen und
fleißigen seine Gaben aus und straft die ungezogenen.
Erscheint er aber nicht selbst, so legt er seine Geschenke
den Kindern in die dazu bereitgestellten Schuhe. — Die
drei Donnerstage vor Weihnachten, die sogenannten
Knöpflesnächte, werden nur noch vereinzelt in Süd-
deutschland und in der Schweiz gefeiert. Die Burschen
und Mädchen ziehen lärmend in den Dörfern umher,
klopfen an Türen und Fenster und heißen Gaben. Das

Klopfen und Lärmen wird heute vom Volk auf christ-
lichen Ursprung zurückgeführt: man habe auf die Geburt
des Heilandes aufmerksam machen wollen. Jedoch der
Ursprung des Brauches ist heidnisch: durch das Lärmen sollen
die bösen Geister an den Donnerstagen, an denen es nicht
geheuer ist, verschucht werden. — Mit den vier Sonn-
tagen haben sich die Adventslichter entzündet, und endlich
nacht der Heilige Abend, endlich erstrahlt der Lichterbaum.
Als die Heimat des Weihnachtsbaumes ist das Elsaß
anzusehen, die Beschreibung des ersten geputzten Baumes
stammt aus dem Jahre 1604. In Osttriesland hatte man
noch bis vor kurzem kleine Holzgestelle, die auch mit
buntem Stroh, Gebäck und Äpfeln geschmückt wurden.
Ein Vorläufer des Christbaumes ist die Weihnachts-
pyramide, die vielerorts im Erzgebirge auch heute noch
gedreht wird.

Adventzeit.

Ein wunderselig Ahnen geht durch meinen Sinn .
So ruhig wird es nun in meiner Kammer.
Verflogen alles Lebens Unrast und der Jammer.
Mein Herz schlägt still, als ruhe es sich aus,
als sei es endlich noch einmal zu Haus.

Ein wunderselig Ahnen geht durch meinen Sinn .
Ich weiß, mein Herze harret großer Dinge.
Es stimmt die Saiten, daß die Seele singe.
Und hell ein kleines Licht ihm dabei brennt,
das stille, frohe Wort: Advent, Advent!

Toni Schreiber

Wetter- und Bauernregeln.

Von Weihnachten bis Dreikönigstag aufs Wetter man
wohl achten mag:

Ist's regen, nebel, wolkenvoll, viel Krankheit es er-
zeugen soll.

Leb' mit Vernunft und Mäßigkeit, bist du vor allem
Wetter gefeit.

Grünen zu Weihnachten Feld und Wiesen, kann leicht
zu Ostern der Frost sie verschließen.

Im Dezember Frost, im Januar Kälte und im Februar
wieder Frost, ist halber Dünge.

Dezember mild mit vielem Regen, gib'ts nächstes Jahr
gar wenig Segen.

Gedenktage.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist nicht sichtbar. — Venus ist als Morgenstern sichtbar. Sie geht am Anfang des Monats um 3 Uhr 20 Minuten auf
und kann 4 Stunden lang gesehen werden. Im Laufe des Monats verringert sich die Dauer der Sichtbarkeit und beträgt am Jahres-
ende 3 Stunden 5 Minuten. — Mars ist am südwestlichen Abendhimmel sichtbar. Vom Aufgange in der Dämmerung kann er am
Anfang des Monats 2 Stunden gesehen werden. Im Laufe des Monats nimmt die Dauer der Sichtbarkeit langsam um 10 Minuten zu.
Jupiter ist am Anfang des Monats noch unsichtbar. Am 15. Dezember taucht er am Morgenhimmel auf und kann bis zum Ver-
schwinden in der Dämmerung gesehen werden. Am Jahresende erfolgt der Aufgang um 6 Uhr 5 Minuten und der Planet ist 55 Mi-
nuten lang sichtbar. — Saturn ist vom Erscheinen in der Abenddämmerung ab sichtbar. Der Untergang erfolgt am Anfang des
Monats um 22 Uhr 50 Minuten und verschiebt sich im Laufe des Monats immer mehr. Am Jahresende geht Saturn um 21 Uhr unter.

Kalendernotizen für das Jahr 1935.

Zeitliche Merkwürdigkeiten des Jahres 1935.

Das Jahr 1935 ist seit Christi Tode . . .	das 1902-te
Seit der Zerstörung Jerusalems . . .	das 1865-ste
Seit Einführung des gregor. Kalenders . . .	das 354-ste
Seit Einführung des verbess. Kalenders . . .	das 235-ste
Seit Erfindung des Geschüßes u. Pulvers . . .	das 622-ste
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst . . .	das 495-ste
Seit Entdeckung Amerikas . . .	das 493-ste
Seit Erfindung der Dampfmaschinen . . .	das 176-ste
Seit Einführung der Schutzblattern . . .	das 138-ste
Seit Einführung des Fernsprechers . . .	das 68-ste
Seit Neuerrichtung des Deutsch. Reiches . . .	das 64-ste
Seit Einführung der drahtl. Telegraphie . . .	das 39-ste
Seit Entdeckung des Radiums . . .	das 37-ste
Seit Neugründung Polens . . .	das 17-te
Seit der Regierung des Papstes Pius XI. . .	das 14-te
Seit Neugründung des Kirchenstaates . . .	das 6-te
Seit Gründung des 3. Reiches . . .	das 3-te

Chronologische Charakteristik des Jahres 1935 nebst Grundlagen der Festrechnung.

Die aübene Zahl = 14

Die Epakte = XXV

Der Sonnenzirkel = 12

Der Sonntagsbuchstabe = F

Von Weihnachten (1934) bis Fastnachts Sonntag (1935) = 9 Wochen 5 Tage

Zwischen Pfingsten und Advent = 25 Wochen

Sonntage nach Trinitatis = 23.

Die Jahre der christlichen Zeitrechnung werden von Christi Geburt an gerechnet. Das gegenwärtige 1935-ste Jahr ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am Dienstag, dem 1. Januar. Septuagesima 17. Februar, Aschermittwoch 6. März, Ostervollmond 18. April, Ostersonntag 21. April, Christi Himmelfahrt 30. Mai, Pfingstsonntag 9. Juni, Dreifaltigkeitsfest 16. Juni, Fronleichnamfest 20. Juni, 1. Adventsonntag 1. Dezember. — Quatembermittwoche: I. 13. März, II. 12. Juni, III. 18. September, IV. 18. Dezember.

Osterfesttabelle.

Ostern ist anno 1938: 17. April	1942: 5. April
1939: 9. April	1943: 25. April
1940: 24. April	1944: 9. April
1941: 13. April	1945: 1. April

Jahreszeiten 1935.

Der Frühling beginnt am 21. März mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Wage (Tag- und Nachtgleiche).

Der Sommer beginnt am 22. Juni mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Fisches (längster Tag).

Der Herbst beginnt am 24. September mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Löwen (Tag- und Nachtgleiche).

Der Winter beginnt am 22. Dezember mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Skorpion (längste Nacht).

Zeichen des Tierkreises.

Frühling: Widder  Stier  Zwillinge 
Sommer: Krebs  Löwe  Jungfrau 
Herbst: Wage  Skorpion  Schütze 
Winter: Steinbock  Wasserm.  Fische 

Sonnen- und Mondfinsternisse des Jahres 1935 sind im Kalendarium verzeichnet.

Fastenordnung.

1. Abstinenz. Der Genuß von Fleischspeisen ist verboten an allen Freitagen des Jahres, am Aschermittwoch und am Karfreitag bis zum Mittag. Demnach ist der Genuß von Fleischspeisen jetzt auch erlaubt an den Quatembermittwochen und Samstagen, am Gründonnerstag und am Karfreitag von Mittag 12 Uhr an. Zur Abstinenz sind alle verpflichtet, die das siebente Lebensjahr vollendet haben.

2. Jejunium. Die mehr als einmalige Sättigung ist verboten: a) an allen Werktagen der vierzig-tägigen Fastenzeit, b) an den Mittwochen, Freitagen und Samstagen der Quatemberwochen 13., 15. und 16. März, 12., 14. und 15. Juni, 18., 20. und 21. September, 18., 20. und 21. Dezember, c) an den Vigilien (Vortagen) von Pfingsten 8. Juni, Maria Himmelfahrt 14. August und Weihnachten 24. Dezember.

Das Gebot der einmaligen Sättigung verpflichtet vom vollendeten 21. Lebensjahre bis zum begonnenen 60. Lebensjahre.

3. Milderungen nach dem allgemeinen kirchlichen Gesetzbuche. Am Karfreitag Mittag 20. April hört die Verpflichtung zum Fasten und zur Abstinenz auf. Ferner ist von jetzt ab auch an den Tagen der nur einmaligen Sättigung gestattet, Fleisch- und Fischspeisen bei der gleichen Mahlzeit zu genießen. Der Gebrauch des tierischen Fettes ist bei der Zubereitung der Speisen das ganze Jahr hindurch gestattet. Ebenso darf die Hauptmahlzeit auf den Abend und die abendliche Erfrischung auf den Mittag verlegt werden an den Jejuniumtagen.

4. Dispensen: 1. Jejunium und Abstinenz verpflichten niemals an Sonntagen und gebotenen Feiertagen; auch nicht an jenen Tagen, die von den Gläubigen ähnlich wie gebotene Feiertage gehalten werden, z. B. bei Patrozinien, herkömmlichen großen Prozessionen über Land.

2. Der Genuß von Fleischspeisen wird an allen Abstinenztagen — mit Ausnahme des Karfreitags — gestattet:

a) jenen, welche über Land gehen oder eine Reise machen müssen;

b) den Wirten, ihren Gästen und ihren Familien;

c) den bei Nichtkatholiken Wohnenden, wenn sie zugleich dort in Verpflegung stehen;

d) den Soldaten (einschließlich der Polizei) sowie jenen Familien, bei denen Soldaten Quartier und Verpflegung haben;

e) jenen, welche besonders schwere körperliche Arbeit zu leisten haben;

f) jenen, welche das Essen für den ganzen Tag an die Arbeitsstätte mitnehmen müssen;

g) der Genuß von Fleischsuppe ist, ausgenommen den Karfreitag, immer erlaubt.

Vorstehende Fastenordnung entspricht den allgemeinen üblichen Erleichterungen des Fastengebotes. Da aber in den einzelnen Diözesen die Fastenordnungen verschieden sind, wolle sich jeder Katholik nach den Vorschriften der Diözese richten, in der er seinen Wohnsitz hat.

Mit Mut und Gottvertrauen ins Jahr 1935.

Merkwürdig, wie die schwierigen Verhältnisse unserer Zeit verschieden stark auf die Menschen wirken: Die einen ziehen sich in den Schmollwinkel zurück und zetern zwischen ihren vier Wänden; — andere ver-

bergen sich vor der Wirklichkeit hinter einem Nebel von Romantik; sie möchten das Glück mit Händen greifen können; — andere endlich werden zu Drückebergern, sie scheuen die Arbeit und möchten es lieber ihren Mitmenschen überlassen, das Bittere des Lebens zu meistern.

Gewiß, ein jeder von uns hat wohl einmal verzagte Stunden, und mit Leichtfinn allein können wir sie nicht meistern. Dennoch ist oft ein gesunder Leichtfinn besser als feige Untätigkeit. Unsere Zeit zeigt einen

Zug nach Entschiedenheit und Ganzheit. Halbe Männer und Waschlappen haben in der Arena der Jetztzeit keinen Platz. Der Anteil unseres Geschlechtes ist nun einmal Opfer und Leistung über das gewöhnliche Maß hinaus. Noch niemals haben feige und verzagte Seelen etwas Großes zustande gebracht.

Dem Mutigen, dem, der auf Gott vertraut, und der kräftig seine Ellenbogen gebraucht, dem gehört die Welt. Wir müssen den Mut ausbringen, die Dinge von oben zu betrachten.

Darin soll uns ein Vorbild sein der heilige Hieronymus, heute in der deutschen Christenheit wenig mehr bekannt, im Mittelalter aber hochgeehrt als Beter und Büsser und Kirchenlehrer. Der Kardinalshut auf unserem Bilde deutet auf den Kirchenlehrer, der Löwe auf seine Kampfnatur, die offene Brust auf sein Büsserleben und alles ist hingedordnet auf den Gekreuzigten, von dem auf das Antlitz des Heiligen seliger Friede zurückstrahlt. So ist unser Farbenbild gleichsam eine

Neujahrswunsch!

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, wilde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Mensch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Waage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage,

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

F. P. Hebel.

Erläuterung des Eingangsgedichtes. Und beide zusammen sollen uns die rechte Gesinnung zeigen, mit welcher wir in das Jahr 1935 hineingehen wollen: Die Erdenzeit mit all ihrer Unruhe, Sorge und Angst betrachten unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit. Jener Friede des Herzens, in dem der Heilige rastet, wird unser Lohn sein.

An den Grenzen des Weltalls.

Josef Baranek.

Die Menschen des Altertums glaubten, daß die Erde eine flache Scheibe ist, die auf dem Weltmeer schwimmt. Erde und Weltmeer werden von der Kristallschale des Himmels überwölbt, an der, irgendwie festgehalten, die Gestirne ihre oft verschlungenen Bahnen beschreiben. Dieses einfache Bild vom Bau der Welt mußte umgestaltet werden, als durch Entdeckungsfahrten die Kugelgestalt der Erde erkannt wurde. Aber auch jetzt verblieb die Erde im Mittelpunkt des Weltalls. Um sie drehte sich die Hohlkugelschale des Himmels mit den daran angehefteten Fixsternen, um sie vollführten die Wandelsterne (Planeten), unter ihnen vornehmlich Sonne und Mond, ihre Bewegungen. Erst verhältnismäßig spät ging es den Menschen auf, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt ist, daß sich um die Sonne die Erde und die anderen Planeten bewegen und daß nur der Mond die Erde umkreist. Der Frauenburger Domherr Nikolaus Kopernikus (1473 bis 1543) hat dieser Anschauung zum Siege verholfen. Nachdem durch Erfindung des Fernrohrs die Beobachtung der Planetenbewegungen wesentlich erleichtert worden war, und zahlreiche Beobachtungsergebnisse vorlagen, konnte Johannes Kepler (1571 bis 1630) seine berühmten Gesetze über die Bahnen, die Umlaufzeiten und die Entfernungen der Planeten aufstellen. Und Isaac Newton (1643 bis 1727) gelang es schließlich, durch sein Gesetz der Schwere die Behauptungen von Kopernikus und Kepler zu begründen. Seitdem ist es möglich geworden, die Entfernungen der Planeten von der Sonne zu berechnen und neue Planeten durch Rechnung und Beobachtung zu entdecken. Die Gesamtheit der Sonne und der sie in ellipsenförmigen Bahnen umkreisenden Planeten nennen wir das Sonnensystem.

Die Planeten strahlen kein eigenes Licht aus; sie werfen nur das auf sie fallende Sonnenlicht zurück. Ihre Zahl ist noch nicht genau bekannt, fast alljährlich werden neue entdeckt. Die hauptsächlichsten sind Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Merkur ist von der Sonne 58 Millionen, die Erde 150 Millionen und Neptun 4 500 Millionen Kilometer entfernt. Zu einem Umlauf um die Sonne braucht Merkur nur 88 Tage, die Erde ein Jahr und Neptun sogar 164 Jahre und 28 Tage. Dagegen braucht der 385 000 Kilometer entfernte Mond nur 28 Tage zu einer Umrundung der Erde. Außer der Erde haben noch Jupiter und Uranus Monde.

Es hat sich nun bald gezeigt, daß die Sonne nicht im Mittelpunkt des Weltalls stehen kann. Sie kann höchstens die Rolle eines Fixsternes spielen, deren es mehrere Millionen gibt. Durch immer feinere Verfahren, deren Schilderung zu weit führen würde, lernten die Astronomen die ungeheuren Entfernungen der Fixsterne abschätzen. Dabei hat es sich gezeigt, daß die noch im Sonnensystem leidlich brauchbaren Erdmaße hierfür nicht mehr ausreichen. Die Wissenschaftler schufen sich deshalb ein neues Längenmaß, das Lichtjahr. Bekanntlich pflanzt sich das Licht in

einer Sekunde 300 000 Kilometer weit fort, braucht also z. B. acht Minuten $18\frac{1}{2}$ Sekunden, um von der Sonne bis zu uns zu gelangen. Ein Lichtjahr ist diejenige Entfernung, zu deren Ueberwindung das Licht ein ganzes Jahr brauchen würde. Das sind $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer, eine wahre Inflationszahl. Der uns nächste Fixstern ist $4\frac{1}{3}$ Lichtjahre von uns entfernt, d. h. etwa 285 000mal weiter als die Sonne. Ihrer Größe nach lassen sich die meisten Fixsterne mit unserer Sonne vergleichen; es gibt aber eine ganze Anzahl unter ihnen, die weit größer sind. Seit uralten Zeiten saß man die Fixsterne zu Gruppen, den sogenannten Sternbildern, zusammen (Großer und Kleiner Bär, Jungfrau, Orion usw.). Diese Zuordnung erfolgte aber nur nach dem Augenschein; irgendwelche innere Zusammengehörigkeit der Sterne eines Sternbildes liegt nicht vor.

Man nennt diese Sterne Fixsterne, d. h. feststehende Sterne, weil man ursprünglich annahm, daß sie ihren Ort am Himmel niemals verändern. Genaue Beobachtungen und Vergleichen der Sternorte während längerer Zeiten haben aber doch geringe Veränderungen der gegenseitigen Abstände der Fixsterne erkennen lassen. Auch die Fixsterne bewegen sich also; auch unsere Sonne steht nicht still. Sind diese Bewegungen ungeordnet, oder bewegen sich die Fixsterne ähnlich wie die Planeten um die Sonne, etwa um eine „Zentralsonne“? Solche Fragen beschäftigen unter anderen die moderne Sternforschung. Auf der letzten Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Wiesbaden und Mainz berichtete darüber Professor Dr. Erwin Freundlich aus Potsdam. Ich teile im Folgenden einiges aus diesem Bericht mit:

Geht man von der Erde aus nach allen Richtungen in den Weltraum hinaus, so findet man, daß die Zahl der Fixsterne immer mehr abnimmt, bis man in fast sternleere Gebiete kommt. Diese Abnahme ist aber nicht nach allen Richtungen gleich stark. Die Astronomen erklären sich das so, daß sich unser Sonnensystem etwa in der Mitte eines linsenförmigen Sternhaufens von 10 000 bis 20 000 Lichtjahren Durchmesser und 4 000 bis 5 000 Lichtjahren Dicke befindet. Dieser „unser“ Sternhaufen gehört aber mit vielen anderen von ähnlicher Art und mit einer großen Anzahl kleinerer mehr kugelförmiger Haufen zu dem großen Sternsystem der Milchstraße, jener leuchten, gegabelten Wolke, die wir in klaren Nächten wie ein Band über den Himmel gespannt sehen. Was aber dem bloßen Auge als Wolke erscheint, das löst das Riesenfernrohr der Sternwarte in eine Anzahl von Sternen auf. Dieses Milchstraßensystem hat die imponierende Ausdehnung von mindestens 200 000 Lichtjahren. Sein Mittelpunkt (besser Schwerpunkt) liegt etwa im Sternbild des Schützen. Wir befinden uns mit unserem Sternhaufen ziemlich nahe am Rande des Milchstraßensystems.

Erfüllt nun dieses System den gesamten Weltraum? Stellt das Milchstraßensystem die gesamte

„Welt“ dar? Die Sternkunde sagt: Nein! In Wirklichkeit gibt es noch eine große Zahl anderer Sternsysteme, anderer „Welten“. Schon mit einem guten Feldstecher kann man in einzelnen Sternbildern nebelartige Gebilde erkennen, so im Orion und in der Andromeda. Die Astronomen haben ihrer schon über 1 000 entdeckt. Sie haben fast alle spiralförmige Form und sind ungeheure Ansammlungen von Sternen. Der Durchmesser mancher Spiralnebel wird auf 45 000 Lichtjahre geschätzt. Keine einzige dieser sonderbaren

bereit. Die junge Wissenschaft der Spektroskopie hat zu der Entdeckung verholfen, daß sich diese am äußersten Rande des Weltraumes stehenden Welten dauernd von uns entfernen, und zwar mit phantastischen Geschwindigkeiten bis zu 20 000 Kilometer in der Sekunde. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die Weltkörper, deren Entfernung von uns wir schätzen, gar nicht mehr an der Stelle sind, wo wir sie sehen. Dort waren sie vor Millionen von Jahren und sind seitdem Hunderttausende von Lichtjahren weiter in den leeren



Tierkreis.

Welten aber innerhalb unseres Milchstraßensystems liegen, da der uns am nächsten liegende Spiralnebel, der Andromedanebel, mindestens 900 000 Lichtjahre von uns entfernt sein soll, und bei den anderen Entfernungen von vielen Millionen Lichtjahre berechnet worden sind. Die Spiralnebel sind höchstwahrscheinlich ähnliche Welten wie unsere Milchstraßenwelt, nur erheblich kleiner.

Mit den Sternnebeln sind wir nun, so scheint es, wirklich an den Grenzen des Weltalls angelangt. Ins Unermeßliche hat sich uns so der Weltraum ausgeweitet. Aber noch ein Wunder hält die Sternkunde

Raum hinausgeißt. Vielleicht bestehen sie auch gar nicht mehr, weil sie bei einer Weltkatastrophe an dieser Stelle des Weltraumes, von der erst nach Millionen von Jahren durch das Licht die Kunde auf unsere Erde gelangen wird, zerstäubt sein können.

Doch wir wollen von unserem Gedankenflug an die Grenzen des Weltalls zurückkehren in unsere kleine Wirklichkeit. Und hier wollen wir uns in demütiger Anbetung vor dem neigen, von dem es heißt: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände!“

und Aehrenmonat und wegen der großen Hitze, die häufig in ihm herrscht, Kochmonat. In Niederdeutschland entnahm man dem Wort August die Bezeichnung August bezw. Aukt für die Ernte.

Der erste Herbstmonat, der September, der im altrömischen Kalender, ebenso wie die letzten drei Monate des Jahres, nach den Zahlen benannt wurde (bekanntlich begann bei den Römern das Jahr mit dem März), hieß in Deutschland Herbstmond. Der Name Scheidung (ebenso wie Gishart für Oktober) ist erst in neuerer Zeit im Kreise der sog. Germanenbünde erfunden worden. Die alte Bezeichnung für den Oktober ist Weimond, daneben kam auch Windmond vor.

Der letzte Herbstmonat, der November, der Vorbote des Winters, mit seinem trüben, ewig bedeckten

Himmel, führte in den ältesten Zeiten den Namen Nebelmond, während des Mittelalters Schlachmond, weil dann das überflüssige Vieh, das man nicht zur Nachzucht brauchte, geschlachtet wurde. Bekanntlich finden heute noch im November überall die großen Schlachtfeste, verbunden mit den herkömmlichen Wurstessen, statt.

Der Dezember, in den das Winter Sonnenwendfest unserer heidnischen Vorfahren, das Julest, fiel, erhielt auf Wunsch Karls des Großen den Namen Heilmond, da in diesem Monat der Geburtstag des Heilandes begangen wurde. In späterer Zeit bürgerte sich die Bezeichnung Christmond oder Christmonat ein, neben der auch das Wort Julmond häufig vorkommt.

R.



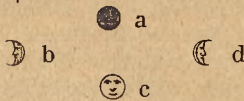
Volkstümliches über den Mond aus der Koschneiderei.

Von Dr. Josef Rint, Danzig.

1. Allgemeines über den Mond. Der Mond dreht sich in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und $2\frac{1}{2}$ Sekunden einmal um die Erde. In dieser Zeit hat er verschiedene Lichtgestalten oder Phasen. Die vier Mondphasen, die sich gegenüberstehen, heißen „erstes Viertel“, „Vollmond“, „letztes Viertel“, und „Neumond“. Bei dem ersten Viertel leuchtet die westliche Hälfte der Mondscheibe, sie scheint in der ersten Hälfte der Nacht am westlichen Himmel, folgt also der Sonne. Der Vollmond scheint während der ganzen Nacht. Bei dem letzten Viertel leuchtet die östliche Hälfte der Mondscheibe, sie erscheint in der zweiten Hälfte der Nacht am östlichen Himmel, geht also der Sonne voraus. Der Neumond ist unsichtbar.

Das erste Viertel heißt auch zunehmender Mond, weil man den beleuchteten Bogen des Mondes zu dem Buchstaben z formen kann, das letzte Viertel des Mondes heißt abnehmender Mond, weil man die beleuchtete Sichel des Mondes zum a-Bogen benutzen kann.

Die Mondphasen



a) Neumond = Niejmaue, niej Maue.

b) Erstes Viertel = dat erst Viertel.

c) Vollmond = Vullmaue.

d) Letztes Viertel = dat legt Viertel, ol Maue

Mond und Sonne ziehen die Erde an, wie auch umgekehrt. Obwohl die Sonne weit größer ist als der Mond, übt dieser auf die Erde doch eine größere Anziehungskraft aus, weil er der Erde viel näher ist. So verhält sich die Anziehungskraft der Sonne auf die Erde zu der des Mondes auf die Erde wie 4 : 9. Auf dem offenen Meere wirkt sich diese Anziehungskraft des Mondes aus in Ebbe und Flut, die sich alle 6 Stunden und $12\frac{1}{2}$ Minuten ablösen.

Der Mond wirkt mit seinem Lichte auch auf Menschen ein. Manche können beim Vollmond nicht gut oder garnicht schlafen, andere wandeln als Mond-süchtige umher und klettern in solchem Traumzustand

selbst auf Bäume und Häuser. Bekannt ist ja, daß man Mond-süchtige Menschen, die sich in gefährvoller Lage befinden, nicht anrufen darf, weil sie sonst herunterfallen und Schaden nehmen. Bekannt ist auch der Satz: „Was kann ich dafür, daß die Hunde den Mond anbellten.“ Also eine Einwirkung des Mondes auf Tiere. Die hl. Schrift sagt in Psalm 120: „Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schirm über deine rechte Hand. Des Tages wird die Sonne dich nicht brennen, noch der Mond des Nachts.“ Offenbar ist hier an Sonnenstich zu denken und an eine ähnliche Beeinflussung durch den Mond, wovon Gott den Menschen bewahren wolle.

2. Volkstümliches. Die oströmischen Kaiser in Konstantinopel hatten als Abzeichen ihrer Herrschaft den Halbmond. Als die Türken 1453 diese alte Kaiserstadt erobert hatten, nahmen sie das kaiserliche Abzeichen des Halbmonds für sich in Anspruch. Bei den Römern gab es die Mondgöttin Luna, in Großstädten gibt es heute noch sogenannte Lunaparks. In der geheimen Offenbarung des hl. Johannes heißt es im 12. Kapitel: „Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: Ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone mit zwölf Sternen.“ Diese Stelle wird auf die Gottesmutter bezogen, und so gibt es eine Darstellung von ihr, wie sie auf der Mondsichel steht, die auf der Erde ruht. Vom Mond stammen die beiden Namen: Montag und Monat, letzterer ist ein Zeitabschnitt von der ungefähren Umlaufszeit des Mondes um die Erde.

Julius Caesar berichtet, daß die Germanen einst vor dem Neumond kämpften, weil sie sonst nach ihrer Meinung nicht siegen. Damit kommen wir bereits zu der Volksvorstellung, daß der Mond einen gewissen Einfluß auf den Menschen ausübt. Von hier ist der Schritt nicht mehr weit zu der Ueberzeugung, daß der Mond auch auf andere Dinge einen gewissen Einfluß hat.

Der Mond gilt als Wetteransager: Wenn um den Mond ein Hof ist, d. h. eine heller erleuchtete Scheibe,

dann gibt es anderes Wetter, oder dann wird es kalt. Andere sagen: Das Wetter beim Mondwechsel bleibt nachher so, wie es beim Mondwechsel gewesen ist. Die alten Leute richteten sich beim Säen nach dem Mond. Sie säten alle Getreidearten im abnehmenden Mond, im ole Maue, in Gersdorf selbst Leinsamen, die Kartoffeln pflanzten sie im Vollmond oder im abnehmenden Mond. Im zunehmenden Mond, im nieje Maue, wurde nichts gesät. Der letzte Besitzer des Gutes Neuhaus sät Erbsen nie im zunehmenden Mond, sonst blühten die Erbsen „jüst“, d. h. die Erbsen blühten wohl, aber sie hatten nachher keine Schoten.

Hat ein Land viele Ackergurken, dann darf man das Land nicht im „nieje Maue“ pflügen, sonst wächst

Du bist der Weg Carl H. Krekeler.

In Asche sank, was mir das Dasein krönte.
Der Freude Feuer sind verlohnt, verschwelt.
Das Leben, dessen Lieb mir jubelnd tönte,
ward dunkles Rätsel, dem die Lösung fehlt.

Aus Trauer um mein irrgelitet Streben,
das ich in eissen Dingen nur vertan,
steigt eine Sehnsucht auf nach neuem Leben,
das mir die Seele wieder füllen kann.

O Herr, die stolzen Freuden dieser Erde
verwirren nur das Herz mir in der Brust!
Fern liegt das Ziel, und ob des Weges werde
ich mir der eig'nen Schwachheit bang bewußt.

Zum neuen Ziel auch wird, o Herr, mein Streben
vergeblich sein, bringst du nicht Hilfe mir.
Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
und alles Suchen endet einst bei dir.

die Ackergurke noch mehr als vorher, man muß das Land vielmehr im „ole Maue“ pflügen, dann wächst die Ackergurke nicht so schnell. Beim Ernten jedoch richtete man sich nicht nach dem Mond, man nahm jede passende Zeit. Den Gänsen soll man die Eier zum Brüten „im alten“ Mond unterlegen, dann „bitten“ die Gänse besser. Bei Enten- und Hühnereier gilt diese Regel auch, aber nicht so sehr wie bei Gänseiern.

Ebenso richtete man sich beim Schlachten nach dem Mond. Natürlich handelte es sich um das Schlachten jenes Viehes, dessen Fleisch man auch eingefalzen zur Sommerzeit verwerten wollte. Man schlachtet nicht im zunehmenden Mond, sondern nach dem Vollmond zum Neumond hin, man schlachtet also im ol Maue. Das tat man deswegen, weil sich das Fleisch besser hielt. Das Fleisch des im zunehmenden Mond geschlachteten Viehes ist nach der Ansicht des Volkes weichlicher und bekommt Maden.

Dem Mond schreibt man helfende Kraft zu bei Vertilgung von Warzen (Fratte). Man sagt zum abnehmenden Mond, indem man ihm die Warzen zeigt: „Maue, wo sitzt du daue! mauk, dat mi mien Fratte vegae.“ Darauf sollen die Warzen vergehen. Wenn man aber dasselbe im Neumond sagt, dann wachsen die Warzen. Eine andere Frau in Gersdorf spricht im zunehmenden Mond: „Wat ich sich, dat nimmt tau, wat ich in sich, dat nimmt af“, und sie macht dreimal das Kreuzzeichen über die Warze. Bei abnehmendem Mond hat sie ein anderes Mittel, sie wirft Erbsen in den Brunnen, so viele Warzen, so viele Erbsen, „so as d Naste vesule, so vegon dei Fratte“. Sie hat noch ein zweites Mittel für die Zeit des abnehmenden Mondes, sie macht so viele Knoten in einen Faden, wie sie Warzen hat, „de de Foden i de Moed vegrowe ode i de Bone smiete“. Bei all diesen Handlungen darf man sich nicht umsehen.

Hinzu kommen noch verschiedene Volksmeinungen und Volksbräuche. Nach der Ansicht der Koschneider sind Adam und Eva im Monde zu sehen. Eva spinnt im Mond, und zwar spinnt sie zur Strafe dafür, daß sie am Sonntag gesponnen hat. Außerdem ist im Mond ein Mann zur Strafe, der Holz auf dem Rücken hat, weil er am Sonntag Holz getragen hat. Frauen sollen sich bei Vollmond besonders am Freitag die Haarspitzen beschneiden und den Kopf waschen, dann wächst das Haar gut. Mädchen sollen sich bei zunehmendem Mond am Freitag Haare und Nägel beschneiden, dann wachsen die Haare und Nägel. Wenn der Neumond nicht in den Fastnachtstagen ist, sondern erst Ashermittwoch und noch später, so daß er kein Fleisch zu essen bekommt, dann gibt es irgendwo auf der Welt Krieg, denn jeder Mond muß Fleisch zu essen haben, sagt man in Lichtnau.

3. Beurteilung dieser volkskundlichen Bräuche in der Koschneiderei. Es mag zunächst in anderen Gegenden die gleichen oder ähnliche Auffassungen oder Beurteilungen geben, es mag in anderen Gegenden auch noch mehr Bräuche dieser Art geben, Tatsache wird es sein, daß sich die Menschen in allen Gegenden mehr oder weniger mit den Erscheinungen des Mondes beschäftigen. Wie sind nun die hier mitgeteilten volkskundlichen Angaben aufzufassen? Steht etwas dahinter, oder sind es abergläubische Vorstellungen der Koschneider? Die Antwort darauf ist nicht so einfach, sie ist nicht auf einen Hieb zu erteilen, man muß jede Angabe einzeln behandeln.

Bei den Wetteransagen handelt es sich um die Beobachtungen der Landleute. Diese Beobachtungen können auch ein entgegengesetztes Ergebnis haben. Anders ist es beim Säen und beim Schlachten. Diese aus den Beobachtungen und Erfahrungen hergeleiteten Regeln sind sehr ernst zu nehmen, wie Vergleiche mit Beobachtungen aus anderen Gegenden beweisen. So pflanzen z. B. die Ansiedler im argentinischen Urwald niemals bei zunehmendem Mond, weil die in dieser Zeit eingesehten Pflänzchen zu sehr in die Höhe wachsen, also ins Kraut schießen und schlecht fortkommen. Das gilt besonders von Knollengewächsen, von Zwiebeln und Kartoffeln. In Indien vermeidet man es nach Möglichkeit, die Bambusstengel während der Voll-

mondstage zu schneiden, da die um diese Zeit geernteten Stengel weniger haltbar sein sollen. Ähnliches wird aus Ostafrika berichtet. Dort gibt das Holz des einheimischen Wallaba-Baumes, wenn er vor dem Neumond gefällt wird, ein gutes festes Bauholz, wenn er dagegen zur Zeit des Vollmonds gefällt wird, dann liefert er ein Holz von geringerer Dauerhaftigkeit. Die Ursache haben wir in allen Fällen in dem Mondlicht zu suchen. Mondlicht ist das vom Mond auf die Erde zurückstrahlende Licht der Sonne. Es wird „polarisiertes Licht“ genannt, in deutschen Ausdrücken: „ausgefondertes Licht“, d. h. ein Licht in nur einer Schwingungsrichtung, während ja das Licht der Sonne zu uns in verschiedenen Schwingungsrichtungen kommt. In diesem „polarisierten“ Licht wachsen auch Hefepilze und Bakterien besser als im Sonnenlicht. Das bestätigt die Feststellung, die man in den Tropen, also in den heißen Gegenden der Erde gemacht hat, daß sich Fleisch und Fische, die dem Mondlicht ausgefetzt waren, rascher zersetzen, als wenn sie dem Sonnenlicht ausgefetzt waren. Somit stehen hinter den Regeln der alten Roschneider zum Säen und Schlachten beachtenswerte Ergebnisse scharfer Naturbeobachtungen.

Zur Befreiung von Warzen erzählte mir vor kurzem eine deutsche Ärztin, die im letzten Jahrzehnt ihr Staatsexamen gemacht hat, aus ihren Vorlesungen: Einer ihrer Universitätsprofessoren hatte seinen Zuhörern gesagt: Gegen Warzen haben wir eigentlich noch kein untrügliches Mittel; das beste ist immer noch das Besprechen, wie es die Leute tun. Auch hierbei dürfte das Licht des Mondes seine Wirkung ausüben, nenngleich das Volk den äußeren Umständen die heilende Kraft zuschreibt.

Die Volksmeinung über Evas Spinnen im Mond, über den holztragenden Mann daselbst ist ein einzig-

artiges Erziehungsmittel der Volksseele, diese will nämlich durch jene anschauliche Erzählung von der Sonntagsarbeit abschrecken. Ob bei dem Beschneiden der Haarspitzen im Mondenschein an eine Beeinflussung durch das Licht des Mondes zu denken ist wie beim Säen und Pflanzen, oder ob hier vielmehr ein volkstümlicher Scherz vorliegt, das bleibt unentschieden. Dagegen steht in den Angaben über den Neumond in den Fastnachtstagen eine versteckte scherzhafte Drohung. Sie wird verständlich, wenn man die frühere Fastenordnung bedenkt, nach der es während der ganzen Fastenzeit, also von Aschermittwoch bis Ostern, kein Fleisch gab. In jener Volksäußerung liegt also der Unmut des Gefindes, daß es schon vor Aschermittwoch kein Fleisch bekam.

4. Redensarten. Bezeichnungen von dumm, im heftigen Ton gesprochen: „Die es noch wiet hinem Maue“, „Die es no wiet himmel Maue trüj“, „Du büst drei Miel hinem Maue trüj“. In scherzhaftem Ton sagt man wohl auch von sich selbst: „Unkrüüt vejeht ni, dat waßt sogawe im haade Maue“ (im abnehmenden Mond), „dei es im Bullmaue jebore“, sagt man von einem Verschwender. „Ein Vollmond ist geboren“, sagt man, wenn die Tasse Kaffee sehr voll gegossen ist. Ueber den Kahlkopf streichen, d. h. „Der Mond ist in der Roschneiderei aufgegangen.“ Kathrinemaue (also auf St. Catharina 25. November): „we t de ni kolt is, de is t de ganze Winte ni kolt.“

5. Schluß. Achtet die Sitten und Bräuche des Volkes, denn in ihnen stehen die Weisheitskörner des gesunden Menschenverstandes! Zudem haben solche Beobachtungen des Volkes schon manchem Forscher den Weg zu großen Entdeckungen gezeigt.



Der Name Jesu. / Von Annette v. Droste-Hülshoff.

(Als Vorspruch zu unserer Jesu-Bilder-Folge.)

Was ist süß wie Honigseim,
Wenn er sich der Wab' entgießt?
Süßer ist des Lebens Keim,
Der durch unsre Adern fließt.

Was ist gleich des Löwen Kraft,
Wenn er durch die Wälder kreist?
Stärker ist die Leidenschaft,
Ist der widerspenst'ge Geist.

Was ist reich wie Meeresfahrt,
Gleich des Schachtes goldner Hut?
Reicher ist, wer sich bewahrt
Seiner Ehre köstlich Gut.

Was ist schön wie Morgenlicht,
Gleich dem Sternendom der Nacht?
Ach, ein lieblich Angesicht,
Und im Aug' des Geistes Pracht!

Was ist freudig, wie zu ziehn
In die reiche Welt hinaus?
Ach viel freud'ger, was wir fliehn,
Das verkannte Elternhaus!

Ja, Dein Name, Jesu Christ,
Der ist stark und reich und mild!
Wer den Namen nie vergißt
Der kennt aller Leiden Schild.



F. Müller.

Photographische Gesellschaft, Berlin.

Mariä Verkündigung.

Heimat und Volkstum.

Heimat . . . / Willi Lindner.

Heimat ist das schönste Wort
und ein Hauch aus Kindertagen!
Heimat — das ist Halt und Hort,
ist die Fülle alter Sagen,
ist der Klang der Kirchenglocken
über segenschweren Feldern,
ist in deutschen Buchenwäldern
sommerseliges Frohlocken!

Heimat ist der Mutterlaute
tiefer Born und heil'ge Quelle,
ist des Menschen liebvertraute
Zufluchtsstätte und Kapelle.

Heimat — das ist Klang und Farbe
und der Duft aus Bruch und Krume,
ist das Segensgut der Garbe
in den Schöpfers Heiligtume.

Heimat — das ist Kinderlallen
und des Greises Abendfrieden,
ist, wenn alle Sterne fallen,
unser letzter Trost hienieden.

Heimat — das ist Stamm und Stand,
das ist Volk, mit seinem Leben
an die Scholle hingegeben,
Heimat — das ist Vaterland!



St. Annaberg, der heilige Berg Oberschlesiens.

Von Wolfgang Wienget.

Liegt ein Berg in Oberschlesien, ein Berg mit freundlichem Gesicht, ein Kunstwerk Gottes. Als wäre er aus einem Märchen genommen, so sieht er aus. Und wie ein Märchen leuchtet er ins obereschlesische Land, betet und sinnt wie eine träumende Madonna. Mitten aus dem Herzen der obereschlesischen Erde strebt er empor wie ein Psalmengebet, so ruhig und fromm. Mitten in das Land hinein hat ihn der liebe Gott geschickt; er wußte nicht, wo er ihn hätte besser hinstellen können.

St. Annaberg!

Schon dieser Name könnte in einem obereschlesischen Märchenbuch stehen, so schön ist er. Er ist der Reim, den unsere Kinder sagen. Er ist das Märchen, in dem die Schönheit Oberschlesiens verzaubert schläft. Und die Liebe des Volkes wirft einen Himmelschimmer über diesen Berg: sie sieht ihn glänzen in tausend Kerzen. Eine goldene Sage von seiner Wunderkraft geht durch die Lande. Ewig liebt das Volk diesen Berg; denn alle Geheimnisse seiner Seele, seine stillsten Heiligtümer trägt er. Ist aller heilig dort.

Der Oberschlesier, welcher der Heimat entwandert, wird von ihm angezogen, bleibt in seinem Bann. Wer draußen stirbt, hört sein Geläut.

Wie ein heiliger Kronenwächter, wie eine Schildwache Gottes steht er da, wie einer, der etwas zu sagen hat; zeigt feierlich mit dem Zeigefinger nach oben,

heilig, schweigsam, stumm-beredt: Menschen, ich kenne euren heiligsten, euren tiefsten Traum!

Wie ein erstarrter Traum steht er da im obereschlesischen Land und hütet einen Traum in alter Truhe.

Weißt du, Wanderer, auf was für Boden du stehst? Steh andächtig still! Das ist ein seltsamer Boden. In grauer, grauer Zeit, als Mutter Erde noch jung war, da stiegen hier gewaltige Säulen von Rauch und Feuer empor, da warf sie Garben von glühender Asche und glühendem Gestein in die dunklen Wolken; da schwoll und quoll es maffig von Gipfel herab wie rote Schlangen, da dröhnte es und bebt. Ein feuerflüssiger Lavastrom hatte sich an die Luft gehohlet. Der Annaberg war ein Vulkan. Lange muß sein Toben gedauert haben, kein menschliches Auge hat es gesehen. So gab der Schöpfer dem Berge den Weisheitsfuß und läuterte ihn durch Feuer; so bekam er die Form, die Gott gewollt hat.

Und dann? Heute ruht der Riese; er ist längst müde geworden. Der Berg verhüllt seine Erfahrungen; alle Geschichte ruht in seinen dunklen Schächten. Mit goldener Heiterkeit leuchtet die Sonne über die Narben und Wunden, die Spuren alter Kämpfe.

Was ist eigentlich von diesem gigantischen Spiel geblieben? Abenteuerlich lagern hier überall schwarzgraue Steine wie in Schwermut und hier und da ganze Felsblöcke, wie große schlafende Tiere. Diese Steine,

sie wissen alles noch sehr gut, so jung sie damals auch waren. Es ist, als wollten diese Steine das Märchen erzählen, wovon sie schon lange träumen! Wir sind die alte gekochte Masse, die Lava. Du stehst großäugig vor uralten steinernen Zeugen. Nimm uns in die Hand! Du umfaßt sogleich Jahrhunderttausende. Demütig bist du dabei, deine große Gebärde wird klein, nicht wahr!

Und weiter singt und klingt der Stein:

Es wandelt, was wir schauen. Aller Weg geht zur Form, zur Gestalt des Zieles, zur höheren Form, durch den Schleier der Vergänglichkeit zum Sinn. Der Stoff hungert nach immer neuen Formen, nach Formen, die Gedanken und Bilder Gottes sind. — — — Der Mensch erscheint, und als die Zeit erfüllt ist, läßt ihn der Schöpfer auch die sprechende Gebärde der Landschaft verstehen. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Des Menschen Seele ist aus der Höhe. Berge streben empor. Die Seele des Menschen sucht darin ihr eigenes Bild. Darum verlangt der Mensch nach Gipfeln. Hinaus und hinaus!

Auf dem Berge Horeb, da brannte der Busch, aus welchem Gottes Stimme sprach.

Sinai! Von unten steigt der Brodem der Sünde auf. Hoch über dem sündigen Tal das unverbrüchliche „Du sollst“ und „Du sollst nicht!“ „Ich bin der Herr, dein Gott!“ Und die Menschen schrecken bangen Angesichts zurück vor Götzentalb und Baal.

Auch Christus erhöht die Berge. Wird nicht der grüne Hügel der Bergpredigt zum höchsten Berg der Welt und Labor, da sich der Menschensohn verkörperte, ward er nicht zu einem Gipfel, der in die Wolken ragt?

Golgotha, die flache Schädelstätte, ward sie nicht zu der höchsten Höhe, die mit der ernstesten Gebärde den Zeiten und allen Völkern winkt? Und war der Auferstandene nicht von einem Berge in den Himmel aufgenommen?

So haben denn Berge das Größte gesehen. Der Größte sah sie an, weihte damit alle Höhen und erhob die Menschen zum Höhenleben.

So winkt auch der Annaberg mit feierlicher Gebärde den Menschen seines Landes, redet wie eine Seele, wächst in geheimnisvollem Rhythmus in die Höhe empor mitten aus dem Herzen unserer Erde und nimmt sie gleichsam für Gott in Besitz. Das Innenbild wird zum Sinnbild. Er spricht von Gottes Geheimnis, hat für immer den großen Schein in die oberchlesischen Menschengenügen gesetzt. Wenn die Menschen seinen Namen hören, kommt über sie der Duft der Heimat, der irdischen und noch mehr der ewigen. Er ist ein Zauberwort, ein Sesam.

Wenn die Menschen hinaufsehen, dann ist's wie ein Aufstieg ihrer Seele, ein Hinüberspannen, ein Antworten auf den fernen Ruf der Unendlichkeit. Mit uralter Stimme spricht der Bera hinunter ins Tal: „Mensch, weiter als die Welt ist deine Seele, tiefer als alle Täler ihr Verlangen.“

Oberschlesischer Berg, so warst du immer Achse und Herzkammer des umlagernden Menschentums, Bürge vom Diesseits und Jenseits.

Das uralte Weithum unseres Gaues bist du. In einem alten Hain da oben stand ein Opferstein, der

aus der Dämmerung uralter Buchen nach fernem Blau sich sehnte. Sehnsucht nach Erfüllung!

Heidenglaube und Christentum haben hier miteinander gerungen, ein Drache und St. Georg. Die Sage führt einen christlichen Glaubensboten unter die ehrwürdigen Buchen. Weithin schallt seine Stimme über die lauschende Menge am Opferstein. Seine Predigt aber bleibt ohne jeden Eindruck. Da versteigt sich sein eifriger Mund zu dem prophezeienden Worte: „So gewiß der dürre Wanderstab in meiner Hand nach dem Willen des allmächtigen Gottes grünen wird, so gewiß wird Christus über eure ohnmächtigen Götter triumphieren.“ Vor den Augen der staunenden Menge erfüllt sich das Wunder. Der fromme Mann löschte das lodernde Feuer und kann zur Taufe schreiten.

Das Kreuz wird aufgesplankt. Hoch ragt es empor. Auf höchster Höhe Oberschlesiens triumphiert es. Wie ein König mit Kreuzdiadem, so ragt der Berg in lichte Höhe, hebt das Kreuz empor, wie ein Kenner einen Schmutz gegen das Licht hält. Erfüllung!

Der Berg hat seinen Steinleib in einen ätherischen Leib verwandelt. Was jetzt geschieht, ist irgendwie über der Welt.

Ein Kapellchen erwuchs zunächst in der Wildnis, ein Walbestraum. St. Georg war der Hüter des Berges.

Das fünfzehnte Jahrhundert baute das Kirchlein, das noch heute da oben belet. So dämmerstill ist es hier, nur ein Sonnenstrahl tastet mit scheuem Finger an das alte Holzbild der hl. Mutter Anna.

Da ist es, das heilige Bild. Da ist sie die hl. Mutter. Sie hat ein seidenes, knisterndes Kleid an. Die frommen Menschen streicheln, lieblosen die heilige Mutter mit ihren Blicken. Da schimmert das Kleid, schimmert die Krone; sie schimmern von den strahlenden Blicken.

Das Bild ist in der Kirche vierhundert Jahre und darüber schon. Es ist aus Holz geschnitten von einem Menschen wohl einmal, der die heilige Mutter gar lieb hatte. Er tat es fromm, er war mit seiner Liebe dabei. Man spürt es. Er schnitt das Bild aus schlicht gottseliger Einfalt, aus dem frommen Herzensreich, einfach, unbeholfen, gerade deshalb rührend.

Aus jedem Schnitt singt Mutterliebe. Welch ein Wunderkopf solch ein Mutterkopf, welch ein Gottesbrunnen solch ein Mutterherz!

Die hl. Mutter trägt zwei kostbare Heiligtümer, zwei Gotteskinder. Keine Mutterhände tragen sie zu Gott empor. Die Engel schauen voll Staunen zu und falten fromm die Flügel ein.

Etwas Wunderbares ist in dem Bilde verborgen, was man mit den Augen nicht sehen kann. Und Jahr um Jahr gibt ihm noch eine kiefere, geheimnisvollere Schönheit. Nur die Augen der Frömmigkeit können es sehen.

Es ist, als ob die warmen Herzschläge der heiligen Mutter noch in diesem Holz fortklopfen. Es ist, als strahle ihre reine, gnadenvolle Seele wie ein Licht aus dem Bilde heraus. Es ist, als hätten der liebe Gott und alle Engeln es geküßt.

Hier vor dem heiligen Bilde bricht sich der Därm.

Es ist alles so traumhaft still. Ein stilles Atmen geht durch das Kirchlein. Nur ein klein wenig Sonnenschein kommt selig durch das Fenster hinein, kommt so falterfein und kost das Bild. Und das ewige Licht herzt es auch.

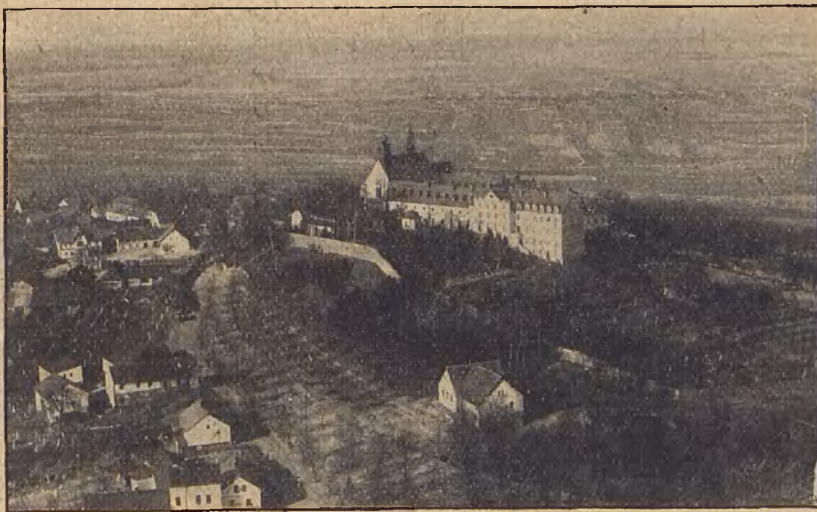
Fromme Andacht kniet vor dem heiligen Bilde, schlicht und wahr. Sieh, wie goldene Strahlen aus dem Herzen der heiligen Mutter sprühen! Und diese Strahlen, sie bringen tief in der Beter Herzen und bringen ihnen den Widerschein der Gnaden, die hier von der Heiligen über ihre Herzen fluten.

Leise und zart blüht ein Lied auf. Golden hört man's: „Wir loben dich, St. Anna, heil'ge Mutter Anna!“ Die Heilige segnet die Menschen still und heimlich.

Das Bild steht in Gottes Hand, die niemand wendet. Und einmal, wenn der liebe Gott die Sonne

Schächten und Maschinen! Wie seid ihr dem lieben Gott doch viel Dank schuldig, weil ihr die großen Güter bereiten und Euren Brüdern zuführen könnt. Ihr bewahrt Millionen Menschen vor großer Not und bringt tausend Freuden in ihr Haus. Wie schön und groß ist das, was Ihr schafft, der Stein, der Zement, der Strom, das Licht und die mächtige Kohle. Wohl, das hat alles der liebe Gott gemacht; Ihr aber dürft alle diese Güter austeilen. Ihr seid seine Handlanger. Daran müßt Ihr denken, immer daran, was Ihr Großes und Heiliges tut. In jedem Stoff, an dem Ihr arbeitet, liegt ein Geheimnis der Menschenhilfe, der Nächstenliebe. Ihr kommt mit Eurer Arbeit an die ganze Menschheit. Ist das nicht ein Wunder Gottes?“

Ein jedes seiner kleinsten Worte ist Wiesentau und Himmelslicht. Die Augen der Männer leuchten. Sie



St. Annaberg. Gesamtansicht.

und die Sterne auslöschen wird, wird er dieses Bild mit seinen heiligen Händen greifen und unter seinen heiligen Mantel bergen, ganz nahe an sein heiliges Herz. Dann wird er so gütig lächeln und das Bild in seine heiligste Truhe legen.

Einmal, es war im Jahre 1656, kam Franziskus auf den Berg. Diese Demut, diese Rindlichkeit verstand das obereschlesische Volk, verstand, was er mit den Vögeln sprach und den wilden Tieren. Das ist ein Heiliger, der nicht nur den Doktoren der Kirche erkennbar ist, sondern einer, vor dem die Kinder und Tiere hinknien. Er ist Blut vom Blut unseres Volkes. In Franziskus hat es sich wieder erkannt.

Ein schönes Bild: Statt in der sonnigen Campagna steht Franziskus in seiner Rutte vor den obereschlesischen Menschen, auch vor denen aus der Gegend der Schlacken und Halben. Ihre Hände sind vom Alltag schwarz. Ohne Geste und mit ruhiger Festigkeit hebt Franziskus sich die Worte aus der Seele und spricht ungefähr so zu ihnen:

„Meine Brüder und Schwestern, Ihr Arbeiter in

denken dem Sinn ihrer Arbeit nach, eine Güte ist an alle getreten. Stumm strahlen sie sich an. Sie nehmen ein Licht mit, das ihnen nicht verloren gehen kann.

Und an einem Tag im Jahr, da läuten die Glocken auf dem Berge von selbst. Da ist St. Annatag. Feierlich weihen die Glocken den Morgen; noch ist es so morgentumm, kein Hall im Morgenheiligtum. „Hört, wie wunderbar St. Annas Glocken läuten,“ so sprechen die Menschen heute, so sprachen sie vor hundert Jahren schon. Und sie eilen hinauf im farbenfrohen Festtagskleid. Sie wollen die heilige Stunde nicht verschlafen. Denn vor Tag und Tau, ist's noch Mond, ist's Sonne schon, da geht die Heilige des Berges durch das Land. Die Aehren küssen ihr das grüne Gewand; sie segnet sie mit heiliger Hand. Das ganze Land ringsum, es ist zum Beten hingekniet. Mit ruhevolem Lächeln segnet Mutter Anna unser Land.

Es schweigt das Land heute von der Arbeit, schweigt so weit, so weit St. Annas Grenzen reichen. Die

Senfen hängen unberührt. Aus jedem Dorf, jung und alt, im langen Zuge kommen dem Kreuz sie nachgewallt. Sie kennen Pfad und Siege. Ihre Gedanken fliegen hin zu St. Anna. Dort ist der Hafen, wo ihre Segel still schlafen sollen.

Jetzt schwimmt ein Lied durch die Luft, ein uraltes Pilgerlied. Die Heilige hat die Noten selbst dazu geschrieben. Ohne zu wollen, formen die Lippen immer die Worte: Heilige Mutter Anna! Immer wieder, immer wieder! Sie bringen der Mutter Gruß auf Gruß. Das Lied vermählt sich mit dem Kerzenglanz ringsum. Und ein Widerhall ist in den Hügeln und vergeht.

Ein Kreuz heiligt den Weg. Da bleiben sie stehen, beten mit Herz und Mund. Es ist immer derselbe Weg, den sie alle Jahre durchwandern, ohne müde zu werden. Die bunten Kirchenfahnen sind auch dieselben, ihr Herz dazu. Die Farben knallen und heben sich deutlich von dem Gold und Grün der Landschaft ab.

Eben fängt die Morgen Sonne an, den Berg mit Purpur und Gold zu malen. Morgenblank leuchtet der Berg. Stolz zeigt er das Schönste was er hat, St. Annafirchlein und Franziskuskloster. Hundert Fenster gleisten so sonnenbunt. Unten sind die Häuser neu aus der Schachtel genommen.

Das Silberhaar der Greise ist verklärt, es ist ein Tauchgen in ihrer Seele. Auf ihrem Antlitz liegt ein verwiltertes Kinderlächeln. Auch die Knaben mit ihren faltenlosen Stirnen verstehen, daß heute etwas Besonderes sei. Dort der Knirps, stolz dreht er ein kleines Geldstück in seiner Hand; er weiß, was er dafür kaufen wird.

Und die Mädchen wissen sich heute viel. Sie tragen die Mutter Gottes. Die frischgeklärten Kleider stehen starr ab. Wie Anemonen am Walbrand, so schimmern sie hell und züchtig. Und im Gebetbuch hat jedes ein Marienblatt, ein duftendes Marienblatt.

Manche Frauen pflücken weiße Sternblumen, rote Raden, blaue Kornblumen und was sie sonst an stillen Blumen am Feldweg finden. So haben sie ihren Feststrauß. Sie bringen der Mutter Blumen, Sonnenglanz und Grüße.

Jedes Dorf weht eine Prozession hinaus. Und es rauschen die Fahnen blau und rot. Jede Stimme ist ein flatterndes Freudenfähnlein. So ziehen sie hin. Ist der Himmel aufgegangen, riß er sich von seinen Spangen los? Es leuchten die Seiden der guten Frauen. Der Wind atmet über das weite Land, bauscht die Fahnen und wirft Licht und Schatten über die singende Prozession. Es ist so schön, wie sie langsam hinter der Wölbung eines Hügels hinab gehen und verschwinden wie ein untergehender Stern um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Und die Glocken da oben läuten, als hingen sie im Himmel. Wer genau hinhört, kann es hören: „Joachim und Anna!“

Überall im Grunde klingt Musik, Trompetenmusik, die aus vollen Backen bläst. Heilige Menschenheere ziehen den Berg hinauf. Es ist ein Aufzug, wie ihn noch kein König sah.

Und in dem Kirchlein teilt die Heilige Audienzen aus, ruft jeden gütig mit Namen, lächelt und grüßt

den lieben Gott von allen. Zu ihren Füßen knien, weinen sie.

Auf dem Paradieshof stehen neue Prozessionen, wie unbefenkte Engel, die noch warten. Klosterpoesie umwittert den stillen, frommen Platz. Girlanden von Fintestrophen empfangen die Prozessionen. „Gegrüßt seist du, St. Anna,“ schlagen die Finten hier, über den Prozessionen, vor ihnen, hinter ihnen, immer von neuem unablässig, unermüdet.

An der Grotte wird dann das Gewirr zum Gottesdienst. Ein brauner Franziskaner kommt. Das Echo seiner Sandalen klappt nach. Sein Schritt hat ein Gleichmaß, einen Takt, von keiner Welle dieser Welt berührt. Dort oben im Kloster hat er eine Zelle, nicht viel größer als die der Bienen, eine Zelle flüchtiger Unterkunft.

Noch liegt Gespräch über der Menge. Da — Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.“ — Es wird still. Nur eine Vogelstimme klingt noch betend durch den Raum. Der Franziskaner beginnt seine Predigt. Er bietet den Menschen Schätze, die nicht Rost und Motten verzehren. Er weiß um eine Menschenseele Bescheid. Da laufen sie ganz verzückt. Das Schale und Alltägliche fällt von ihnen ab. Die Seele Gottes fliegt durch den Raum. Tränen des Glückes sind in den Augen der Menschen. Mancher verschluckt eine Träne.

Machtvoll rauschen jetzt die Fluten des Gesanges, der die heilige Handlung am Gotesaltar begleitet. Was allen Zeiten gemeinsam, was tief als Gemeingut in der Seele des Volkes wurzelt, ringt sich hier im Gesange los, als gläubige Zuversicht, als inbrünstiges Verlangen nach dem Ewigen.

Wenn die Menschen den Platz verlassen, kommen sie aus einem anderen Land. Die weihevollte Stimmung dieser Feier begleitet sie.

Eine erhebende Feier, die Feier einer Gemeinschaft, eines ganzen Gaus. Dazu gehört die erhabene Natur, der heilige Berg. Wo eine solche Feier nicht als ein tiefes Bedürfnis aus der Volksseele quillt, da ist keine Gemeinschaft mehr.

Am Nachmittag zieht die Prozession mit Lied ins Tal hinab.

Das Lied das in den Menschen klingt, trägt sie fort. Noch oft wenden sie den Blick. Dort drüben grüßt im Gold der Felder übersegnet von Aehren der Berg, das Heiligtum. Auf einer Wolke sitzt die hl. Anna und lächelt auf ihn herab. So kehren die Menschen heim zu ihren Dingen und sind voll Sehnsucht bis zum nächsten Jahr.

Der Sommer duftet. Die Luft hängt voller Gerüche der Pflanzen und duftenden Kräuter. Auf allen Feldern drängt und schwellt und wogt der Segen. Viele Felder danken schon für das tägliche Brot. Da horcht das obereschlesische Land und hält denn Atem an.

„Die Mutter Gottes ist gestorben. Am 15. August ist das Begräbnis auf dem Annaberge.“

Ein leises stilles Heimweh nach dem Annaberg beschleicht den obereschlesischen Menschen um diese Zeit.

Alle, die müde wurden in der Jagd des Geschäfts und im Hektlauf der Sorgen, sie kommen jetzt auf den Berg. Es kommen die Frauen der Dörfer, oft noch

in ihrer Tracht, die Männer mit ihren harten Bauern-
gesichtern, an denen man die Zahl der Knie im
Stalle ablesen kann; es kommen die Stadtleute, die
müde sind des grellen Lichts, das ihnen die Stadt in
die Augen schaufelt; es kommen die Menschen der
Gruben und Schöte mit ihren verschafften Händen.

So ziehen sie hinaus, einzeln, hundert, tausend. Ein
Urgewaltiges zieht sie. Sie sind Töne im gleichen
Klang. Lächelnde Engel schreiten neben ihnen. Vom
ersten Augenblick, da er auftaucht, hypnotisiert der
Berg den Blick der Wallfahrer. Rüstig streben sie
dem Kreuz nach und singen hundertjährige Melodien.
Die Frauen tragen die verstaubten Schuhe in der
Hand. Ein verspätetes Almütterlein tragt noch nach,

Er kann es nicht lassen. O heilige Treppe, wieviel
Not ging deine Stufen hinauf, Erlösung hoffend!
Und wieviel Trost ging hinab, gebenedeit, geweiht,
geläutert!

Nun stehen sie auf dem Paradieshof. Welch wohl-
gefundener Name für den Vorhof Gottes! Hoch
schwingt das Lied und bleibt im Grün der Linden
hängen. Der Kirche Türen sind weit aufgegangen
und zeigen das Gnadenbild. Da dringen sie hinein,
knien und beten stumm in sich versunken. Dort wer-
fen sich einige auf die Erde nieder, einige rutschen rund
um den Altar. Hier haben die Urväter gebetet und
gesungen in Glück und Leid. Hier haben sie ihre
Freuden und Schmerzen getragen, dieselben uralten



St. Annaberg. Luftansicht.

— sie singt schrill und eifrig, wenn auch nicht im
Gleichmaß mit den anderen.

Steile Wege fallen. Weiter und weiter, höher und
höher. Jede Prozession hat ihr Lied, und das singt
sie. Die Sonne glüht, die Musikanten schrillen. Be-
tend und singend zieht man zunächst durch die Reihen
der Kaufbuden weiter bergan nach der Höhe; die
Menschen wollen zuerst vor der hl. Anna ihren Gruß
niederlegen und ihre Ankunft bekunden. So geht es
siebzig Stufen hinauf. Ein gottsucherischer Lustkug.
Die Pilger singen sich die Stufen hinauf, dem Wunder
entgegen. Brennende Kerzen, flatternde Fahnen,
malerische Trachten mit künstlicheren Perlen ver-
träumt leuchten zur Höhe hinauf, und der Wind
treibt sein Spiel mit den frommen Pilgergefangen.

Wieder gesungen und vor demselben uralten Mutter-
bild gekniet und gebetet.

Die Heilige sieht all die Menschen, wie sie ihre
Herzen herausgelegt haben und sieht, was sie darin
haben. Sie gibt jedem einen goldenen Tropfen aus
dem Himmelsbrunnen aufs Herz.

In den Hallen um den Paradieshof stehen die
Beichtstühle. Die Mönche sitzen darin und das Volk
steht harrend dort in Trauben. Von Zeit zu Zeit löst
sich eine Gestalt aus dem Halbdunkel, Einige gehen
unruhig hin und her, sei es, daß sie immer noch kei-
nen Platz bei dem Beichtstuhl gefunden haben, oder
sei es, daß das Herz zum Bekennen herber Schuld
keinen Mut finden kann und die Schwäche noch einmal
slehend vor dem Gnadenbilde ausbreitet. Nun werden

sie von der Stunde der Gnade ergriffen und tragen ihr erschüttertes Herz in den Beichtstuhl.

Lieulich ist das Annafest, wehmütig ist das Begräbnis Mariens, froh und jubelnd ist das Fest der Himmelfahrt Mariens auf dem Annaberge. Unvergleichlich ist die verhaltene Schönheit der marianischen Feier. Da wird die himmlische Mutter vom „Haus Mariens“ zu Grab getragen. Tausend Mädchen kommen gegangen, schwarz das Kleid, langsam Schritt für Schritt. Sie tragen die „liebliche Mutter“ im Sarge. Tausend Kerzen brennen. So unirdisch wehmütig läutet ein Glöcklein irgendwo. Das Bild ist schön wie ein Traum. Ab und zu ist's, als stände irgendwo jemand da, höbe die Hand und geböte Schweigen. Ein Franziskaner beginnt zu predigen, predigt von der himmlischen Mutter. Die Szenen, die wir erleben, rufen die Erzählungen von den Tagen in Erinnerung, in denen der Heiland selbst auf Erden weilte, und von den harrenden Volksmassen umgeben war. Gott spricht, die Menschen schweigen.

Erstaunt stehen die Menschen, die noch nie bei dieser Feier waren; sie stehen sinnend und träumend, stehen wie gebannt vor diesem Farbenwunder im Tal. Es weht ein feiner und stiller Duft um diese Feier. Hier fühlt man den Pulschlag obereschlesiher Frömmigkeit. Kardinal von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, war von einer solchen Feier so ergriffen, daß er erklärte, einen Finger von seiner Hand geben zu wollen, wenn er mit diesen Menschen beten könnte. — Es geht gegen Abend. Bläuliche Schatten fallen weich auf die Pfade der Kalvarie. Feierglocken geleiten die scheidende Sonne nach Hause. Da wird die heilige Mutter ins Grab gebettet, in der Marienkirche zu Poremba. Rein und groß erlischt die Feier und der Tag. Im Blick der Menschen schimmert der Abglanz des schönen Tages.

Aber die himmlische Mutter verläßt die Schranken des dunklen Grabes und fährt in den Himmel hinauf und läßt duftende Blumen auf dieser Erde zurück. Staunend betrachten Apostel und Jünger das Blumenwunder. —

Ueber den Annaberg kommt langsam der Tag, die Vinden der Kalvarie schütteln den Schlaf aus den Zweigen. Da steht das Tal von Poremba in Jubel und Glanz. Mariens Bild der Himmelfahrt prangt in Zier und im Schmuck unzähliger Kerzen. Jubelnd und jauchzend tragen wiederum tausend Mädchen das Bild der Auferstandenen auf den Annaberg. Duftend-weiß strahlt das Kleid, in den Händen tragen sie zarte Lilien. Rascher ist heute der Gang der Mädchen, ein Tausendchor jubelt. Alle Mädchen wollen der Herrin zu Diensten sein.

Maria schwebt empor. Sie blickt nicht mehr zurück. Sie gehört nicht mehr dieser Erde. Vor diesem Bild knien, weinen die Menschen. Ihr eigenes Leben ist in diesem Bilde. Sich loslösen von dieser schönen Welt! Ohne eine Träne im Auge sie verlassen! Hinübergezogen werden in die Kraftsphäre einer noch schöneren Welt! Das ist der Inhalt dieser Feier. Das ist seligste Vollendung.

Und Licht und Sonne überall. Leuchtendes Rot, blendendes Weiß und funkelndes Gold, eine wunder-

bare Symphonie von Farben und Lichtern; Singen und Klängen, Brausen und Trompetenton, daß die Hügel widerhallen. Und die Hügel machen ein feines Longemälde daraus, Maria zu Ehren. Die Menschen fühlen wie Auferstandene, die hoch über der abgestreiften Verpuppung mit goldenen Flügeln rauschen, und Verklärtheit liegt noch auf ihren Zügen, wenn sie heimwärtschreiten. Eine große Sehnsucht ist in ihnen, groß und ins Namenlose verloren, die Sehnsucht, die des Menschen bester Teil ist. Und sie beten: „Herr, gib uns Flügel, daß wir noch höher steigen können!“

Und dann ist es hier auch landschaftlich so schön, so wunderschön. Die Talferne, so blau und so weit, sendet ihr reizendstes Bild herauf. Wie durch einen Zauberspruch aufgebläutert, hast du die Heimat vor dir, das Bilderbuch von Oberschlesien. Schick den Blick aus! Die ganze Heimat blüht dir ans Herz, so nah und klar, als ob sie dein Eigen sei. Ein Reichtum ist dies selige Schauen. Noch hat kein Maler dieses Bild eingefangen, noch hat kein Dichter diese Schönheit mit Versen gesäimt.

Nach Westen schweift der Blick über das schöne Stücklein Heimat. Zum Fahren und Wandern lockt's. Weit, weit geht der Blick, bis zu fernen, blau verdämmernden Märchenbergen, fern, fern am Erdenrand. Wälder werfen stumme Schatten auf helle Felser, die ihren farbigen Traum träumen. Die Dörfer umzittert märchenblauer Dämmerchein. Wie das winkt und blinkt! Oberschlesien, wie ein Buch voller Märchen liegt du da. Oberschlesien, wie bist du schön!

Da unten lauscht das obereschlesische Land träumend aufs Oberlied. Ruhig fließt die Oder, trägt grüne Bindebänder, wie die Bauernfrauen der Oberdörfer zum Fest. Dort küßt sie den Fuß des Berges und eilt mit ihren wiesengrünen Bändern weiter. Ab und zu blitzen ihre Kristallspiegel und beleben die Landschaft wie ein schönes Augenpaar ein holdes Mädchen-gesicht. Vor dir dehnt sich gewelltes Land. Einmal, da fuhr eine Göttin in einem goldenen Wagen durch diese Fluren. Zwei blendendweiße Rüge zogen ihn. An stillen Sommertagen, wenn das Korn sich befannte, da fuhr diese gütige Göttin durch unser Land.

War es der Opferwagen, den die Vorfahren der Mutter Erde darbrachten? War es das Sonnengold, der Schein, der Duft, der über der Heimat liegt? Ich weiß. Es war die Güte, die Liebe, die aus den Poren der Heimat strömt.

Vor uns versteckt sich hinter dichten Buchenwaldweben das Dorf Zgrowa, das Märchen hinterm Wald. Da erzählt noch ein Schloß von der Herrlichkeit der Gaskin, ein Schloß, um dessen Mauern die Geschichte und Sage Kränze reichen Erinnerens windet. Jedes Kind, das du in den verwunschenen, träumenden Schloßhof führst, wird dir ohne weiteres glauben, wenn du ihm erzählst, hier habe Dornröschen gewohnt: der Brunnen plätschert wieder und die Tauben gurren wieder, der Hund schnappt wieder nach den Fliegen.

Und in dem Waldesdom der Buchen ist noch ein Klang gefangen vom Gefäß der schlanken Windhunde, von Sporen und Rosseshufen. Weise und Lebensabenteurer in bunter Folge. Einige haben das

frömmste obereschlesische Lied erdacht, Kloster und Kalvarie hier oben auf dem „Amen des Chelms“, auf dem Annaberge. In der Kreuzkirche sind wir allein mit den alten Herren, die langgestreckt unten in den

das ist schade!“ Das kann nur verstehen, wer den Annaberg und das obereschlesische Volk kennt.

Heiliger Berg! Alles Kampfes und Hasses entbunden, voll der Gnade! Doch sag, was säumt der



St. Annaberg. Paradieshof mit hl. Stiege.

Grüften ruhen oder stramm von den Wänden niedergrüßen.

St. Annaberg! Es geht dem obereschlesischen Volk bei diesem Wort wie beim Hören eines schönen Volksliedes. Wie sagte doch ein obereschlesisches Dienstmädchen, das in Berlin in Stellung war? „Ach, Berlin ist ja ganz schön, nur einen Annaberg hat es nicht,

Mohn deine Felder so rot? Was zieht der Fichtenwald so krause, düstere Falten?

Blick einmal noch ins Land hinaus! Dort am schmalen Wegesbaum, am Korn, am Mohn, am blutroten Mohn, da ist ein Menschengrab, ein Massengrab. Wie kam in diese heilige Stille nur das Grab auf grüner Flur? Frag mich nicht! Was soll ich



Pater Hilarius Breitinger

kam am 27. April 1934 nach Posen, um im Auftrage Sr. Eminenz Kardinal Hlond die Seelsorge der deutschen Katholiken zu übernehmen, als Nachfolger des von der polnischen Regierung ausgewiesenen Pater Kempf. Der neue Seelsorger stammt aus Bayern, erhielt zu Würzburg die hl. Priesterweihe (31. 7. 32) und war im dortigen Franziskanerkloster in der Seelsorge tätig.

sagen? Es rauscht das Korn eine düstere Ballade. 1921 im Mai, im Blütenschneegestöber. Da kam ein Morgen; mit ihm flohen Märchen, Traum und Frieden. Wie Schüttelfrost ging es durch den Berg. Bruderkampf! Er endete mit diesem Grab.

Blutrot steht der Mohn an dem Weg, kann nicht daran vorübergehen. Mir ist's, als höre ich Mütter bitter, bitter weinen. Versunken in tiefes Sinnen wird mir das Herz so schwer. Ich sinne das Herz mir wund. Mich überstrahlt ein kühler Schauer.

Heimat, hör' mit dem Liede auf! Sing leise eine andere Weise! — — —

Da läutet die Annaglocke, wirft Silber in die Luft. „Begrüßt seist du, St. Anna!“ Das Spiel der Glocken träumt die alte Heimatweise. Verkört sieht

mich die Heimat wieder an. Vergessen ist die Pein; auf dem Annaberg liegt wieder Sonnenschein.

Voll des Friedens und der Ruhe liegt der Berg. Es kommen viele demütige Menschen hinauf, sternenaugige, die noch staunen und ins Wunderbare treten können. Komm mit! Weitab von Städten und Straßen findest du hier stille Winkel, wo die Nerven sich straffen und die Stille ihre beglückende Melodie singt. Man setzt sich unter einen blühenden Strauch und guckt hinunter auf die Dörfer mit den roten Ziegeldächern und die saftigen Felder. Man kommt sich vor wie in einer riesigen Arena, die bis zum Horizont reicht, in einer prunkvollen, märchenhaften Fürstenloge, und man kann sich fast einbilden, der Herrgott habe das fast alles für einen ganz allein hingestellt, damit man sich darüber freue.

Viele kleine unaufdringliche Kostbarkeiten findest du hier. Das Ruhtal ist traumhaft schön. Überall ein Durcheinander riesiger Muschelkalktrümms, senkrechte Felsen, eine wildschroffe Schönheit.

Der Berg wächst nirgend ins Unzulängliche, sondern enthält das Naturelement in faßlicher Form. Täler und Höhen sind „lieblich“, wenn wir einmal das in jedem Reiseführer mißbrauchte Wort anwenden wollen, ganz und gar nicht „gigantisch“, mehr lyrisch, als dramatisch.

Gute Gasthöfe gibt es hier genug. Das behagliche Pilgerheim der Franziskaner, das den verwöhntesten Ansprüchen ebenso genügen kann wie den schlichtesten Wünschen, ist den Gästen immer offen. Von der Plattform des Heimes kannst du hinaussträumen. Rings das Land so weit, so märchenweit. Die Wälder träumen goldene Träume und Märchen so blau. Dörfer wie Spielzeug sind da ausgestreut und Glockenklänge — him — bam — reichen sich die Hände. Die Sonne spielt ihr Farbenspiel in den Fenstern der Häuser da unten wie ein Kind mit Glasperlen im Schoß. In jedem Dörfchen hängt ein Märchen. Hoch vom Himmel dudeln es die Lerchen: Oberschlesien, Heimat, welch Wunder bist du!

Und sieh nur diese Einsiedelei! Verstehst du jezt, wie Einsiedler in den stillsten Eken ihre Klaufe bauten? Wie die Raben ihnen ihr Brot brachten? Wie sie mit Reh und Eichhörnchen spielten?

Fernab von dem Geschäft und von der Untreue der Menschen findest du dich selber und deinen Gott.



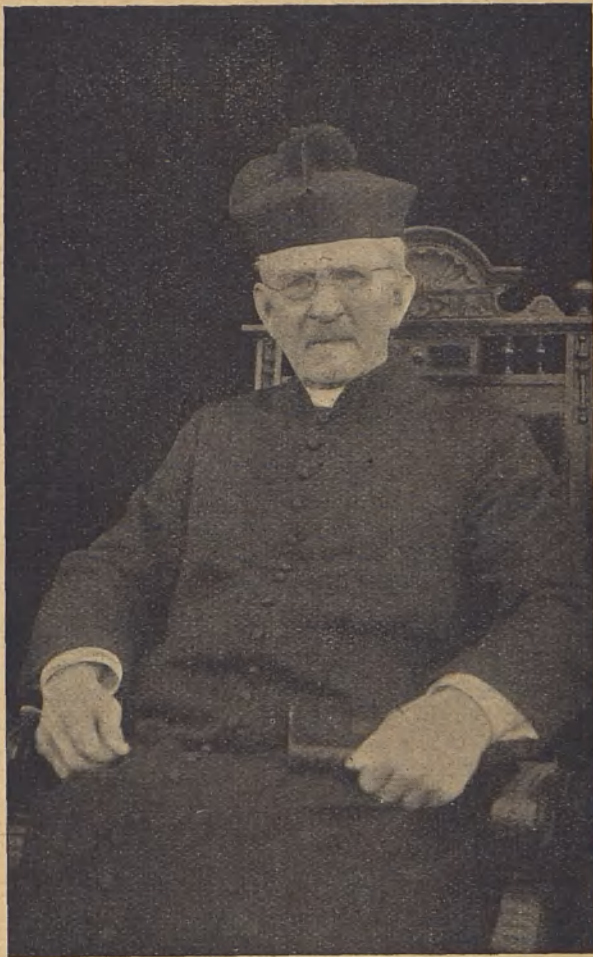
Goldenes Priesterjubiläum von Propst Stefan Frieske aus Schweikau.

Eine seltene Feier wird das im Kreise Lissa gelegene Dorf (bis Juni d. J. war es noch Stadt) Schweikau am 5. August sehen; denn an diesem Tage wird sein langjähriger Pfarrer, Propst Stefan Frieske, sein goldenes Priesterjubiläum begehen. Der Jubilar wurde am 17. Januar 1861 in Klein Kroschin (jezt Krosinek), Parochie Polajewo, Kreis Obornik geboren. Vom 1. Oktober 1872 ab besuchte er das Gymnasium in Deutsch Krone; hier erlangte er am 31. März 1881 das Zeugnis der Reife. Besonderes Interesse zeigte er auf dem Gymnasium für Geschichte, sodaß einer seiner Mitschüler einmal meinte: „Ich will dem Frieske nicht schmeicheln; aber das sage ich Euch: in der Geschichte ist er der Beste“. Des

noch immer nicht behobenen Kulturkampfes wegen konnte Frieske seine philosophisch-theologischen Studien nicht in der Heimat machen, sondern mußte zu diesem Zweck auf die Universität gehen. Das erste Jahr brachte er in Breslau zu und hörte hier u. a. den berühmten Kirchenrechtler Prälaten Dr. Laemmer. Ostern 1882 bezog er die Universität Würzburg, die damals in hohem Ansehen stand; denn es wirkten an ihr der Dogmatiker Franz Hettinger, der es wie wenige verstand, die Wahrheiten des Christentums lebendig zu machen, der Moralthologe Göpfert, der ein recht praktisches, oft aufgelegtes Lehrbuch der Moralthologie in drei Bänden geschrieben hat, weiter Josef Grimm, dessen sieben-

bändiges „Leben Jesu“ das Musterwerk der katholischen Leben - Jesu - Forschung geworden ist, dann die beiden Kenner des christlichen Altertums Rihn und Nirschl und schließlich Nirschlamp, damals Professor der Philosophie und Fundamentaltheologie, später in Bonn der Moraltheologie. Nachdem Frieske unter diesen vorzüglichen Lehrern an seiner theoretischen Ausbildung mit innerer Anteilnahme gearbeitet, trat er März 1883 ins Priesterseminar zu Würzburg ein, wo er sich der Gunst des Subregens Dr. Braun erfreute, bekannt durch seinen späteren Kampf gegen Schell und Prof. Ehrhards Werk „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert“. Am 3. August 1884 erhielt Frieske die Priesterweihe aus den Händen des Bischof von Würzburg Dr. Stein, der 1897 Erzbischof von München-Freising wurde.

So theoretisch und praktisch ausgebildet, stellte sich Frieske seiner heimischen geistlichen Behörde zur Verfügung und wurde zunächst (1884—87) Vikar in Blesen, wo er, seiner Neigung entsprechend, der Geschichte der ehemaligen Zisterzienser-Abtei nachgehen konnte. Auf seiner zweiten Stelle in Schneidemühl (1887—89) hat er den katholischen Gesellenverein, der nur noch vegetierte, wieder in die Höhe gebracht. Schließlich kam er 1889 als Vikar nach Lüg, Kreis Deutsch-Krone, wo er Mitbegründer des ersten katholischen Lehrervereins in der Erzbischöfese Posen wurde; das Offizialat Deutsch-Krone gehörte nämlich bis 1923 zur Erzbischöfese Posen, wenn auch der Kreis ein Teil der Provinz Westpreußen war. Im April 1892 bekamen die westpreussischen Filialen von Schneidemühl eigene Seelsorger; Frieske wurde damals der erste Administrator von Krummfließ; als solcher baute er im Juli 1892 sein Pfarrheim, das ihm das Recht gab, sich um jede Pfarrstelle zu bewerben. Seine priesterliche Tätigkeit gehörte von nun an nur dem Kreise Lissa an. Zuerst wurde er im August d. J. Pfarrer in Biegen, dann im April 1893 in Gollmiz und schließlich vom 1. Januar 1902 ab Propst in Schwegskau. In seiner hier schon 32 Jahre bauernben Amtstätigkeit hat er sich vielerlei Verdienste erworben, zunächst um die Hebung des religiösen Lebens seiner Pfarrkinder, dann auch um die Erhaltung der Kirche; statt des einfachen Ziegelbaches ließ er ihr ein Kronendach geben, sie im Innern renovieren und auch in der letzten Zeit die Orgel gründlich reparieren; außerdem hat er das Pfarrhaus erweitert und ein neues Vikarhaus gebaut. Die deutschen Katholiken seiner Pfarrei hat er dadurch enger zusammengeschlossen, daß er ihre Ortsgruppe am 1. Januar 1926 dem Hauptverbande der Deutschen Katholiken Polens angliederte. Vergessen wir auch nicht, daß Propst Frieske die Grauen Schwestern nach Schwegskau gebracht hat! Das alles hat ihm



Propst Stefan Frieske.

die Liebe seiner Pfarrkinder in reichem Maße erworben. Wie sehr sie an ihm hängen, zeigte sich, als ihn ruchlose Buben in der Nacht des 25. September 1924 in seinem Schlafzimmer überfielen und unter Todesdrohungen ausraubten und als er am 1. Mai 1932 von einem schweren Schlaganfall heimgeführt wurde. Gerade auf den Wunsch seiner Pfarrkinder ist es zurückzuführen, daß sein goldenes Priesterjubiläum nicht ungefeiert vorübergehen soll. So wünschen wir denn dem Hochwürdigem Herrn Jubilar, daß er die Anstrengungen, die dieser Tag ihm bringen wird, gut bestehen und daß Gott in seiner Güte ihm einen recht gesegneten Lebensabend schenken möge.

Domherr Dr. Steuer.

Es farbte sich die Wiese grün
Und um die Hecken sah ich's blühn;
Tagtäglich sah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich mußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Er drang mir bald auf allen Wegen,
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich mußte nicht wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah . . .

Das Geheimnis des Waldhauses.

Von Gertrud Grabowski.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in Oberschlesien noch sehr große, dichte Wälder. Kleine Ansiedelungen lagen in den Wäldern so versteckt, daß sie nur selten von fremden Menschen betreten wurden. Die meisten dieser Siedelungen stammten aus der Zeit einer früheren Industrie, die auf dem großen Holzreichtum der Urwälder aufgebaut worden war. Kohle und Dampfkraft drängten sie zurück, und richteten an anderen Orten ein reiches Industrieleben auf. Die Walzhämmer, die Wassersägemühlen, die Walzgießereien, stellten nach und nach den Betrieb ein; ihre Besitzer suchten sich Arbeit auf den neu entstandenen Arbeitsplätzen, auch wenn die mühsam zu erreichen waren. Daneben suchten sie dem dünnen Acker abzugewinnen, was er bei schlechter Pflege und mangelhafter Düngung geben konnte. Das waren die fleißigen, mühsamen Menschen, die sich nach bestem Können durchs Leben hielten. Den kleinen Besitz, wenn auch nicht vergrößern, so doch behalten wollten. Es gab aber auch Menschen mit tragem Blut und schwacher Willenskraft, die sich in die veränderten Verhältnisse nicht hineinfinden konnten. Die arbeiteten gelegentlich im Walde leichte, schlecht bezahlte Arbeit und waren mit wenigem zufrieden. Kam der Winter mit Schnee und Eis, gerieten sie wohl in die bitterste Not. Ein solcher Mann war auch der Waldarbeiter Dombek. Er arbeitete heute hier, morgen dort, wie es eben kam. In den langen Herbst- und Wintermonaten feierte er, gerade daß er Heu sammelte und Streu für die Ziege, auch Holz aus dem Walde zusammentrug für den Winter, denn er liebte es, den Tag über auf der Fläche des warmen Kachelofens, der ein Viertel der einzigen Stube einnahm, hinzudämmern, eingewickelt in den alten Pelz, den er von seinem Vater geerbt hatte.

Das kleine, im dichten Walde gelegene Haus, war bis unter das Dach in Waldstreu vergraben. Nur die winzigen Fenster schauten daraus hervor, wie kleine, blinde Augen. Zum Schutze gegen Kälte waren sie mit Mooskränzen umrahmt. Gelbe und rote Strohblumen steckten in den Kränzen, das war der einzige Schmuck des kleinen Waldhauses. Weiter ab, am Rande einer sientrecht abfallenden Steinwand, stand verlassen und verlassen ein Sägewerk, es erzählte von der alten Zeit, die längst verschollen war. Uralt Eichen beschatteten es, zogen sich bis zur Hütte Dombeks.

Es war im Spätherbst, Regen, Regen und wieder Regen. Eintönig rieselte er vom Himmel nieder, versank in den Polstern der Moose und Flechten, die den Waldboden weithin überzogen. Regen und wieder Regen, er brachte furchtbare Einsamkeit und Verlassenheit in die dunklen Wälder. Finster war es in Dombeks Hütte; die kleinen Fenster ließen nicht viel ein von dem grauen Tage. Die Dombeken, eine rüstige hübsche Frau, warf neue Reiser in die halb erloschene Glut des Herdfeuers, hellauf loderte die

Flamme, langsam zog der Rauch durch die Dachlücke ins Freie.

Dombek, ein hagerer sehniger Mensch, rieb sich den Rücken mit der Faust. Er hatte Reizen in allen Gliedern.

„Ein Hundewetter“, brummte er und holte seine Pfeife aus der Tasche des schäbigen Pelzes hervor, langte nach seinem Tabaksbeutel, einer alten, rotumfärbten Schweinsblase, die noch aus der Zeit stammte, in der die Dombeks schlachteten. Das war heute vergriffen. Wenn nur Kraut und Kartoffeln im Keller lagen und der Zirkel auf dem Herde brodelte, war man wohl zufrieden, dachte sich den Speck und die Wurst dazu.

Umständlich durchsuchte Dombek den Beutel, aber wie er auch darin herumfingerte, ihn schließlich umwandte, kein Krümmchen Tabak befand sich darin. Fluchend warf er den Beutel in eine Ecke, wickelte sich fester in den Pelz und kroch auf den Kachelofen hinauf, legte sich hier auf der weißen Fläche gemütlich zurecht und verdöselte seinen Kummer.

Seine Frau saß auf der Ofenbank, die in den Herd hinein gemauert war, neben ihr saß die kleine, zehnjährige Aga; beide spannen, zogen einen dicken, harten Faden aus, der grobe Leinwand gab. Draußen rieselte der Regen eintönig weiter, grau und grämlich blieb der Tag.

„Das reine Gespenster- und Räuberwetter“, rief Dombek mürrisch vom Ofen herunter. „Da kann der Elias wieder an die Arbeit gehen. Der Wirt vom Kreischam draußen erzählt, daß im Industriegebiet kein Tag vergeht, an dem nicht eingebrochen würde. Neulich sind sie dem Bauinspektor in Beuthen, der auf der Gartenstraße in dem großen roten Hause wohnt, durch's Fenster eingestiegen. Eine ganze Bande war's. Der Elias mitten drunter. Frech treibt der's, es ist nicht zum Glauben.“

„Ja, der treibt es toll“, gab die Frau zu. „Wenn sie ihn erwischen, dann geht es ihm nicht gut.“

„Ha, der ist schlau, der läßt sich nicht erwischen... übrigens, er stiehlt nur bei den Reichen, die Armen haben Ruh' vor ihm.“

„Was sollst er auch bei dir holen?“ sagte die Frau mit bitterem Vorwurf; „vielleicht ein paar Läuse aus deinem Pelz...“

„Wenn ich nur ein Brinkel Tabak hätte“, damit mich Dombek dem Vorwurf seiner Frau aus. Er kannte ihre Klageleiher zur Genüge, sie drehten sich immer in demselben Kreise herum: Wenn ich gewußt hätte, was für ein Faulkner du bist, ich hätte mich ja lieber selber umgebracht, als dich zum Manne genommen... langweilig war ihm das schon.

„Ich geh morgen mit Kien nach Nikosai, Mutter“, flüsterte die kleine Aga, ein scheues Kind, der Bäuerin zu. „Da bringe ich dem Vater ein Brinkel Tabak mit. Die Frau Steiger Wende kauft mir immer allen Kien ab, sie gibt mir auch immer eine Schnitte

... Mutter, ich hab' Hunger ...“ Jetzt tat die Frau, als höre sie nicht gut. Das Wed vom Hunger war sie so gewöhnt, wie den Wechsel von Tag und Nacht. Stumpf machte sie das feste: Mutter, ich hab Hunger. Sachte spann sie weiter, das Feuer knisterte auf dem Herd, Dombek schnarchte, der Regen prasselte aus Fenster unverdrossen.

Auf einmal hob die Frau den Kopf und horchte hinaus.

„Ich mein, es geht wer draußen“, flüsterte sie mit angehaltenem Atem. „Horch!“ Ein Schreck fuhr durch die Glieder der kleinen Aga, ängstlich schmiegte sie sich an die Mutter. In dem Augenblick klopfte es mit hartem Finger an das Fenster. So ungewöhnt waren dies die einsamen Waldleute, daß sie wie entgeistert nach dem Fenster blickten, auch Dombek war erwacht, richtete sich auf und horchte gespannt hinaus. Wieder klopfte es und eine Stimme rief:

„Dombek, mach mal auf, ich hab mit dir zu reden!“

„Holla, was soll das?“ rief Dombek erschrocken und froh vom Ofen herunter. Die Frauen waren blaß geworden. Wer mochte zu dieser Stunde bei ihnen Einlaß begehren? Die Stimme hatte so rauh und herrlich geklungen... Ein Name lebte auf allen Zungen, niemand sprach ihn aus. Dombek sagte nur: „Wir sind doch arme Leute...“

Der kleinen Aga lief es kalt über den Rücken, furchtsam schielte sie nach dem Fenster. Lauter, ungeduldiger klopfte es an die Scheiben: „Aufmachen, oder...“ drohend verklang der Rest der unverständlichen Worte. Da schürfte Dombek zur Tür und schob den Holzriegel weg. Er fuhr erschrocken zurück, als er den Mann erkannte, der rasch eintrat und die Tür hinter sich schloß.

Es war ein starker, mittelgroßer Mann. Auf breiten Schultern saß ein großer Kopf mit geschorenem Haar und groben Gesicht. Die Nase war breit und flach, die Augen tief und klein.

„Elias!“ riefen alle wie aus einem Munde.

Der Mann kümmerte sich nicht um das Entsetzen, das aus den Gesichtern der Dombeks sprach. Er schüttelte sich wie ein Pudel, daß der Regen von seinem Mantel rundum spritzte und sagte mit rauher Freundlichkeit.

„Guten Abend alle miteinander.“

Dombek hatte seinen Schreck etwas überwunden. Er wickelte sich fester in den alten Schlafpelz und fragte mißtraulich:

„Was treibt dich denn bei solchem Wetter unter mein armes Dach?“

Elias rieb sich die Hände, aus seinen kleinen Augenlein schloß ein Blick durch die Hütte, seine Lippen zogen sich höhnisch zusammen:

„Nach Reichtum sieht es hier freilich nicht aus — da ist Schmalhans wohl oft Küchenmeister?“

Die Frau fing die Worte gierig auf, jammernd rief sie.

„Freilich, freilich, hungern muß man, das ist schon wahr, ein Elend ist es.“ Sie führte die Schürze zu den Augen und weinte.

Ein silberner Klang riß sie auf. Elias hatte eine Hand voll harter Taler auf den Tisch geworfen. Das

Klirren und Glänzen sprang allen ins Herz. Ehrfürchtig starrten sie auf das Geld. Dombek rückte ein wenig an seiner Pudelmütze, die er im Zimmer trug, atmete tief auf und fragte scheu und leise.

„Was soll denn das?“

Elias gab keine Antwort. Er holte aus seiner Manteltasche eine Flasche Rum und reichte sie der Frau, die fast zusammenknickte vor solchem Reichtum.

„Da, braut einen Grog, Frau! Hier ist Zucker.“

Er schob ihr eine Tüte zu; da begrüßte die Frau endlich, ihre Augen strahlten auf, geschäftig lief sie zum Herd, schürte das Feuer, setzte Wasser auf. Dombek schielte begehrlisch nach dem Tabaksbeutel, der aus der Tasche des Elias guckte.

„So ein bißchen Tabak, wenn ich hätte...“

Bereitwilligst überließ ihm Elias den Tabak. Gierig griff Dombek zu, stopfte sich die Pfeife, tat ein paar Züge, schmunzelte behaglich vor sich hin und reichte jetzt dem späten Gaste die Hand.

„Na, da seht euch, und erzählt mir, was euch in meine Hütte führt.“

Elias schob die Taler auf dem Tische zusammen und sagte:

„Da nimm — und hafts Maul, wenn der verkürzte Grünrock nach mir fragt. Ich will nichts weiter von dir, gerad, daß ich mir manchmal den Buckel an deinem Feuer wärme. Es ist kalt draußen, brr, ich glaube, es gibt noch Schnee.“

Er schauerte zusammen, trat an den Herd und hielt die Hände über die Glut. Sie färbte sein rotes Gesicht mit tiefem Rot. Die kleine Aga verbarg ihr Gesicht in den Rockfalten der Mutter und weinte leise. Sie zitterte vor Furcht.

Dombek schielte nach dem Gelde, kraute sich das struppige Haar, ging ein paar mal im Zimmer hin und her, stieß eine Wolke aus seiner Pfeife, schielte wieder nach den Talern, die gleißend blinkten und fragte endlich:

„Das viele Geld... ich weiß nicht... du bist doch auch nur ein armer Kerl.“

Elias lachte brutal: „Gewesen Bruder, gewesen...“

Indem stellte die Frau den Topf mit dem kochenden Wasser auf den Tisch, tat Rum und Zucker hinein. Lieblich duftete das Getränk dem Dombek in die Nase. Er schnüffelte wie ein Jagdhund, griff nach dem Glase das seine Frau für ihn gefüllt hatte, tat einen kräftigen Schluck. Hei, wie das warm durch die Adern ging! Die Taler, wie die glänzten — einen nach dem andern strich er ein. Warum sollte er das Geld nicht nehmen? Was kümmerte es ihn, wo es her war? Es ist da — und gut — Ein guter Kerl, der Elias — hei! Er trank das Glas bis zur Reige aus und fing an zu tanzen, sang dazu ein altes, altes Lied:

„Ich trinke zwei Tage, ich trinke drei Tage

Ums Geld soll sich scheren, zum Teufel wer mag.“

„Proßt Bruder!“

Er trank, trank ein Glas nach dem anderen, klopfte dem Elias auf die Schulter, zwinkerte ihm zu:

„Na, so sag' doch, was wolltest denn von mir?“

„Nichts weiter, als bei dir eintreten zu können, wenn es draußen zu toll wird und — daß ihr still

Oberschlesische Sagen.

Von Elise Rostalski.

Das Goldenmilzkraut in Emanuelsfegen.

1. Im Hegerhaus am Walbesrand
Regt eine böse Frau die Hand:
Stiefmutter ist sie, die drauf denkt,
Wie man ins Grab die Tochter senkt.
2. An's Brunnlein, drinn die Quelle rinnt,
Schickt sie das holde, blonde Kind.
Das Mägdlein bückt sich tief zur Flut . . .
O Kind, dein Rücken tut nicht gut!
3. Denn hinter die schleicht heimlich still
Die Frau, die dir nur Böses will . . .
Sie stößt das Mägdlein bis zum Grund:
Das Wasser deckt den holden Mund.
4. Doch als nachläßt die sünd'ge Hand,
Füllt golden sich des Brunnens Rand:
Des Mägdleins Locken tauchen auf
Und leuchten wie die Sonne drauf.
5. Da packt die Hand noch fester zu:
„Du wirst schon kriegen deine Ruh!“
So höhnt der bösen Mutter Mund:
Ein Pflod fährt knirschend in den Grund.
6. Der Pflod hält fest, der Pflod hält stark,
Was er am dunklen Grunde barg . . .
Doch andern Tages war's geschah'n:
Kein Brunnlein war dort mehr zu seh'n.
7. Die klare Quelle ist versiegt;
Doch rings ins grüne Gras sich schmiegt
Blümlein an Blümlein, zart und hold
Wie weicher Locken helles Gold . . .

Nach: Richard Kühnau „Oberschlesische Sagen auf geschichtlicher Grundlage“ gab es in Emanuelsfegen früher ein Hegerhaus, dem gegenüber ein Brunnen mit versiegter Quelle lag. An dieser einzigen Stelle blühte im Frühjahr das Goldenmilzkraut.

seid vor Fremden... ihr kennt mich nicht ... wenn gefragt wird.“

Dombel lachte, spuckte aus und rief seiner Frau zu: „Hast du's gehört, Babst... Also Maul halten... auch du Krabate...“, wandte er sich an Aga.

Das Kind sah ihn furchtsam an, die Frau nickte ihm verstehend zu, draußen ging der Regen still, eintrönig, vom Dache tropfte es auf irgend einen Stein patsch — patsch —.

„Gespenster ... Mutter, Gespenster ...“ jammerte das Kind.

Die Einbrüche im Lande mehrten sich von Tag zu Tag, machten den ganzen Industriebezirk unsicher. Immer dreister wurden sie ausgeführt. Zum Raube gesellte sich der Mord, zum Morde boshafte Rache an jedem, der sich der Bande mißliebig machte. Zwei Namen durchheilten das Land: Elias und Pstulka.

Die Banden waren nicht zu fassen, heute waren sie hier, morgen dort. Sie hatten ihre Schlupfwinkel überall, mischten sich auch gern unter die Zigeuner, hier wurden sie am wenigsten gesucht. Die Zigeuner war man gewöhnt im Lande, sie verhielten sich ruhig, fielen nicht auf. Nachts dampften ihre Kessel im Dreifuß über dem Feuer hängend. Kräuselnd stieg der Rauch zur Höhe und Brannt- und Ungarwein kreisten in der Flasche:

„Ei, wenn sie mich fangen,
Werde ich hängen,
Droben werd ich mich wiegen
An der Lanne der langen.“

Fremde Bieder sang fremder Mund. Heimisches Lachen und Fluchen mengte sich darunter. Lustiges Leben im düsteren Walde.

Elias saß an solchen Tagen gern bei Dombels. Hier fühlte er sich sicher. Das winzige Haus, in seiner Waldstreu fast versinkend, sah immer so menschenleer, so öde aus. Den Dombel kannte jeder als arbeitscheu, besonders während des Winters, aber er hatte keinen schlechten Reumund.

Er war unbefragt, man sah ihn nie in verdächtiger Gesellschaft. So blieb er unbefelligt. Kam mal doch der Gendarm gelegentlich einer Streife vor, dann wurde Wort und Gruß gewechselt, der Dombel neigte sich vor dem Beamten bis auf die Erde, in ererbter Demut.

Pföschlich wurde das anders. Ein neuer Gendarm kam ins Revier, ein junger, forschender Mann, der alles daran setzte, sein Revier rein zu erhalten. Womöglich auch die hohe Prämie zu erwerben, die auf die Köpfe der gefürchteten Räuber gesetzt war. Den alten Weisheitspruch befolgte er nicht, der da sagt: Allzu scharf laugt nicht. Er war rührig wie ein Wiesel; man sah ihn häufig in der Nähe der Chaluppe. Die Zigeuner, die sich in ihren Schlupfwinkeln nicht sicher fühlten, wanderten ab. Elias piffte roh vor sich hin.

Der Wald stand noch kahl und stumm, aber in den Baumstämmen kreiste der Saft und die Spitzen der Kiefernzweige dehnten und streckten sich in ihrer braunen Hülle. Aus den Walbesgründen stieg der Rest des Winters mit kaltem Atem. In einem sol-



Christi Geburt.

Das ist der Abend, da wir Kinder werden.
Da faßt uns so ein mächtiges Verlangen,
Zurückzulassen, was uns hier auf Erden
Erfüllt mit Sorgen und mit wehem Bangen.

Wir möchten wieder geh'n auf Kindheitswegen,
Abstreifen, was das rauhe Leben schon
Mit festem Griffel uns ins Antlitz schrieb,
Uns wieder freu'n der treuen Mutterlieb'
Und lauschen auf des süßen Liebes Ton,
Das Kinder singen von der Weihnacht Segen.

Wir möchten wieder uns're Ohren legen
An die verschlossenen Türen, ob wir nicht

Des Christkinds leisen Flügelschlag noch hören,
Das uns so hochwillkomm'ne Gaben brachte.
Ja wir, die schon das Leben stumpfer machte,
Die schwankte Hoffnungen so oft betören,
Wir sehnen uns nach jenem frohen Licht
Und möchten Kinder sein mit unschuldreinen Herzen
Und jubeln können unter Christbaumterzen.

Wir ahnen ja, was damals uns beglückt,
Und was der Lebensstreit uns weit entrückt:
Das, was der Menschheit höchste Lust,
Der Friede war in uns'rer Brust.

Ferdinand Eckert.

chen Tage kam der Elias in die Hütte der Dombek. Er hing seinen Mantel an den Deckenbalken und kramte seine Taschen aus. Legte Wurst und Kuchen auf den Tisch, Schnaps und Wein, seidene Bänder und Schürzen. Er schob alles der Bäuerin zu: „Nehmt, es ist für euch . . . und das“, ein Revolver blitzte in seiner Hand, „für den Schnüffler, den sakramentischen . . .“

Die Dombeken betrauete sich, als sie das zermühte Gesicht sah, in das der Böse sein Zeichen gegraben. Dombek nickte mit dem Kopfe und summte vor sich hin.

„Gi — wenn sie mich fangen,
Werde ich hängen . . .“

Ihm brannte die Sünde im Blute, er suchte sie zu erstickten im Galgenhumor.

Keinen Blick konnte er heben zu der Gottesmutter im Bilderwinkel. Es brannte ihr auch kein Kerzlein mehr, seitdem sich die Sünde breit machte in der armen Hütte.

Die kleine Aga zupfte die Mutter am Rock:

„Tag ihn doch fort, Mutter, den fremden Mann.“

„Still . . . still, du Fraß . . . sollen wir alle in Teufels Küche kommen . . .“ In den nächsten Tagen lief ein großer Schreck durch den Wald und hinaus von Ort zu Ort: Die Frau des jungen Wachtmeisters war durch einen Schuß von verrückter Hand zur Witwe geworden. Vor ihren Augen ward ihr Mann erschossen, als er eben seinen Dienstweg antreten wollte.

Es kam nie heraus, wer es getan. Aber ein Name ging von Mund zu Mund, ein Name grub sich in Furcht in aller Herzen, wer einsam wohnte, zitterte. Die Dombeken erschauerten, als Elias einmal wieder bei ihnen eintrat. In seinen Augen saßen grünlächelnde Bichter, um seinen Mund lag stiller Hohn. Dombek erblaßte, als er dieses Gesicht sah. Er konnte die Pfeife nicht rauchen, die Elias ihm gestopft. Der legte seine schwere Hand auf seine Schulter: „Was willst du, Bruder? Schmeckt dir der Tabak nicht mehr? Ja, sieh mich nur an, dein Freund bin ich — der Freund der ausgleichenden Gerechtigkeit bin ich. Ich nehme nur den Reichen von ihrem Ueberfluß, und es bekommt euch gut, Bruder, daß ich mit euch teile. Ich gebe reichlich den Armen.“

„Damit sie euch nicht verraten“, knurrte Dombek.

Elias zuckte zusammen, eine Sekunde nur, dann lud er ruhig seinen Revolver und sagte kalt:

„Das für den Verräter.“

Die Dombeken seufzte leise und dachte:

„O Gott, es ist schon eine Wahrheit, gib dem Teufel den kleinen Finger und er hat dich ganz.“

Dombek fühlte sich recht unbehaglich. Er sah es wohl, die Freundschaft mit dem Elias barg Gefahr für ihn. Auch packte ihn die Reue, wie die Rahe die Ratten. Er versuchte die Stunde, die ihm den Elias ins Haus gebracht hatte und besaß doch die Kraft nicht, sich von ihm zu lösen. Im Schnaps-genuß suchte er Vergessen, die Frau beraubte sich an den seidnen Bändern, Perlen und Tüchern, die Elias ihr brachte. Außerlich lebten sie arm und dürftig, weil Elias das verlangte. Wenn das Gewissen ihr keine Ruhe brachte, lief sie aus dem Hause

und kam erst heim, wenn die schlimmen Gäste weg waren. Elias kam längst nicht mehr allein in die Hütte, die zum Sammelpunkt der Diebesbande wurde.

Niemandem fiel es auf, daß Aga still und stiller wurde. Meist saß sie in einem Winkel irgendwo, oder trieb sich im Wald herum. Oft weinte sie ohne sichtlichen Grund still vor sich hin. In dem kleinen Herzen saß die dunkle Furcht, die den reinen Menschen befällt, wenn ihm die Sünde nahe ist. Schon stand der Sommer heiß und trocken im Lande, der Wald war dürr, der Weg von der Schule in Dombeks Hütte mühevoll und weit. Müde kam Aga eines Tages heim. Das Haus im Walde war menschenleer. Der Vater irgendwo im Tagelohn, die Mutter weidete die Ziegen. Aga lief durch das Haus, stöberte in allen Winkeln herum, schließlich weinte sie vor Bangigkeit und Ermüdung. Die Hitze lähmte ihre Willenskraft, sie kroch in den Verschlag, in dem im Winter die Ziegen standen, jetzt aber Waldheu lag. Bis zur Nasenspitze verkröcht sie sich darin. Leise weinend schlief sie ein.

Es dunkelte, als sie von einem Geflüster erwachte, fremde Stimmen schlugen an ihr Ohr, darunter die des Elias. Sie erschrak heftig und wagte es nicht, sich zu rühren. Wie ein Mäuslein lag sie in dem Heu und wehrte den Tränen nicht, die über ihre Wangen liefen. Die Stimmen wurden lauter, deutlich hörte sie den Elias sagen:

„Es gilt einen guten Fang. Der Zurel führt den Wagen, wenn er zum Kreuze kommt, wird er dreimal mit der Peitsche knallen, dann zu . . . die Sache muß klappen, denkt — es sind hohe Lohngelder . . .“

Es wurde hin- und hergesprochen, das kleine Mädchen wurde ohnmächtig vor Furcht.

Bis Mitternacht schmauseten die Räuber. Dombek hatte für Wein und Braten geforgt. Die Dombeken hatte die Ziegen in den Sommerstall gebracht, niemand vermischte das Kind, das wie tot im Heu lag.

Als Aga erwachte, umgab sie lähmende Ruhe. Nichts rührte sich in der Hütte. Sie kroch aus ihrem Versteck hervor. Auf dem festgestampften Lehm Boden lag das blasse Licht der mond hellen Sommernacht. Es war schon im Fliehen, zeichnete geisterhafte Schatten überall hin.

Das fingerte hier längs der Wand, kroch aus allen Ecken und Winkeln, malte krause Linien auf dem Lehm Boden. Aga starrte angstvoll auf das gespenstische Licht. Ein Rasteln, tief und schwer kam von dem Ofen, auf dem der Vater lag. Furcht hatte dem Kinde alle Denkfähigkeit geraubt. Es erkannte den Vater nicht. Gleich einer dunklen Masse lag er auf der Fläche des Ofens, umspielt von irreführenden Lichtern. In jäher Angst lief Aga aus dem Hause. Hier im Walde dasselbe Doppelspiel von fliehender Nacht und erwachendem Morgen. Ueberall das Gleiten und Hupfen gespenstischer Schatten. Aga war es, als griffen Hände nach ihr, als lachte es um sie herum roh und begehrt. In unsinniger Angst breitete sie die Arme aus, lief durch den Wald und schrie mit gellender Stimme:

„Leute helfst . . Räuber . . Räuber . . Räuber . .“

Niemand hörte das Rind, das ohne des Weges zu achten vorwärts lief. Es erschrak vor dem Rascheln des Laubes, vor dem Knistern des dürrten Holzes. über das die flüchtigen Füße liefen, erschrad vor dem eigenen Haar, das der Wind gelöst hatte und wie schwarze Schleier vor ihr Gesicht legte. All die Furcht, die seit Monaten in dem kleinen Herzen lebte, brach sich in wilden, gellenden Schreien Bahn. Ihre Glieder zitterten wie im Fieber, sie sah in jedem Ast, in jeder Eichtung, die plötzlich in ihren Blick fiel, in jedem aufgeschreckten Wild Gespenster und Räuber. Plötzlich lähmte die Furcht sie völlig. Starr keines Lautes fähig blieb sie stehen und blickte mit weitaufgerissenen Augen hinunter in das Wiesental, das sich vor ihr aufthat. Anmutig lag es da im zarten Früh-

Wie ein erschreckter Vogel stand Aga am Rande der hohen Talböschung. Aus dem Rosenrot des Morgens brach die Sonne mit blendendem Strahl, es ging wie ein frohes Atmen durch den Wald, die Nebel erstarrten, sich windend, am Boden, die Bäume dufteten, die Vögel flogen freischend auf, da kam Aga das Bewußtsein zurück, sie wandte sich und lief lautlos tiefer in den Wald, stolperte über eine Baumwurzel und fiel zu Boden. Wimmernd blieb sie liegen, es fehlte ihr die Kraft sich zu erheben.

Es mochte eine Stunde später sein, als Förster Wolf, der sein Revier abgegangen war, des Weges kam. Er ging langsam, genoß den schönen Morgen mit der Freude des Menschen, dem die Natur nie langweilig wird, dem sie immer neu erscheint in ihrem bunten Wechsel. Auf einmal hob sein Hund:



Am Jamnatal.

Fot. Boidol.

rot, umsäumt von sanft aufsteigenden Waldwänden, die im bunten Farbenwechsel gemischten Holzes prangten. Der Hochsommer hatte hie und da schon die Arbeit des Herbstes getan und mit kräftigem Gelb gemalt, besonders die runden Blätter der Akazie und die zackigen Herzen der Birke. Mit silbernem Bande umschloß ein schmaler Wasserstreif, der durch das Tal führte, die bunte Herrlichkeit des Waldes. Jamnatal. Lieblich zu schauen im Frührot für das unbefangene Auge; aber die kleine Aga sah nichts von der jungfräulichen Schönheit des verborgenen Waldtales, in ihrem Blick fiel der Schreck, der sie aus dem Hause getrieben. Das brutale Gesicht des Elias lähmte sie. Er saß mit ein paar anderen Männern vor dem flackernden Lagerfeuer der Zigeuner, die hier ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Einige dieser braunen Gesellen, wildschöne Gestalten, lehnten vor dem verschlossenen Zelte und horchten dem Elias zu, der ihnen mit leisen Worten auseinanderlegte, wo und wie sie ihm Spionendienste zu leisten hatten. Dabei wanderte die Flasche von Hand zu Hand, verflang ein derber Fluch, ein rohes Lachen.

der mit hängenden Ohren neben ihm hergetrottelt war, den schönen Kopf, witternd zog er die Luft ein, fauchte, den Ruf seines Herren nicht achtend, mit langgestreckter Rute durch den Wald, verbellte ein paar Minuten später irgendeine Beute.

Mürrisch folgte ihm der Förster, im Geiste den Hund bestrafend, der ohne Erlaubnis das Wild beschlich. Vielleicht eine franke Gais oder ein Häschen, das den Morgen in seinem Lager verschlafen. Er mußte ein Gebüsch zerteilen, das sich trennend zwischen ihm und dem Hunde befand. Ein Geranke von Himbeeren und wilder Akazie. Er schlug es mit dem Kolben seiner Büchse auseinander. Jetzt sah er seinen Lord, der den Kopf mit dem prächtigen Gehänge nach ihm wandte und ihn mit klugen Augen ansah. Das Gebaren des Hundes war so eindringlich, daß Wolf aufmerksam werden mußte; die Ahnung drängte sich ihm auf: daß es sich hier um etwas ganz besonderes handele. Näher tretend fand er das Rind, das immer noch leise wimmerte, vielleicht von neuem erschreckt worden war durch die Nähe des Hundes.

Bewundert beugte sich der Förster zu dem Kinde, das er kannte. Als er es aufheben wollte, kreischte es von neuem auf, rief mit entsetztem Blick:

„Räuber... Räuber... Heute helst!“

Da griff der Förster fest zu, hob die Kleine auf, sah ihr freundlich in das vom Weinen verschwollene Gesicht, sprach ihr liebevoll zu. Sachte verlor sich der Ausdruck von maßloser Furcht in den großen Kinder-Augen, das Wimmern und Schluchzen ging unter in schweren Atemzügen, sie sah dem Förster ernsthaft in das bärtige Gesicht und legte ihr Köpfchen vertraulich an seine Brust. Vorsichtig trug er sie heim. Allerlei Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf. Gedanken, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen, denn das merkte er wohl: Nur ein außerordentliches Geschehnis hatte das Kind so erregt.

Er brachte Aga seiner Frau, die, ein wenig verwundert, zuerst protestierte gegen den ungebetenen Gast. Als ihr aber der Förster erzählte, wo und wie er Aga gefunden, erwachte das Mitleid und die Neugier in ihr. Sie gab Aga zu essen und zu trinken, dann verstand sie es, durch vorsichtiges Fragen alles zu erfahren, was sich in dem Dombetschen Hause zutrug.

Der Förster war über die Mitteilungen ebenso überrascht wie erfreut. Das Jamnatal und seine nächste Umgebung war ihm schon lange verdächtig geworden, freilich nach einer anderen Seite hin. Er brachte

die seßhaften Zigeuner mit den frechen Wilddiebstählen in Verbindung, die ihm in letzter Zeit den Dienst ordentlich erschwert hatten. Er irrte sicher nicht darin, war aber natürlich doppelt froh, den Behörden die Spur des eifrigst gesuchten Elias weisen zu können.

Es gelang auch bald den gefährlichen Räuber und Mörder einzufangen. Er wurde zum Tode verurteilt, aber zum lebenslänglichen Zuchthaus begnadigt. Er starb während der Kriegezeit im Ratiborer Zuchthause. Ein Sagentranz hat sich um seinen Namen gewunden, zumal er tatsächlich seinen Raub gelegentlich mit den Ärmsten des Volkes teilte. Doch war dies mehr Schlausheit als Güte. Es sicherte ihm Schlupfwinkel in Augenblicken der Gefahr. Er selbst blieb Verbrecher bis zu seinem Tode, ohne Reue, ohne irgend einen versöhnenden Zug in seinem rohen Charakter. Alle gegenteiligen Erzählungen sind falsch.

Die Dombets hatten natürlich eine längere Haftstrafe zu verbüßen; die kleine Aga wurde von gutmütigen Menschen erzogen und ist brav und hübsch geworden. Das Haus im Walde steht heute noch verlassen und verträumt, mit kleinen blinden Fenstern da. Wie lange noch? Die neue Zeit greift mit schaffenden Armen auch in diesen versteckten Winkel alter Romantik, bringt auch in diese dunklen Wälder Licht, Luft und Arbeit.



Das Juliushospital zu Rybník.

Rybník war neben Ratibor stets der Vorort des südwestlichen Oberschlesiens, und diesem Umstande verdankt es durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals diese selbstloser Nächstenliebe und reichen Segens, welche hier kurz beschrieben werden soll.

Am 2. März 1793 starb der Gräflich Regierstatthalter Anton Welzel, nachdem er sein ganzes Vermögen zur Errichtung einer Erziehungs- oder Wohlthätigkeitsanstalt in Rybník vermacht hatte. Graf Wegierstki auf Schloß Pilschowitz als Testamentvollstrecker und Schuldner des Kapitals, hat die Stiftung dadurch erfüllt, daß er dem Orden der barmherzigen Brüder sein Schloß und einiges Kapital zur Stiftung eines Krankenhauses übereignete. Selbstverständlich war dies nur für männliche Kranke bestimmt.

Eingeweiht am 31. Juli 1814, fand es in den vierziger Jahren einen besonderen Gönner und Freund an dem Leibarzte des Herzogs von Ratibor, Dr. Julius Roger zu Rauden. Dieser unvergeßliche und edle Menschenfreund empfand aufs lebhafteste die Notwendigkeit, auch für weibliche Kranke jener Gegend eine Heilanstalt zu schaffen, und so kam er, ohne Zweifel auf Grund der Entstehungsgeschichte des Klosters Pilschowitz, auf den Plan Anton Wetzels zurück, in Rybník ein solches zu errichten.

Für diesen Gedanken warb er nun in allen Kreisen, in welche sein Einfluß reichte und fand verständnisvolles Entgegenkommen besonders beim Herzog von Ratibor und seiner Gemahlin sowie auch beim Stadtpfarrer von Ratibor, Kanonikus Heide.

Es gelang ihm, ein Grundkapital von 8000 Preussischen Talern in bar zusammenzubringen.

Die weitere Sorge für das Unternehmen nahm ihm Gott aus der Hand, denn Dr. Julius Roger starb Anfang Januar 1865 an einem Schlaganfall im Raudener Walde. Immerhin waren die Vorbereitungen und das allgemeine Interesse soweit gediehen, daß trotz dieses schweren Schlages das Unternehmen nicht einfiel. Als treibende Kraft scheint das Erbe des Verstorbenen der damalige Stadtpfarrer Bolik aus Rybník übernommen zu haben.

Am 7. Juli 1865 fand in Swierklaniec bei Rybník eine Konferenz statt, an welcher teilnahmen der Herzog von Ratibor, der damalige Landrat, Baron von Richthofen und dessen Vorgänger, Baron von Durant auf Baranowitz, der Stadtpfarrer von Rybník, der Kreisarzt Dr. Waldbas und der Bürgermeister Frihe von Rybník. Auf dieser Konferenz wurde folgendes beschlossen: 1. Es wird errichtet eine Heilanstalt für weibliche Kranke unter der Leitung von Ordensschwestern. 2. Die Stadt Rybník stellt zu diesem Zwecke ein Grundstück hinter den Vorwerksscheuern zur Verfügung. 3. Der Herzog von Ratibor schenkt das Bauholz. 4. Das Grundkapital soll betragen 14 000 Preussische Taler.

Bald ergaben sich Schwierigkeiten innerhalb des Gründungskomitees, die wohl damit zusammengehangen haben, daß eine Minorität die Gründung zu einer mehr städtischen Anstalt mit interkonfessionellem Charakter machen wollte, während dem Stadtpfarrer Bolik

eine solche rein konfessionellen und klösterlichen vor-
schwebte. Es kam dazu, daß Baron von Durant und
Bürgermeister Friße aus dem Komitee auschieden und
durch den neuernannten Bürgermeister Fuchs sowie
den Baumeister Benzlik ersetzt wurden. Durch Ver-
mittlung des Kanonikus Heide blieb der Stiftung aber
das tatkräftige Wohlwollen des Herzogs von Ratibor
erhalten. Die Statuten der Stiftung erhielten unter
dem 4. Februar 1868 die königliche Bestätigung. Die
wichtigsten Paragraphen sind folgende: § 1. In der
Stadt Rybník wird ein Krankenhaus errichtet für weib-
liche Kranke oberösterreichischer Herkunft ohne Rücksicht auf
das religiöse Bekenntnis. Zum Andenken an den um
dieses Werk verdienten Sanitätsrat Dr. Julius Roger
erhält es die amtliche Bezeichnung: Julius-Krankenhaus.
§ 2. Stiftungskapitalien. 1. Ein Kapital von 8000

tatkräftigen Anteil. Doch konnte Pfarrer Bolik das
Interesse der Gemeinde nicht ganz dem Julius-Hospital
zukommen lassen, da er zugleich für die Bedürfnisse der
Pfarrkirche die finanzielle Beihilfe der Gläubigen
brauchte.

Pfarrer Bolik hatte die Leitung des Hauses ur-
sprünglich den Elisabethinerinnen übergeben wollen, die
er aus seiner Kaplanzeit in Berlin kannte. Bischof
Förster jedoch entschied sich für die Berufung der
Franziskanerinnen aus dem Mutterhause St. Mau-
ritz in Münster, die schon in Oppeln und Rauden
Niederlassungen besaßen. Als am 7. April Pfarrer
Bolik vom Landrat die Nachricht erhielt, daß am
folgenden Tage fünf Franziskanerinnen (vier aus
Münster und die neue Hausoberin Schwester Theresia
aus Rauden) eintreffen würden, konnte er ihnen nur



Julius-Hospital in Rybník.

Fot. Boidol.

Talern gesammelt von Dr. Julius Roger; 2. Die
Reste von regierungsseitig für die dortige Gegend be-
reitgestellten Fonds zur Bekämpfung von Hungersnot
und Typhus. Die Stadt Rybník stiftet das Bau-
gelände, der Kreistag stiftet 8000 Taler als Foundation
für fünf Freibetten. § 3. Das Kuratorium besteht
aus dem Herzog von Ratibor, dem Kreisarzt, dem
Landrat und dem katholischen Pfarrklerus. Die
Grundsteinlegung fand am 15. August 1867 statt unter
großen Feierlichkeiten, um welche sich besonders der
Leiter des Amtsgerichts, Zweigel, verdient ge-
macht hatte.

Der Bau wurde ausgeführt vom Baumeister Benzlik
nach Plänen des Architekten Gude aus Breslau und
kostete 20 000 Taler. Das Türmchen wurde gestiftet
von Bischof Förster mit 1000 Talern und erhielt des-
wegen den Namen Bischofsturm. Die Bevölkerung
der Stadt und Umgegend nahm durch Spenden und
Hand- und Spanndienste am Gelingen des Werkes

das vollkommen leere Haus übergeben. Mit einem
halben Pfund Kaffee und einem halben Pfund Zucker,
von einer frommen Person gestiftet, begann der
Haushalt. Brennholz war nicht da, und so behalf
man sich zunächst mit einem geborgten Spirituskoher.

So feierlich die Grundsteinlegung war, so formlos
war die Eröffnung der Anstalt. Das Kuratorium war
wegen der Kürze der Zeit nicht zusammenzubringen
gewesen, der Herzog von Ratibor weilte in Paris
und die Herzogin in Vels. Der eigentliche Grund
dieser formlosen Eröffnung dürfte wohl gewesen sein,
daß das Interesse der maßgebenden weltlichen Stellen
am Werke inzwischen erkalte war.

Trotzdem gingen die Schwestern vertrauensvoll an
die Arbeit. Obwohl die Armut aus allen Winkeln
herausfah, hatte man doch bald zwölf Kranke in
Pflege. Pfarrer Bolik wandte sich durch die Presse an
die breite Öffentlichkeit und erreichte auch, daß bemer-
kenswerte Spenden einliefen, insbesondere stiftete der

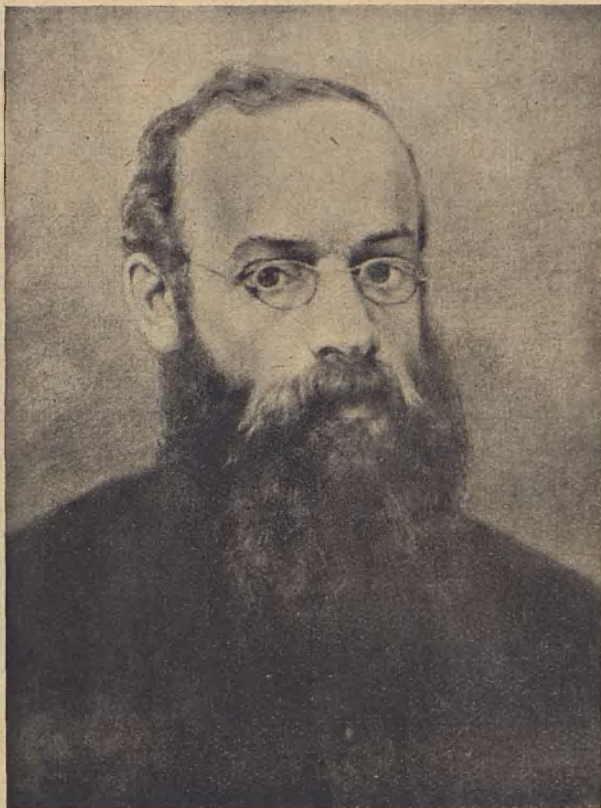
Malteserorden für die ersten Bedürfnisse 2000 Taler. Immerhin begannen die Schwestern mit 2000 Talern Schulden. Die Kapelle wurde am 16. April fertig und vom Kreisschulinspektor Pfarrer Wanjura aus Rauden eingeweiht. An der Feier nahm die Herzogin von Ratibor und der Graf Wegiersti aus Pischow als Vertreter der Malteserritter teil.

Man darf annehmen, daß bereits damals der Gedanke aufgetaucht ist, das Juliushospital aus den Händen des örtlichen Kuratoriums in die stärkeren des Malteserordens zu übergeben, der sich kurz vorher als katholisches Seitenstück zu dem in Preußen

Platz für mindestens 220 Kranke, und der Schwesternkonvent ist auf 22 angewachsen.

Die segensreiche Wirksamkeit des Hauses zeigte sich besonders in den Notjahren vor 1880 und wurde auch öffentlich vom preussischen Kultusminister in der Sitzung des Abgeordneten-Hauses vom 12. Januar 1880 anerkannt.

Die Seele des Hauses war die Oberin Theresia, die seit der Eröffnung mit kluger Energie das Ansehen des Hauses hob und ihm aus Stadt und Umgegend Stiftungen und Zuwendungen verschaffte, die freilich auch mit Belastung durch Freibetten verbunden war.



Dr. Theodor Kremski.

mit der Kriegslazarettspflege betrauten Johanniterorden neu gegründet hatte. Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, während dessen das Juliuskrankenhaus 50 Verwundete gepflegt hatte, nahm dieser Plan feste Gestalt an. Die Ordens-Generalversammlung des Jahres 1871 beschloß, die Anstalt mit allen daraufliegenden Verpflichtungen in das Eigentum des Malteserordens zu übernehmen.

Damit war der Anfang einer gedeihlichen äußeren Entwicklung und segensreichen Wirksamkeit für Rybník und seine Umgebung gemacht. Der Gedanke, das Haus nur weiblichen Kranken vorzubehalten, war wohl infolge der Bedürfnisse des Kriegsjahres in Vergessenheit geraten. Inzwischen war die Zahl der Betten auf 80 erhöht worden, und die Zahl der Schwestern auf acht. Gegenwärtig hat das Haus

Das Mutterhaus in Münster sorgte in Verbindung mit dem Malteserorden auch dafür, daß von der Kirchenkollekte der Diözese Münster für den Notstand in Oberschlesien 40 000 Mk. dem Malteserorden für das Haus in Rybník überwiesen wurden. Es gelang bis 1894 einen Grundbesitz von rund 100 Morgen zusammenzukaufen, und so die wirtschaftliche Selbstversorgung sicher zu stellen. Gleichzeitig wurde die Anstalt erheblich erweitert, auch die Kapelle neu erbaut. Die weitere Entwicklung der Anstalt ist verknüpft mit dem Namen des Geistl. Rats Dr. Theodor Kremski, der seit 1872 Ortspfarrer von Rybník war und bei Lebzeiten sich um das Gedeihen der Anstalt unvergängliches Verdienst erworben hat, wie er auch testamentarisch sein ganzes Vermögen dem Hause hinterließ.

Oberin Theresia war 1893 gestorben und wurde durch die ihrer Tatkraft ähnlichen Schwester Urbana ersetzt.

Der Malteserorden übte seine Aufsichts- und Verwaltungsbefugnisse aus durch einen dem oberösterreichischen Adel entnommenen Delegierten. Der erste war, nachdem Graf Wegierski 1873 aus dem Orden ausgeschieden war, Graf Saurma auf Tworkau; dessen Nachfolger bis 1920 Graf Valentin von Balkeström. Nach ihm übernahm Erbprinz Viktor von Ratibor die Oberaufsicht über die Stiftung, gab sie aber infolge der Grenzziehung im Jahre 1922 an Baron Hans von Reichenstein ab.

Der Uebergang der Staatshoheit legte den Gedanken nahe, das Juliushospital aus den Händen der preußisch-schlesischen Gruppe des Malteserordens in eine Körperschaft polnischer Staatsangehörigkeit übergeben zu lassen. Nachdem sich Verhandlungen mit den in der ehemaligen Provinz Posen wohnhaft gebliebenen Maltesern zerschlagen hatten, haben die Besitzer bis zur endgültigen Regelung der Besitzverhältnisse das Juliushospital der „Königshütter Fürsorgegesellschaft“ zu treuen Händen übergeben. Im übrigen hat der Wechsel der Staatshoheit an den Verhältnissen des Juliushospital nichts geändert. Die Bewirtschaftung und innere Leitung ist in den Händen der Franziskanerinnen geblieben. Ebenso sind erhalten geblieben die aufgrund der ursprünglichen Stiftung und später hinzugekommene Fundation vorgesehenen Freibetten. Es hätte nahegelegen, in der Inflationszeit eine Zusammenlegung dieser Stiftungen vorzunehmen, doch hat der Malteserorden auf Antrag des verewigten Freiherrn von Reichenstein darauf verzichtet. Er konnte dies tun, weil das Juliushospital dank seines Grundbesitzes eine weitgehende Selbstversorgung des Hauses ermöglichte. Das Juliushospital ist also heute nicht bloß eine Heilanstalt, sondern zugleich eine Muster-

wirtschaft für bäuerlichen Betrieb und Gartenbau. Die Erhaltung der Freibetten hat das altüberlieferte freundschaftliche Nachbarverhältnis zur Stadt Rybníř und ihrer ländlichen Umgebung bestehen lassen und, der Not der Zeit entsprechend, noch mehr gefestigt. Vermöge seiner wirtschaftlichen Eigenkraft ist das Haus auch heute noch in der Lage, billigere Pflegefälle zu verlangen als Anstalten, welche rein auf solche angewiesen sind. Der umfassende Wirtschaftsbetrieb hat das mit sich gebracht, daß zur Entlastung der Ordensfrauen über 20 weibliche Hilfskräfte für Haus und Wirtschaft eingestellt werden mußten, die reinlandwirtschaftlich beschäftigten Personen nicht eingerechnet. So hat sich das Haus ganz von selbst auch zu einer Ausbildungsstätte in Haus- und Gartenwirtschaft entwickelt und die Leitung denkt daran, diese Möglichkeit noch besser auszunutzen.

Seit einiger Zeit nimmt das Juliushospital neben den im Dienstverhältnis stehenden weiblichen Hausangestellten auch Mädchen aus guter Familie nach freier Vereinbarung ohne Entgelt auf kurze oder längere Zeit auf, welche sich in allen Zweigen der Haus-, Garten- und Feldwirtschaft, sowie auch in den Anfangsgründen der Krankenpflege, durch tätige Mitarbeit ausbilden wollen. Für brave Mädchen aus ländlichen Gegenden, welche weder in ein Dienstverhältnis treten möchten, noch auch die Kosten für den Aufenthalt in einer landwirtschaftlichen Lehranstalt aufzubringen vermögen, bietet sich also eine ganz vortreffliche Ausbildungsmöglichkeit. Ebenso können auch Jungfrauen polnischer Staatsangehörigkeit und deutscher Abkunft, welche Beruf zum Ordensleben in sich fühlen, in das Haus aufgenommen werden, damit sie die Franziskanerinnen in ihrer Eigenart kennen und lieben lernen und sich in dieser Umgebung in aller Ruhe prüfen können, ob ihnen Gott die hohe Gnade des Klosterberufes erteilt habe. Sm.

Manneswert. / Moritz Schmitz.

Ich trage meine Stirne frei
Und ungebeugt den Rücken,
Und kann, gottlob, wer's immer sei,
Ins Auge jedem blicken.

Kann jedem offen Rede steh'n,
Und jedem kühn mich zeigen;
Und seh' ein Unrecht ich gesch'eh'n,
So brauch' ich nicht zu schweigen.

Zwar bringt gezählter Ahnen Blut
Mich nicht zu Rang und Ehren,
Doch erbte ich ein edles Gut,
Das kann mir niemand wehren.

Und höher will als Gold und Rang
Ich stets dies Erbe schätzen;
Es gibt dem Namen jenen Klang,
Den Ahnen nie ersetzen.

Treu haltend an dem Manneswort,
Dem Rechte stets mich fügend,
So erbte sich's vom Vater fort,
Das ist dem Sohn genügend. —

Und das will wahren er fortan,
Bis auf sein' Grab zu lesen:
„Der Vater war ein Ehrenmann,
Der Sohn ist's auch gewesen.“

Dr. Julius Roger.

Zum siebenzigsten Gedenktage seines Todes am 7. Januar 1865.

„Roger, der Freund der Volkspoesie
Der, was das Volk gefühlt und gedacht,
Geklagt und gescherzt, geweint und gelacht,
Ja alles, was er im Sang spricht aus,
Gesammelt hat zum Blumenstrauß
Und sonnig gewunden, daß sich daran
Auch ein deutsches Gemüt erfreuen kann.“

(Hoffmann von Fallersleben.)

Dr. Julius Roger, geb. den 28. 2. 1819 in Nieder-Stögingen bei Ulm, war Schüler des Augsburger Gymnasiums, das damals von den Benediktinern übernommen wurde. Als Liebling seiner Lehrer faßte er den Entschluß, selbst Mönch zu werden und trat 1839 in das Noviziat zu Ottobeuren ein, verließ es aber nach kurzer Zeit auf Anraten des Anstaltsarztes aus gesundheitlichen Rücksichten, um Medizin zu studieren.

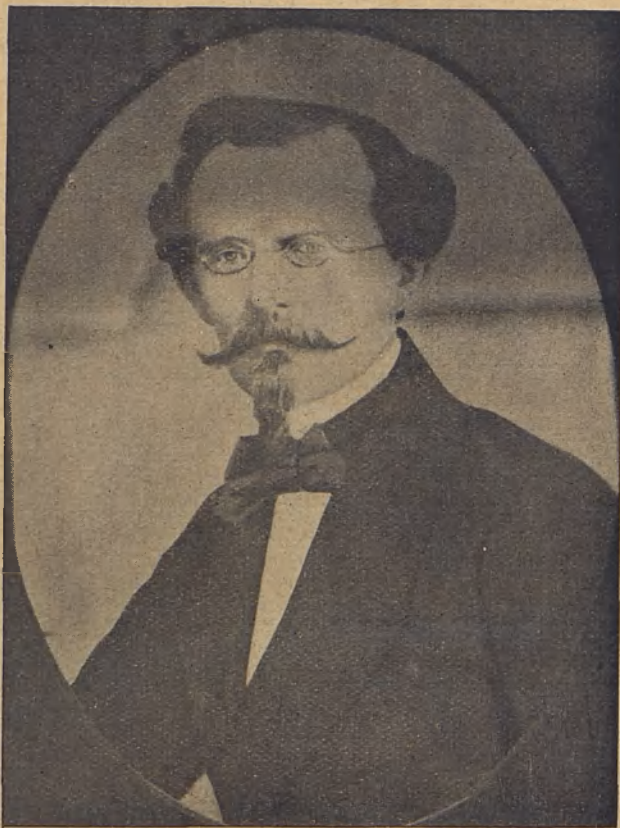
Auf Empfehlung des Fürsten von Fürstenberg, des Schwiegervaters des Herzogs Viktor von Ratibor, trat er 1847 als Arzt in die Dienste des Herzogs in Rauden ein, wo er sich um die armen Kranken und die zahllosen Waisenkinder besonders während der Hungertyphusepidemie 1848 unsterbliche Verdienste erwarb.

Sein Zimmer war ständig von Kranken belagert, und zu jeder Zeit war er bereit, in die ärmlichsten und entlegendsten Hütten zu dem Kranken zu eilen.

Schon 1847 wurde auf seine Anregung das noch aus der Zeit der Zisterziensermönche stammende hölzerne Hospital in Rauden durch ein neues massives Kranken- und Waisenhaus ersetzt und 1848 unter seiner Mitwirkung in den besonders stark heimgesuchten Kreisen Pleß und Rybnik seitens der Landräte, der Geistlichkeit und der Ärzte besondere Hilfskomitees zwecks Errichtung weiterer Armen-, Kranken- und Waisenhäuser gebildet.

So entstanden im Kreise Pleß die beiden Waisenhäuser in Altdorf, die zu Czarkow, Ewklitz und Warschowitz und im Kreise Rybnik außer dem in Rauden noch die sog. Polebnitz'sche Stiftung mit dem Josefsstift in Lissek etc.

Als leitender Arzt des Bruderklosters in Pilschowitz (1858—1864) verzichtete er nicht nur auf das



Dr. Roger

ihm zukommende Honorar, sondern brachte noch durch rastloses Sammeln eine Summe von 7000 Thaler auf, von denen dann im Jahre 1853 zwei weitere Krankensäle und die St. Annakapelle erbaut und die Zahl der Krankenbetten von 24 auf 50 gesteigert werden konnten. (Vergl. Dr. Joh. Chrzaszcz: Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum des Klosters zu Pilschowitz).

Durch weitere unzählige Sammelbriefe im In- und Auslande erleichterte er auch dem Verein Schlesischer Malteserritter die Errichtung des Rybniker Krankenhauses in solchem Maße, daß die erst nach seinem Tode 1869 eröffnete Stiftung zu seinem bleibenden Andenken mit dem Namen „Dr. Julius Krankenhause“ beehrt wurde.

Ein weiteres und dauerndes Verdienst erwarb er sich durch seine umfassende Sammlung oberschlesischer polnischer Lieder (etwa 546), von denen ihm die 1858—1888 in herzoglichen Diensten stehende Emma Ohl, Tochter des Lehrers und Organisten Lorenz Ohl, 1827 zu Boronow geb., als „lebendiges Liederbuch“ allein über 60 vorgelesen und der

*) Hoffmann v. F., der Dichter des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles“, sammelte als Professor an der Breslauer Universität viele Schlesi'sche Lieder (1842) und trat, nachdem er 1860—74 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corven geworden war und mehrere Reisen auch nach Rauden gemacht hatte, in enge freundschaftliche Beziehungen zu Dr. Roger ein, was ihn wieder zu vielen Umbichtungen der von Roger gesammelten polnischen Lieder ins Deutsche veranlaßte.



Grabdenkmal von Dr. Julius Roger.

Musikmeister Schmidt deren Melodien in Noten festgehalten hatte, und die er dann 1863 unter dem Titel: „Pieśni Ludu Polskiego w Górnym Śląsku“ herausgab und damit wieder, wie es Hoffmann selbst bekannte, „zuerst sich selbst, dann ihm und vielen anderen eine neue Welt erschloß“ und zu weiterem Sammeln, Schaffen und Uebertragungen ins Deutsche anregte.

Von seinen Nachdichtern seien neben Hoffmann von Fallersleben noch besonders erwähnt:

1. Dr. Albert Weiß, der die gesamte Rogersche Sammlung (546 Lieder) ins Deutsche übertragen hat.

2. Emil Erbrich, geb. 1846 in Straduna, Kreis Oppeln, dann Lehrer an der Taubstummenanstalt zu Ratibor, durch sein „Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier (1869) und durch seine Volksliedersammlung, die er nach seinem Heimatsort „Straduna“ benannte (1891).

3. Franz Jędrzejewski: „Oberschlesische Volkslieder nebst Anhang“ etc.

Hofrat Dr. Roger war auch ein großer Naturfreund, ein eifriger Sammler und Verfasser etlicher Schriften über Ameisen, Käfer der hiesigen Gegend und der Mittelmeerländer.

Dr. Roger starb am 7. Januar 1865 auf einer Jagd im Walde bei Kieferstädtel an Schlagfluß. Die Stelle kennzeichnet ein vom Herzog gesetztes Kreuz mit einem daran gehefteten Stein in Herzform mit nachstehendem Nachruf:

„In unsern Herzen steht's geschrieben:
Was du uns warst, bist du geblieben.
An Wissen reich und Herzensgüte,
Mit opferwilligem Gemüte.
Der Deinen treuer Freund und Rater,
Der Kranken Trost, der Armen Vater.“

Sein Grabkreuz auf dem Raubener Friedhof am Kirchlein St. Margaret trägt die beiden Inschriften:

a) Hier ruht der Königliche Sanitätsrath Dr. Julius Roger, geb. den 28. Februar 1819, gest. den 7. Januar 1865. R. I. P.

b) Selig ist, der des Armen und Dürftigen gedenkt, am Tage des Unglücks wird ihn erretten der Herr. Psalm XI, 2.

Nach Fr. Jędrzejewski „Oberschl. Volkslieder nebst Anhang“ Schlesierverlag L. Heege Schweidnitz 1925 und Dr. Chrząszczy: Festschrift zum 100-jähr. Jubiläum des Klosters zu Pilschowitz 1814—1914. Th. Wronny.



Der Kirchenchor.

Von G. Bednors, Vorsitzender des Verbandes deutscher Kirchenchöre in der Diözese Rattowig.

Die Ansicht über die Aufgaben und Ziele der Kirchenchöre und deren Notwendigkeit sind unter den Gläubigen auffallenderweise noch geteilt. Während viele Parochianen bei Wiedergabe der heiligen Melodien durch den Chor in ihrem Gebet und dem Miterleben der heiligen Handlung am Altar andächtiger gestimmt werden, soll es immer noch einige Kirchengänger geben, die den Chorgesang als überflüssig, ja sogar als Eingriff in die Rechte des Volkes betrachten, dem damit die Möglichkeit genommen wird, selbst zu singen. Worauf mag dieses zurückzuführen sein?

Die katholische Kirche hat seit uralten Zeiten auf die würdige Feier des Gottesdienstes besondere Liebe und Sorgfalt verwendet und frühzeitig auch die Ton-

kunst in den Dienst der Liturgie gestellt. Ja, noch bevor man Kirchen baute und die Kunst der Bildhauer und Maler in Anspruch nahm, wurde beim feierlichen Gottesdienst gesungen. Und es gab Zeiten, wo das Volk die lateinischen Psalmen und Hymnen auswendig wußte und abwechselnd mit der Geistlichkeit sang. Schon frühzeitig wachten die obersten Hirten der Kirche darüber, daß der kirchliche Gesang stets seiner erhabenen Aufgabe treu bleibe, eine Zierde des Gottesdienstes zu sein, und wehrte vorsorglich ab, was die Heiligkeit des Gottesdienstes entbehren konnte.

So haben noch in jüngster Zeit die Päpste Pius X. und Pius XI. eingehende Vorschriften über die Kirchenmusik, ihre sorgfame Pflege, die Beseitigung

von Mißständen und insbesondere über die Beteiligung des Volkes an dem Gesang der Kirche gegeben. Die päpstlichen Vorschriften haben die Bischöfe in ihren Diözesen durchzuführen unter gehorsamer Mitwirkung der Pfarrer, Chordirigenten, Organisten, Kirchenfänger sowie aller Diözesanen überhaupt. „Die Schwierigkeit dieses hochheiligen Beginns“, sagt der Heilige Vater, „mögen die Herzen der kirchlichen Obern nicht niederdrücken, sondern eher beflügeln und erheben.“

Es ist hier nicht der Ort, über den eigentlichen Gesang der Kirche, den gregorianischen Choral, ausführlich zu sprechen. Mit einigen Worten ist diese wichtige Angelegenheit nämlich nicht zu erledigen. Zunächst wäre die geschichtliche Entwicklung des Chorals zu behandeln; auch einiges über die Muttersprache der Kirche, die lateinische Sprache, wäre dann zu sagen und wie die scheinbar vorhandenen Schwierigkeiten im Verstehe dieser Sprache mit geringen Mühen zu überwinden seien. Daß der Hochwürdigen Geistlichkeit hierbei die Hauptaufgabe zufällt, ist wohl verständlich; und doch, wie wenig ist auf diesem Gebiete bisher getan worden! Die Kirchenchöre würden dann wohl in ihrer Mitarbeit an der Ausgestaltung der Liturgie und mit ihren Darbietungen beim Volke auf größeres Verständnis und mehr Gegenliebe stoßen. Ein wichtiges Hilfsmittel hierbei ist das leider immer noch zu wenig bekannte und doch so vorzügliche Meßbuch von Anselm Schott, welches durch seine zahlreichen Uebersetzungen und Erläuterungen am ehesten in die Kirchensprache einführt.

Die Kirche ordnet jedoch nicht etwa an, daß von nun an nur noch lateinisch gesungen wird; sie wünscht nichts sehnlicher als die liebevolle Pflege des Volksgesangs in der Muttersprache bei allen kirchlichen

Andachten mit einziger Ausnahme der gesungenen heiligen Messen. Bei allen Gottesdiensten, bei den stillen heiligen Messen, Nachmittags- und Abendandachten, bei Prozessionen, vor und nach der Predigt kann und soll unser herrliches deutsches Volkslied erklingen. Das ist der ausgesprochene Wille unserer Kirche. Gerade das obereschlesische Volk ist als sangesfreudig bekannt und der obereschlesische Volksgejang soll bei auswärtigen Würdenträgern und Gläubigen wiederholt Anerkennung gefunden haben. Unser Ziel muß es sein, daß auch der Gesang der Kirchenchöre die gleiche einstimmige Würdigung bei unseren Patriarchen und gelegentlichen Gästen findet.

So gewiß wie es ein wahres Bedürfnis und eine hohe Ehre für die Pfarrei ist, einen guten Kirchenchor zu besitzen, so fest steht für jeden, dem Gott die Fähigkeit zu singen gab, die Verpflichtung, dem Kirchenchor beizutreten. Freilich, Kirchenfänger sein, heißt Opfer bringen an Zeit, Geduld, Anstrengung und Aufmerksamkeit. Mit den Opfern verglichen, die weltliche Gesangvereine ihren Mitglieder zumuten, sind die Mühen der Kirchenchorfänger weit höher einzuschätzen. Denn der Eigennutz kommt im Kirchenchor nie zur Geltung. Selbst irgendwelche weltliche Ehren einzuhemsen ist hier keine Gelegenheit. Mitglied des Cäcilienvereins, des Kirchenchors zu sein, ist eine Ehre und lohnenswerte Tat für die Ewigkeit. Namentlich diejenigen sollten ihre Mitwirkung nicht verlagen, die kraft ihres Bildungsgrades als die ersten berufen erscheinen, dem Kirchenchor anzugehören.

Mit großem Ernst und in feierlicher Form verlangt der Heilige Vater überall auf dem katholischen Erdenrund die gewissenhafte Befolgung seiner Anordnungen. Sollten wir Oberschlesier anders handeln? Keineswegs!



Ein Jahrfünft „Verband deutscher Kirchenchöre der Diözese Katowice“ (1929—1934).

Von A. Schaefer, Bibliothekar.

Durch die Abtretung Ostoberschlesiens an Polen im Jahre 1922, womit eine starke Abwanderung der deutschen Lehrerschaft und der deutschen Bevölkerung überhaupt zusammenhing, war der Bestand vieler Kirchenchöre gefährdet. Aus dem Gedanken heraus, die Chöre, besonders der kleineren Orte, durch Zusammenfluß in einem Diözesanverband zu stützen, zu beraten, mit Notenmaterial zu versehen, den Mangel an geeigneten Dirigenten abzuschießen, die Chöre in Fühlung mit dem kirchenmusikalischen Leben der Gegenwart zu erhalten und sie zur Pflege rechter Kirchenmusik im Geiste des Motu proprio Papst Pius X. zu führen, ist im Januar 1929 der Verband deutscher Kirchenchöre der Diözese Katowice gegründet worden. Bereits im Dezember 1928 hatte der H. H. Diözesanbischof Dr. Arkadiusz Lisiński das Verbandsstatut, hervorgegangen als Frucht einer im Oktober 1928 stattgehabten Vorstandskonferenz, genehmigt und

das Protektorat über den Verband deutscher Kirchenchöre der Diözese Katowice übernommen.

Heut am Schluß des 5. Geschäftsjahres geziemt es sich, einen dankbaren Rückblick auf die sichtlich von Gottes Segen begleitete Arbeit des Verbandes zu tun.

Während dem Verbands bei Gründung 26 Chöre mit 1600 aktiven und 1500 inaktiven = 3100 Mitgliedern beitraten, gehören ihm heute 35 Vereine mit 2000 aktiven und 1500 inaktiven, also insgesamt 3500 Mitgliedern an.

Der in regem Leihverkehr benutzte Notenbestand der Verbandsbibliothek ist von 55 Kompositionen am Ende des 1. Geschäftsjahres auf 187 am heutigen Tage angewachsen. Er enthält

- 34 leichtere und schwerere lat. Messen,
- 9 deutsche Singmessen
- 27 Pange lingua und Tantum ergos
- 6 Requiem



F. Ittenbach.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Copr.)

Die heilige Familie.

- 6 Trauungsgefänge
- 46 Marienlieder
- 17 Hymnen und Festgefänge
- 21 Offertorien
- 3 Vitaneien
- 9 Werke mit gregorianischen Gefängen
- 27 Kommunionlieder,
- daneben Gefänge für andere Gelegenheiten.

An theoretischen Abhandlungen über Kirchenmusik sind acht Werke vorhanden. Durch eine Sammlung von Schallplatten konnte in vielen Orten für eine gute Kirchenmusik gewonnen werden.

Der Zusammenhang mit dem kirchenmusikalischen Leben der Gegenwart wird hergestellt, indem die angeschlossenen Vereine mit dem Organ des Allgemeinen Deutschen Cäcilienvereins „Musica sacra“ beliefert werden, das in vorzüglich redigierten Monatsheften erscheint. Um die Vereine über die Belange des Verbandes auf dem Laufenden zu erhalten, gibt der Verband die Ergebnisse der Vorstandssitzungen p. p. durch eigene Rundschreiben bekannt. Unser letztes Rundschreiben trug die Nr. 31.

In den ersten drei Jahren lagen unseren Verbandsrundschriften regelmäßig unentgeltliche Musikbeilagen

bei. Durch diese Musikbeilagen ist ein Bestand von guten Kirchenmusikalischen Kompositionen (wie Offertorien, Fastengefängen, Marienliedern p. p.) in die Chöre hineingetragen worden. Neben Notenausleihe und Notenbezug für die Vereine wird nach Bedarf auch ein Austausch von Noten innerhalb der Vereine vermittelt.

Den finanziell schwächeren Vereinen kommt der Verband durch Ermäßigung der Verbandsbeiträge entgegen. Einem Verein ist für Anschaffung eines Leihinstrumentes ein langfristiges Darlehen gewährt worden.

Aus den Jahresberichten der Vereine und aus der Tagespresse ist zu ersehen, daß in den Einzelvereinen reges Leben herrscht.

Am 15. Mai 1930 erlitt der Verband einen herben Verlust durch den plötzlichen Tod seines geistlichen Protectors, des H. H. Diözesanbischofs Dr. Eiseck. Am 9. Januar 1931 wurde sein Nachfolger, H. H. Bischof Dr. Stanislaus Adamski gebeten, das Protectorat über den Verband zu übernehmen. Schon am 15. Januar 1931 wurde durch ein Schreiben der Kurie zur großen Freude des Verbandes diesem Wunsche entsprochen. Der Verband hat dadurch die Gewißheit bekommen, daß die kirchliche Behörde unsere Arbeit schätzt und bereit ist, sie zu fördern.

Eine innere Festigung erhielt der Verband dadurch, daß das von ihm mit großer Sorgfalt verfaßte Normalstatut für die Einzelvereine durch Kurial-Schreiben vom 8. März 1933 genehmigt wurde. Im fünften Geschäftsjahr hat der Verband die Kurie wegen der Nichtbeziehung der Kirchenchöre in das Vereinsgesetz vom 27. Oktober 1932 in Anspruch genommen. St. can. 684—725 des Kirchenrechtes sind die Kirchenchöre rein kirchliche Organisationen und fallen unter Art. 10 des obigen Gesetzes, welches für kirchliche Organisationen eine Sonderstellung vorsieht. Durch die Ministerratsverordnung vom 28. Januar 1934 ist die Anmeldefrist für die kirchlichen Vereine bei den Verwaltungsbehörden bis zum 31. Juli 1934 verlängert worden. Der Abschluß der Verhandlungen zwischen Episkopat und Regierung über die Ausführungsbestimmungen zur vorgenannten Ministerratsverordnung ist noch vor Ablauf der Anmeldefrist zu erwarten. Eine Veränderung des Verhältnisses wird nicht eintreten, da der Verband sich schon früher aus eigener Initiative dem H. H. Diözesanbischof unterstellt hat.

Der H. H. Diözesanbischof hat sein Interesse für den Verband deutscher Kirchenchöre dadurch bekundet, daß er an der 2. Jahrestagung persönlich teilnahm und das Wort ergriff, um dem Verband seine Segenswünsche für eine gedeihliche Arbeit auszusprechen. Zu den übrigen Verbandsfesten hat er regelmäßig einen Delegierten ernannt.

Die Jahrestagungen des Verbandes der Kirchenchöre sind immer wahre Eintage der Kirchenmusik gewesen. Die gastgebenden Vereine waren erfolgreich bemüht, durch wohl vorbereitete kirchenmusikalische Darbietungen bei den Festgottesdiensten ihr Bestes zu geben. Es kamen zur Aufführung:

beim 1. Verbandstag in Rattowitz 1930 durch den Kirchenchor von St. Maria: Festmesse in C von Mitterer,

beim 2. Verbandstag in Königshütte 1931 durch den Cäcilienverein St. Josef: Missa in honorem St. Crucis, op. 228 von P. Griesbacher,

beim 3. Verbandstag in Janow (Bieschewald) 1932 durch den dortigen Cäcilienverein: Messe in H-moll, op. 44 von M. Brosig,

beim 4. Verbandstag in Siemianowice 1933 durch die Cäcilienvereine der St. Kreuz- und Antoniuskirche: Messe in C-Dur von Anton Bruckner,

beim 5. Verbandsfest in Rybnik 1934 durch den dortigen Kath. Kirchenchor der St. Antoniuskirche: Messe in F, op. 31 von M. Brosig.

Es würde zu weit führen, wollte man das gesamte Programm einer jeden Tagung hier im Einzelnen anführen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Bemühungen des Verbandes um die Pflege des gregorianischen Chorals dadurch zum Ausdruck kamen, daß bei sämtlichen Verbandsfesten die vorgeschriebenen Wechselgesänge des Tages choraliter gebracht wurden, beim 2. Verbandstag in Königshütte besonders wirksam durch einen Knabenchor. Durch die Festpredigten, zu denen immer namhafte Kanzelredner gewonnen waren, wie der Geistl. Beirat des Verbandes, Geistl. Rat Pfarrer Czaja, Prof. Robert Gaida, P. O. F. M. Odilo, Generalsekretär Wosniha, Erzpriester Reginet, bekamen die Tagungen stimmungsvollen Aufschwung. Die Festpredigten waren geeignet, das Verständnis für die Weihe der Kirchenmusik in die Reihen der Gläubigen zu tragen. Noch größeren erzieherischen Wert hatten jedoch die Festvorträge, die im Mittelpunkt der Festnachmittage standen. So referierte Herr Chorregisseur Glomb-Hindenburg über das Motu proprio Papst Pius X., das die grundlegenden Bestimmungen über alles kirchliche Musizieren enthält, Herr Stiftsdekan Peter Griesbacher-Regensburg über „Kirchenmusikalische Zeitfragen“. Zwei Stunden hielt dieser überaus fruchtbare Kirchenkomponist, der als langjähriger Leiter der Regensburger Kirchenmusikschule vielen Cantoren, Organisten und Chorregenten nicht nur der deutschsprachigen Länder Europas das Rüstzeug für ihr wichtiges Kirchenamt mitgegeben hat, die Zuhörerschaft im Großen Saale des Hotels Graf Reden in Königshütte im Banne seiner Rede und rechnete unnaheförmlich ab mit allen Auswüchsen moderner Kompositionen, die Anspruch auf Kirchlichkeit erheben. Seine Ausführungen bekamen erhöhte Anschaulichkeit durch die Aufführung seiner Werke: Missa Crucis, op. 228, Tantum ergo op. 222, Festchor op. 182 und Justus ut palma. Hier zeigte sich, daß Griesbacher trotz aller kirchenmusikalischen Strenge nicht kleinlich auf moderne Klangwirkungen verzichtet, jedoch so, daß seine Musik immer zur Andacht zwingt. Das 3. Verbandsfest brachte eine ästhetische Würdigung des gregorianischen Chorals durch unseren heimischen Komponisten im Priesterkleide, Herrn Pfarrer Professor Robert Gaida-Hohenlohehütte. Gegen eine Verwechslung des kirchlichen Volksgefanges, sowohl nach des textlichen als der musikalischen Seite sprach hier Herr Prof. Kloeveborn von der pädagogischen Akademie in Beuthen O. S. beim IV. Verbandstage in Laurahütte und entrollte dabei den geschichtlichen Werdegang des deutschen Kirchenliedes. Vater G. Pietrek S. B. D.

behandelte beim diesjährigen Verbandstage in Rybník das Thema „Die Instrumente in der Kirchenmusik“. Dieses Problem ist seit dem 9. Jahrhundert heiß umstritten. In klaren Linien zeigte der Redner, wie durch die Einführung der Orgel die Mehrstimmigkeit in die Kirchenmusik einzieht, die in der niederländischen Schule ihre Blütezeit und in Rom durch Palestrina ihre hervorragendsten Vertreter findet, wie dann eine Uebersteigerung des a capella-Stils zu monströser Vieltimmigkeit eintritt und die Kirchenmusik durch Uebernahme des konzertierenden Stils aus der Oper auf ein falsches Gebiet getrieben wird. Die Messen des Wiener Dreigestirns Haydn, Mozart, Beethoven zeichnen sich zwar durch überragenden künstlerischen Wert aus, sollten jedoch lieber dem Konzertsaal vorbehalten bleiben. Zu verwerfen sind die trivialen Land- und Pastoralen dieser Zeit. Es setzte eine Reformbewegung ein, die durch die Namen Ett und Wiblinger-München, Proske-Regensburg (ein gebürtiger Oberschlesier aus Leobschütz) gekennzeichnet ist. Aber erst der Allgemeine Deutsche Cäcilienverein für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz hat den Reformgedanken in die Landgemeinden hineingetragen. Hier nahm der Redner Gelegenheit, ein warmes Lebensbild F. X. Witt's, des Begründers des A. C. V. zu zeichnen, dessen Geburtstag sich am 9. II. d. Js. zum 100. Male gefährt hat. Ein Lehrersohn, hat er als eifriger Seelenhirt, rühriger Organisator, fruchtbarer Kirchenkomponist und geistvoller Musikschriftsteller, sowie als feinsinniger Dirigent schon im Alter von 54 Jahren sein Leben im Aufgehen für seine hohen Ideale verzehrt. Schon Papst Pius IX. hatte die Gründung des A. C. V. gesegnet und das Motu proprio Pius X. verlieh Witt's Grundsätze über die Kirchenmusik allgemeine verbindliche Gültigkeit. Der gregorianische Choral hat in der katholischen Kirchenmusik die bevorzugte Rolle zu spielen, der klassischen Polyphonie ist im a capella-Stil der Vorzug zu geben, ein würdiges Orgelspiel zu pflegen, in der Instrumentalmusik eine weise Mäßigung herbeizuführen. Das eigentliche Instrument der Kirchenmusik ist die menschliche Stimme. Die Orgelbegleitung ist „erlaubt“, während der Gebrauch der Instrumente der Genehmigung des Bischofs unterliegt. Von den Instrumenten sind Klavier, Schlagzeug und aufdringliche Fanfaren unter keinen Umständen gestattet. Nicht was dem Ohr schmeichelt, sondern was andächtige Gebetsstimmung schafft, ist rechte Kirchenmusik.

Von den bei den Festigungen aufgeführten Komponisten seien nur u. a. die Namen Lotti, Vasso, Palestrina, Witt, Griesbacher, Fiske, Thiel, Nikel erwähnt. Eine besondere Note hatte die Festigung des III. Verbandstages in Janow-Gieschewald, die ein Ehren-Wett-Singen von sechs Nachbarchören (Janow-Gieschewald, Rattowik St. Maria, Rattowik St. Peter-Paul, Bogutischütz-Zawodzie, Schoppinik, Myslowik) brachte. Unter bereits genannten Komponisten standen hier Werke von Händel, Bruch, Mozart, Löwe, Schumann, B. Hugo, Fr. Kauf, Weg, Riesomg auf dem Programm. Es zeigte sich hier, daß auch die kleineren Chöre, die sonst weniger Gelegenheit haben, vor einer breiteren Öffentlichkeit aufzutreten, sehr beachtliche Musikkultur pflegen.

Von Musikaufführungen außerhalb der Verbandsfeste verdient noch besondere Erwähnung die Wiedergabe des Oratoriums „Die hl. Elisabeth“ von Jos. Haas durch den Cäcilienverein St. Barbara-Königshütte 1932 im großen Redensaal unter Leitung von G. Stanizek.

Ferner haben die Kirchenchöre von Rattowik St. Maria (1930), Myslowik (1931) und Larnowik (St. Cäcilia) 1934 anlässlich ihres 50jährigen Bestehens eindrucksvolle Aufführungen bedeutender Kirchenmusikalischer und weltlicher Kompositionen zu verzeichnen. Ebenso sind die Vorbereitungen für das goldene Jubiläum des Plesser Kirchenchors (September d. Js.) und für das silberne Jubiläum des Cäcilienvereins an der Kathedralekirche von St. Peter-Paul-Rattowik in vollem Gange. Der rührige Leiter des letztgenannten Vereins, Herr Mittelschullehrer Lippa, hat anlässlich des Jubiläumsjahres bereits am 4. Fastensonntag mit einer kirchenmusikalischen Abendfeier aufgewartet, wobei a capella-Werke von Palestrina, Lotti und Bruckner, sowie zwei Orgelvorträge von Bach und Reger in schöner Vollendung zum Vortrag kamen. Ueberhaupt zeichnet sich Herr L. dadurch aus, daß er ganz augenfällig den a capella-Stil bevorzugt. Neben dem Cäcilienverein hat er auch seinen Knabenchor auf eine Höhe gebracht, die ihm gestattete, zu Weihnachten 1933 die Missa de Angelis choraliter und später die Missa Stella Maris von Griesbacher 3-stimmig mit Orgelbegleitung aufzuführen.

Nicht minder regte ist aber die Arbeit der kleinen Chöre, die unter viel ungünstigeren Verhältnissen arbeiten und von denen uns leider manche mehr als durchschnittliche Aufführung unbekannt bleibt, weil der Dirigent bescheidener Weise nicht sein eigener Berichterstatter sein will.

Wenn der Verband deutscher Kirchenchöre, rückschauend auf das erste Jahrsünkt seines Bestehens, mit Genugtuung feststellen kann, daß er überall zur Förderung und Hebung der Einzelvereine beigetragen hat, so liegt das nicht zuletzt daran, daß in der Verbandsleitung eine gewisse Stabilität gewahrt blieb. Den Hauptvorstand bildeten:

1929—1934 Bednors, 1. Vorsitzender
 1929—1934 Czerwionka, 2. Vorsitzender
 1929—1930 Cwienk, 1931—1934 Stanizek, Schriftführ.
 1929—1933 Porombka, 1934 Kalder, Schachmeister
 1929—1932 Lubina, 1933—1934 Schaefer, Bibliothekar

Der 1. Vorsitzende H. Bednors leitet seit Gründung den Verband mit weitschauendem Blick und sicherer Hand. Wenn auch H. Redakteur Cwienk infolge Ueberlastung nach zwei Jahren das Schriftführeramt des Verbandes niedergelegt hat, so blieb er dennoch der Musica sacra verbunden als Dirigent des C.-V. St. Maria-Rattowik; seine alljährlichen fachkundigen Aufsätze über Kirchenmusik und die Berichte über unsere Verbandstagungen im „Oberschlesischen Kurier“ sind aus der Verbandsarbeit nicht wegzudenken. Mit Bedauern sah der Verband dieses Jahr seinen Schachmeister H. Porombka scheiden. Mit unübertrefflicher Gewissenhaftigkeit hat er dieses verantwortungsvolle Amt seit Gründung des Verbandes verwaltet. Unter dem 1. Verbandsbibliothekar, H.

Lubina, der im vergangenen Jahr in seinen eigentlichen Beruf als Lehrer zurückgekehrt ist, wurde der feste Grundstock der Verbandsbibliothek gelegt, auf dem sicher weiter gebaut werden kann.

Möge das Verständnis für die hohen Aufgaben der Kirchenschöre in immer weitere Kreise bringen!



Veraltete Sitten und Gebräuche.

Von Theophil Bronny, Rektor a. D.

So lange sich einst unsere Vorfäter vorzugsweise von der Jagd nach Wild und dem wilden Honig, von Fischfang und von wildwachsenden Wurzeln, Kräutern und Wildfrüchten nährten, war der Wald fast ausschließlich der Träger des Wirtschaftslebens.

Mit dem allmählichen Übergang über die Viehzucht zum Bodenbau und damit zur Landwirtschaft lichtete sich der Wald zusehends, erhielt aber damit wieder eine neue Bedeutung: er wurde zum Grenzwalde, der zuerst die einzelnen Feldhöfe oder Lany, dann aber auch ganze Baue, Stämme und Völkerschaften von einander schied und selbst wieder vielfach durch sogenannte „Dreigräben“ oder eine „przesieka“ und durch den Nimbus, ein „Bannwald“ zu sein und daß jedem, der ihn beschädige, zur Warnung für die andern, die Hand zum Grabe hinauswache, geschützt wurde.

Aber selbst der Bannwald mußte es doch bald erleben, daß auch er in dem weiteren Bedränge der Völker zuerst auf einen hammer- oder speerwurfweiten Streifen, dann sogar nur auf eine bloße Grenzlinie zusammenschumpfte, dafür aber durch feierliche und öftere Grenz-, Bitt- und Osterumgänge, dem sogen. Ambitus circuitus oder circuitio, ferner durch das Kreuzelstecken*) und durch Aufschütten von besonderen Grenzkuppen, Hügeln oder „Koppitzen“ dauernd gekennzeichnet wurde.

Als z. B. der Herzog Heinrich 1202 die von seinem Vater Boleslaus dem Kloster Leubus gemachte Schenkung von neuem bestätigte, umschritt er mit seinen Baronen und den in der Nachbarschaft wohnenden Leuten die Grenze. (Reg.-Cod. dipl. S. VII 1, 78.)

In derselben Weise wurden 1208 die Grenzen des neugebildeten Klosters Trebnitz von demselben Herzog, vom Bischof, einigen Kanonikern, den Baronen u. umschritten und die Grenzen durch Aufwerfen von Hügeln oder kopice und Einschnitte in die Bäume kenntlich gemacht. (S. Reg. 127.)

*) Nach altgermanischem Glauben war der Donar oder Thor als Donnergott der Schützer des häuslichen Herdes, der Felder und ihrer ursprünglich hammerwurfweiten Grenzen. Ihm zu Ehren wurden bei Feldumgängen in der Ostara- oder Osterzeit die sogen. Thor-Hämmer in den Boden gesteckt, woraus dann das noch heut beliebte christliche Kreuzelstecken entstanden ist.

Wir wollen weiterschreiten auf dem Wege, der heißt: Pflege und Förderung des Kirchengesanges in den zusammengeschlossenen Kirchenschören der schlesischen Diözese. Das Wohlwollen unserer kirchlichen Behörde ist mit uns.

Protege nos Sancta Cäcilia!

Vergl. ferner die Entstehung und den Namen von Ujest u.

Beim Setzen der Grenzhügel an bedeutungsvollen oder gar umstrittenen Punkten oder bei Grenzregulierungen wurden vielfach neben den ehr- und glaubwürdigen Älten auch noch Jugendliche als künftige Zeugen zugezogen, wobei man, um diesen Akt besonders denkwürdig zu gestalten, den Älten nach der Sitte der alten Ripuarier oder Rheinufer-Franken die Bärte abschnitt und die Jugendlichen zuerst über die Grenzkruppe bog und ihnen mit dem breiten Spaten einige feste Streiche versetzte, darauf aber in desto reichem Maße mit Süßigkeiten u. beschenkte. (Vergl. Welzel: Sohrau S. 225: Die Grenzregulierung Sohrau-Baranowitz am 31. 8. 1833.)

Ähnlicher Erinnerungsmittel bedienten sich z. B. auch die Gleiwitzer Bürger, als sie nach der glücklich überstandenen Belagerung der Stadt 1626 eine jährliche Dankprozession nach Czeszochau gelobten und zu der kirchlichen Gelöbnißfeier auch Kinder, ja selbst Säuglinge hinzuzogen und dieselben dann, um ihnen den Zweck der Feier recht eindringlich zu machen, empfindlich an den Ohren zogen und dann desto reich mit Süßigkeiten bedachten. (Nitsche: Gleiwitz S. 168.)

Auch beim Widerruf war es üblich, daß sich der Schuldige nach einem alten romanischen Brauch selbst an der Nase ziehen oder nach der deutschen Sitte sich auf den Mund schlagen mußte.

Noch eindringlicher, zum Teil sogar aus der alten Botenzeit stammender Formen bediente man sich beim Leisten der Grenzeide auch bei uns, als mit der Einführung der deutschen Kolonisation die Ackerfelder aus dem früheren bloßen Nutzungsverhältnis jetzt zum persönlichen, eigentümlichen und erblichen Besitz der Bauern geworden waren.

Während nämlich der Ritter den Eid stehend, die Personen des Bürgerstandes knieend, beide ohne Waffen und gegen Osten gewandt, mit aufgehobener Hand oder nach der Wladislawischen Landesordnung vom Jahre 1500 (vergl. Raindl) mit kreuzweise übereinander gelegten Fingern ablegten, mußte sich der Bauer bis aufs Hemd ausziehen, in ein Grab, welches 1 Elle tief gegraben ward, niederknien und ohne alle Waffen, aber mit einem Rasenstück bedeckt, den Eid leisten. (Vergl. Dahn: „Kampf um Rom“.

S. 19, ferner die Oppelner, Teschener und Osler Landordnung vom Jahre 1561, 1592 und 1610. Ähnlich die von Siebenbürgen zc. Vergl. Henke: Chronik von Loslau S. 20, Idzikowski: Rybnik S. 64 zc.)

Die Berichtstage selbst wurden ursprünglich meist im Freien auf besonderen Hügeln und dann in den Burgen abgehalten. Nach Einführung des Deutschen Rechts erhielten auch die Städte und die Dorfschulzen die sog. Niedere Gerichtsbarkeit, während die Obere dem Herzoge bezw. dem Burgvogte zustand.

Diese hatten nach alter Gewohnheit von den jährlichen Berichtstagen, Commune iudicium, auch Dingessen genannt, je 3 in den Dörfern zu halten, von denen wieder die Bauern 2 und der Schulze 1 Dreiting zu rüsten oder 6 Skot bezw. 1 Vierdung = $\frac{1}{4}$ Mark zu zahlen hatte. (Vergl. Lenzin Reg. 2139 und 2361, ferner die Dreidingenordnung des Fürstentums Oppeln, gegeben Ratibor 1562).

Bei der Gerichtsverhandlung selbst hatte der Richter nach altem Brauch, zum Zeichen der inneren Ruhe, den rechten Fuß über den linken zu legen (Grimm: Altertümer 763), bei Todesurteilen über den armen Sünder den Stab zu brechen und beim Aufheben der Sitzung zum Zeichen der Entrüstung seinen Sitz samt der Richterbank umzustößen und den Deliquenten dem Scharfrichter zu übergeben.

Entsprechend dem Geiste der Zeit und der damaligen „Peinlichen Gerichts- oder Halsordnung“ vom Jahre 1539 gingen die Strafurteile über das jegige Strafmaß weit hinaus. Feuertod, Vierteilung, Zerstoßen der Gliedmaßen durch das Rad, das Ertränken im Sacke, das Lebendigbegraben, das Hinausschleifen zur Richtstätte, die Anwendung der Daumenschraube, des Halseisens oder Kuna am öffentlichen Schandpfehl oder Pranger, das Liegen in Kreuzform in der Kirche zc., waren häufige Erscheinungen.

Sonderbare Strafen wurden auch dem gegenüber angewandt, wer z. B. beim unbefugten Fischen erhascht wurde. Er wurde mit gefesselten Händen auf den Balgen gezogen und plötzlich heruntergelassen. Ähnlich wurde auch der bestraft, bei dem ein Feuer ausbrach, nur mit dem Unterschied, daß man ihn von dem hohen Balgen in ein tiefes Wasser fallen ließ.

Eigenartig war auch die Strafe des sog. „ewigen Schweigens“, die z. B. über den Gutsherrn Stephan Pogorski von Pogorzyce und Kościelec bei Chrzanow, weil er 1490 das bischöfliche Dorf Jemiarno (Jmieln, Kreis Pleß) überfallen hatte, vom Petrikauer Sejm verhängt wurde. (Polaczek: Powiat Chrzanowski S. 234.)

Als Gefängnisse dienten neben den Burgverließen und Kellern der Rathäuser im Notfalle sogar die Türme der Kirchen. So wurde z. B. der Pawlowitzer Zak oder Lehrer und späterer Rats Herr von Sohrau, Kaspar Sypieski (1620–44), wegen Beleidigung des dortigen

Pfarrers an 4 Sonntagen im Kirchturm unter Schloß und Riegel gehalten. (Welzel: Sohrau.)

Eine eigenartige Stellung in der Gesellschaft nahm damals auch der Scharfrichter oder Henker ein. Er durfte sich nicht unter die Leute mengen und im Wirtshause sich nicht mit den Bürgern an einen Tisch setzen. Ja selbst in der Kirche wurde ihm ein abgesonderter Platz zugewiesen. Er erbte die Sachen, mit denen der Selbstmörder bekleidet war, und ihm kamen auch alle vorgefundenen Tierleichen zu, wogegen er anderseits für deren Beseitigung zu sorgen hatte.

Bei den Handwerkern galt von jeher als Hauptregel, daß jeder, der in eine Handwerkerzunft eintreten wollte, zunächst den Ausweis einer ehelichen Geburt zu führen und ein Dorfkind noch dazu eine Genehmigung seines Gutsherrn beizubringen hatte.

Ein Lehrling, der zahlte, brauchte nur 2, der nicht zahlte, 4–6 Jahre zu lernen. Wer das Meisterstück nicht machte oder es nicht bezahlte, mußte 1 Jahr wandern. Wenn ein junger Meister nicht im nächsten Jahre heiratete, hatte er den verheirateten 1 Ächel Bier zu spenden.

Wer höher als um ein Heller spielte, barfuß vor die Haustür trat, hatte $\frac{1}{2}$ Pfund Wachs zu zahlen. Kein Geselle durfte die Arbeit 14 Tage vor den Hauptfeiertagen und dem Jahrmärkte verlassen. Welcher Geselle am Montag feierte, den konnte der Meister am Sonnabend um die Vesperzeit ins Gefängnis setzen lassen.

Wer sich von den Mitgliedern der Schützengilde vor oder beim Schießen berauschte, erhielt 24 Stunden Arrest, und jeder Fluch wurde mit 2 Sgr. bestraft.

Der Jüngste hatte bei den Innungsfeften den Meistern zu dienen, das Bier ins Glas einzugießen und die Tische abzutragen. Starb ein Meister, so hatten die Jüngsten das Grab zu machen, 4 andere die Bahre und 6 die Kerzen zu tragen unter Strafe von $\frac{1}{2}$ Pfund Wachs.

Bei Hochzeiten und Kindtaufen ging der Bettelvogt mit der Sammelbüchse von Tisch zu Tisch, um für Arme und Wanderburschen milde Gaben einzusammeln.

Unter den Brauern war das Reibebräuen üblich, und bei den Bäckern hatte jeder eine besondere Woche für das Brot- und eine für das Semmelbacken.

Die Fleischer von Tarnowitz hatten dem Grafen die Zungen und die Herzen vom geschlachteten Vieh als Weidwerk für die Vögel auszufolgen (1643).

Dem Bergmann wieder, der vor Zeiten durch größere Erzfundes im Harz, Sachsen, Böhmen, Schlesien und Ungarn erst den Uebergang von der Natural- in die Geldwirtschaft ermöglicht und die deutsche Kolonisation im weiteren Osten eingeleitet hatte, sicherte man damals jene durch Jahrhunderte hindurch unter dem Namen Bergfreiheit, Ulga und Ligota bekannten, aber jetzt überholten persönlichen Freiheiten, deren Spuren jetzt noch in den vielen daran erinnernden Orts-

namen wie Freiberg, Freiburg, Kol. Bergfreiheit, Vigota und Elgut (abgel. von ulga = Erleichterung, Freiheit) fortleben.

Der Bergmann wurde durch einen Eid für seine Grube verpflichtet. Er war der geschworene Bergmann. Eine Uniform und ein Seitengewehr zeichneten ihn äußerlich als einen freien Mann aus. Und selbst im Tode unterschied er sich von den anderen Leuten, indem er in nächstlicher Stunde und unter dem Schein der Grubenlampen der Kameraden zur letzten Ruhe gebettet wurde.

In der Grube durfte nicht gepfiffen, getanzt, kein weibliches Wesen beschäftigt und die Grubenlampe nicht mit bloßer Hand, sondern nur auf der Keilhaue zugereicht werden. „Es soll auch kein Wirt auf unserem Bergwerk des Nachts über die Stunde, so man Bierglocke läutet, den Arbeitern, so anfahren sollen, kein Wein, Bier noch anderen trank um Geld oder sonstigen nicht geben bey Strafe von einer Mark (§ 12 der Oppelner Bergordnung vom Jahre 1528 für die Fürstentümer Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Beuthen. Cod. dipl. XX. 244.)

Die schwersten Wandlungen machte der Bauernstand durch. Aus den ursprünglichen durch allerlei *posługi* (Diensten), *daniny* (Abgaben) Wachen und Ehrungen an den *starosten* u. belasteten kmieten oder bloßen Nutznießern der Felder wurden nach Einführung des deutschen Rechts jetzt freie Bauern, die statt der früheren Dienste u. nur einen festen Geldzins zu entrichten hatten, dann aber wieder im Laufe der nächsten Jahrhunderte infolge der vielen Kriege, dem öfteren Wechsel der Staatshoheit und, nachdem sich die Magnaten und die Ritterschaft immer mehr der Landwirtschaft zugewandt und durch Aufkäufe der freien Scholtisfeien auch die niedere Gerichtsbarkeit an sich gebracht hatten, um alle ihre Rechte und Freibriefe gekommen und so nach und nach zu bloßen Leibeigenen geworden sind.

Ihre Ehe-, Vermögens- und Erbrechte waren durch das sogenannte *Lytrum* (Loslassungsgeld) personale und reale beschränkt. Kein Leibeigener durfte ohne Vorwissen des Erbherrn heiraten und seine Kinder ohne Einwilligung des Leihherrn ein Handwerk erlernen lassen. Das Heiratslicentgeld betrug besonders bei auswärtigen Heiraten und je nach Stand 6–12 Taler.

Jährlich zu Michaelis mußten sich die erwachsenen unversehrten Personen der Herrschaft vorstellen, und diese suchte sich aus denselben die Dienstboten aus. (Deshalb die damaligen frühen Heiraten.)

Der Gutsherr hatte auch das Recht zu bestimmen, welches unter den Kindern die von ihren Eltern nachgelassene Stelle in der Erbschaft übernehmen sollte, ferner durfte er beim Tode eines Leibeigenen das beste Stück aus dessen Nachlasse (die sogen. „Kurmende“) oder $4\frac{1}{2}$ bis 10% des Familienvermögens für sich einfordern.

Auch beim Gericht dürfte der Bauer seinen Gutsherrn nicht verklagen, während er selbst vor dem Gericht nur durch seinen Gutsherrn vertreten werden konnte.

Die Güter der Bauern konnten gegen Auszahlung des Taxwertes ausverkauft oder infolge Krankheit oder Verschuldung des Robotbauern „wüßgelegt“ und von der Gutsherrschaft eingezogen werden.

Dabei waren die Bauern von altersher zu „voller Robot“ oder Arbeit auf den herrschaftlichen Feldern verpflichtet. (Vergl. die Urbarien von Beuthen 1532, Pleß 1536 etc.) Um den vielfach ins Uferlose gesteigerten Herrendiensten steuerte schon die sogenannte „Feine Ordnung“ vom 4. 1. 1559, wonach jeder Bauer von seiner Hufe jährlich:

- 1) je 1 Scheffel Winter- und Sommerfaat zu ackern und abzuernsten,
- 2) 1 Tag Mist zu fahren,
- 3) eine Fuhr nach dem Willen des Herrn zu tun,
- 4) jedes Quartal eine Fuhr Holz zu fahren,
- 5) Beim Bau 3 Fuhrn Steine oder Kalk anzufahren.
- 6) 1 Tag Gras zu mähen, das Gemähte zu rechen und einzufahren.
- 7) 1 Tag Zäune aufzurichten,
- 8) die Teiche zu fischen und die Fische in die Fischhalter abzufahren,
- 9) die Wache zu halten,
- 10) jedes Haus zur Jagd eine Person zu stellen und
- 11) die Frauen 2 Tage in Flachs, Hanf oder im Garten zu arbeiten, die Schafe zu waschen und zu scheeren und der Herrschaft ein Stück Garn zu spinnen hatten.

Außerdem hatten sie eine bestimmte Anzahl Eier und Hühner, früher auch Eichhörnchenselle, ferner den Honig- und Hopfenzehnt, zu Pfingsten die ganze Gemeinde 1 Ochsen oder 1 Kuh, die Gärtner und Häusler 1 Scheffel Kiefer- oder $1\frac{1}{2}$ Scheffel Fichtenzapfen und je 8 bzw. 6 und 4 Sperlingsköpfe zu liefern, zur Zeit der Eichel-ernte von jedem Schwein 1 Floren an Abgaben, beim Pech-, Schindeln- oder Siebemachen einen bestimmten Zins zu entrichten, die freien Scholzen hoch zu Ross, mit Büchse und Schwert Kriegsdienste zu leisten und sich samt den unfreien Scholzen, Kretschmern und Müllern, so oft es nötig war, zum Fischen und Jagen und am 3. Pfingstfeiertage zum Suchen junger Wölfe zu stellen. Die Kretschmer durften nur herrschaftliche Getränke verzapfen und die Bauern ihre überflüssige Ache nur dem Gutsherrn verkaufen und ihr Getreide nur in den herrschaftlichen Mühlen vermahlen lassen. Sollte ein Holzhaus gehoben, verlegt oder verschoben werden, so waren hierzu alle Dorfsassen verpflichtet.

Das Strafrecht der Dominien erstreckte sich bis auf 14 Tage Gefängnis oder 5 Taler Geldstrafe,



Heinr. Hofmann.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

Die Taufe im Jordan.

die in 15 Peitschenhiebe umgewandelt werden konnten. (Mitschke-Kolande).

Als Gegenleistungen standen den Bauern neben der Feldnutzung das Unrecht auf Bau-, Klaub- oder Leeseholz, auf Waldhutung und Waldstreue, den Imhern, Hopfenbauern u. auf das dazu benötigte Holz und auf eine Unterstützung in Not- und bei Unglücksfällen.

Die vielen Uebergriffe der Gutsherren veranlaßten schon den Kaiser Ferdinand durch Erlaß der „Oppeln'schen Landesordnung“ 1562 die Erbllichkeit der Rustikalgüter, gemäß dem alten deutschen Recht, zu schützen und den sich ständig steigenden Herrendiensten durch die oben erwähnte „Feine Ordnung“ zu steuern, aber sie wurden, besonders infolge der vielen langjährigen Kriege, nicht nur umgangen, sondern sogar so gesteigert, daß die Bauern zuletzt bis $5\frac{1}{2}$ Tage in der Woche Spanndienste, der Gärtner bis $\frac{1}{2}$ und in der Ernte bis $5\frac{1}{2}$ Tage Handdienste zu leisten hatten, während sich wieder einige der Grundherren nicht scheuten, selbst Handel mit Untertanen zu treiben.

Erst noch dem Uebergange Schlesiens an Preußen begann sich das Los der Bauern günstiger zu gestalten.

Durch die Instruktion vom 14. 7. 1749 verbot Friedrich der Große dem Adel das Einziehen der Bauerngüter oder das sogen. Bauernlegen und setzte am 5. 7. 1764 auf die Nichtdurchführung dieses Gebots eine Strafe von 1000 Taler.

1759 untersagte er den Handel mit Untertanen und gestattete 1773 den Bauern gegen ihre Gutsherren vor Gericht klagend vorzugehen.

Laut Erlaß vom Jahre 1763 sollten die unerbllichen Stellen in erbliche umgewandelt und auf den königlichen Domänen die Leibeigenschaft abgeschafft werden. 1783 verbot er den in Oberschlesien noch üblichen Kniefall vor dem Gutsherrn und hob den Zwang auf, nach welchem die Bauern zum Verkauf ihrer Bodenerzeugnisse in der Stadt eines Erlaubnissscheines ihres Gutsherrn bedurften. 1784 ordnete er die Anlegung von Urbarien an, wodurch in allen danach durchgeführten Ortschaften z. B. in Koffberg, Deutsch-Piekar, Brzozowiz, Radzionkau, Baingow, Siemianowiz, Radoschau, Kochlowiz und Neudorf der Herrschaft Beuthen-Siemianowiz laut Schenkungsbrief am 9. 3. 1790 die Stellen den Bauern erblich überlassen und die ungemessenen Dienste in gemessene umgewandelt wurden.

Laut Verordnung vom 18. 7. 1799 brauchten die Untertanenkinder nur 3 Jahre lang Zwangsgefindebienste zu einem Minimallohn zu leisten, erhielten dann den Fremdenlohn, der um 33% höher war als der Hofelohn des Zwangsgefindes. Mit dem 35. Lebensjahre hörte diese Dienstpflcht für den Mann und mit 30 für die Frau gänzlich auf.

Laut Edikt vom 7./9. 10. 1807 wurde von Martini 1810 ab die Untertänigkeit gänzlich aufgehoben und nach den Befreiungskriegen im Jahre 1816 auch mit der Ablösung zuerst der katastrierten und nach 1827 der nichtkatastrierten spannpflichtigen

Stellen gegen Abtretung eines Drittels bezw. der Hälfte ihres erblichen Besizes bezw. ihres Pachtlandes oder gegen Zahlung eines entsprechenden Kapitals in Rente begonnen. Bis 1838 waren in Oberschlesien bereits 4560 Bauernstellen reguliert, davon 75% durch Landabtretung.*) (Ziehkursch, 343).

Um den noch im Arbeitsverhältnis stehenden Bauern einige freie Tage zu verschaffen, hat die Kirche im Jahre 1820 die Aufhebung des 3. Tages der Hauptfeiertage, ferner die 11 Aposteltage, die Feste Mariä Heimsuchung, des hl. Joseph, Joh. des Täufers, Laurentius, Michel und Hedwig angeordnet.

1833 wurde die Strafe des Stockens und Blocklegens, 1848 die der körperlichen Züchtigung verboten, 1849 die standesherrliche Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und in den nächsten Jahren die Ablösung der bäuerlichen Berechtigungen und des kirchlichen Dezems durch Geld- oder Landentschädigung durchgeführt.

1848 folgte auch Österreich und 1861 Rußland mit der Befreiung der Bauern und der Aufhebung der Gutslasten, und damit verschwanden die Brache, die Dorfhutung und das durch Jahrhunderte übliche Mittel der alten Buchführung, das Kербholz, das durch die gleichzeitig in die 2 gabelförmig in einander gefügten Hölzer (den einen für den Gutsherrn, den andern für den Bauern) ausgeführten Kербschnitte die Zahl der geleisteten Arbeitstage verzeichnete.

Den Stolz und die Hoheit des damaligen Adels schildert uns treffend Friederikus Lucae (1644 bis 1708) in seinem Werk „Schlesiens curieusen Denkwürdigkeiten“: „Der vermögende Adel in Oberschlesien (wenn er sich in seinem Estaat praesentiert) bespannt seine Leib-Kutsche mit 6 Pferden von einerley Farben. Hingegen ist solche Grandeeze in Niederschlesien nur den Freiherrn erlaubt.“

In der Stiftungsurkunde der Kirche in Bodland (Kreis Kreuzburg) 1597 durch Melchior Skall heißt es, daß es damals Brauch war, am Begräbnistage eines Ritters oder Rittersmäßigen der Leiche das Roß nachzuführen. (Vergl. Visitationsbericht vom Jahre 1678 S. 42.)

Sehr beliebt beim alten Adel hier, besonders aber im benachbarten Polen, war die unter dem Namen Kulig (abgel. von kulac = rollen, wälzen) bekannte Facklingschwärmerei, die im Januar mit dem Besuch einer Familie begann, sich dann

*) Als Sonderfall möge der am 2. 11. 1821 zwischen dem Besitzer von Brzezinka und Supna, Fürsten Sultowski, und den 15 spannpflichtigen Besitzern von Brzezinka abgeschlossenen Ablösungsvertrag vermerkt werden, worin sich die Bauern laut § 8 einigten, um gleiche Abgaben zu haben, sich in das ihnen verbleibende Feld auch gleichmäßig teilen zu wollen. Auf diese Weise erhielt jeder nur 22 Morgen, sodaß einige bis 60 Morgen einbüßten, während wieder andere nicht nur nichts abzutreten hatten, sondern sogar bis 1 Morgen hinzugewannen. (Ablösungsakten B., Rattowiz.)

lawinenartig wachsend von Butshof zu Butshof wälzte und oft sogar über die Fasching bis zum Donnerstag vor dem Palmsonntag dauerte.

Über die früheren Erbgebräuche wissen uns die alten Grundakten sehr vieles zu erzählen. „Nach der um 1783 hier üblichen Art vermachte der Gutsherr Andreas Pinoci in Dziechlowitz seinem ältesten Sohne zwei Drittel und den übrigen 4 Geschwistern den Rest seines Nachlasses (Grundakten Dz. I. 76). „Es ist eben die oberschlesische Observanz oder Gewohnheit, daß ein Sohn in Ansehung des väterlichen Vermögens 3 Töchter repräsentiere. (Grundakten Schwientochlowitz vom Jahre 1782 S. 152.)

Von den kirchlichen Gebräuchen sei erwähnt, daß die Christnacht früher schon um Mitternacht stattfand und erst Fürstbischof Joseph Christian Fürst Hohenlohe-Waldenburg am 9. 12. 1805 zuerst für die Stadt Breslau anordnete, daß die Weihnachtsfeier erst um 5 oder 6 Uhr früh und die Auferstehungsfeier nicht abends vorher, sondern erst am Ostermorgen begangen werde. Auch sei erwähnt, daß die Kirchen ursprünglich hier auch den Verteidigungszwecken zu dienen hatten, deshalb ihre hohe Lage, der parkan und der polnische vom Kastell abgeleitete Name kościół.

Die schon mit der deutschen Kolonisation eingeführten Parochial-Schulen waren nach dem 30-jährigen Kriege durch Jahrzehnte meist ohne Schüler (vergl. die Visitationsberichte 1652, 1679 u.), wurden bis zur Einführung der allgemeinen Schulpflicht (vergl. Kath. Schulreglement für Schlesien vom Jahre 1765) nur von Knaben, und in den nur für die ländlichen über 10 Jahre

alten Kinder gewährten „Hüte- oder Hirtenschulen“ entweder schon von 6 Uhr ab oder über Mittag besucht. Die Schüler saßen bis um das Jahr 1850 statt an Pultbänken an gewöhnlichen Tischen und hatte ursprünglich jeder ein bestimmtes Maß an Brennholz für die Beheizung der Schulkasse mitzubringen.

Große Veränderungen brachte auch der Bergbau und die Industrialisierung besonders in der hiesigen Gegend. Es verschwanden der offene Feuerherd, die Schleife samt dem Schleifenständer, das Öl- und Butterlichtnäppel, die Handmühle, die Flachshechel, die Spindel, das Spinnrad, die geselligen, abwechselnden Spinnabende, der eiserne Türklopfer, die vor jeder Haustür stehende, für einen möglichen Hausbrand vorsehende volle Wassertonne, die buntbemalte Kleidertruhe, der Gemeindeglockenbote, die bei der Ernte u. den „guten Geistern geopfert“ letzte Garbe“, der stehen gebliebene Rest der Mahd und der Mahlzeit u. Mit den versiegenden Quellen schwanden die Ziehbrunnen und mit der modernen Wasserversorgung der alte schöne Brauch des unter Schweigen geübten Waschens am Karfreitag vor Sonnenaufgang. Der rege weitreichende Verkehr verflachte wieder manche Eigenart und damit wieder so manche interessante ländliche Tracht und manche schöne Sitte.

So wogt und flutet alles, wobei manches zerschellt und zugrunde geht, wogegen wieder anderes zum neuen Leben erwacht und in desto bunteren Farben und hellerem Glanze erblüht und erstrahlt.



Uppe Nacht.

A Betältsche ve Joseph Rink.

D Nacht su wäse. Dei Jaajes, wat sitch so kaine u toopheile, dei weere alle ilaude. Sei funge sitch of richtig alle uppem Sammelplatz i. Dei vem Döep tcheeme tu Feut, dei iüt de Stadt mem Waage. Dij hadde sitch tum foiret waam atauge, am misse Hannus Pinkemann, dei siene niese Pelzrock ve Hausefell ahad.

Sei reisde sitch d Hand u beiroidde sitch. Wähnt klobd Hannusse up d Schulere: „Ni waue, Hannus, wat im Saume is a Holtch, dat is im Winte a Appel, of we t Hausfelle sint.“

Dei Jaajes jine a d Fränz, woe s de eeste Tchäitel mauke wulle. Sei stellde sitch i n lang Nienj, tüsche twee Driewes up jedere Sied ee Jaaje. Hannus wee swak up de Foite, hei stelld sitch so hen, dat e up demsülwe Platz tu bliewe a de Fränz. Dei ainde uppe beede Sine funge a arümme t gauet u de Tchäitel tu slutet. Du jintch t scheitet louf. Hannus schout, as we le na wiele Weere ve sitch had.

Dei beede Jaajes a siene Sied tcheitche ve drüffelsch na Hanusse arowe, sei hadde no tcheene Hause schafft, u hei knalld e all Krumm we. As s abe de eeste Tchäitel maukt hadde, du seise s, dat Hannus of no tcheene Hause schaute had. „Abe du heft do so vâl knallt?“ frouge s em. „Ich rütch Pulwe do so jeen“, säd e e. Abe bim tweede Tchäitel wesselde sitch dei Jaajes af, de dei beede wule ni mehe bi Hannusse staue: „Dei vedrift us jo bloß all Hausen.“

Nu mouke s de tweede Tchäitel. Hannus schreich an Stell, woe Radditschbüsch weere. Hei suchd sitch eene iüt, wat em paß, t wee ni frauts a groot Busch, abe do so ee, wat de Wind geut affhole dehd. Wähnt spodd ve wiedem: „Half Busch, half Rock, secht d Foh u tchrüppt i sie Loch.“ Abe Hannus satt dit Mauel ni still. Daue kamm würtchelsch a Haus a t rönnet. Hannus namm en up t Koen, schout, d Haus trobbeld, sprung na de Sied. Hannus dochd, hei had en truffe, abe d Haus rannt we na de Sied, woe

Niltch stund. Dij brannt em eene up de Pelz, dei Haus purzeld u bleif sijet.

D tweed Tchättel wee t Jn. Jede had al wat schaute, Hannus had no nücht, hei had bloß Pulwe rücht. D Hause, wat um eeste Tchättel läwesch weere wekaume u um tweede, dei leeje i de Faure, wetchen ol ünem Stru, ode woe f a bitstche Schug hadde funge. D Jaajes leite e ni tu lang Hü. D drüd Tchättel tcheem atanne. Wedde schoute d Jaajes. Dei Hause raine, u we f truffe weere, de schreeje f do so up, dat höed sitch de do so jammesich a, as we a slaugen Tchint schricht.

Nam drüde Tchättel tcheeme dei ainde Tchättels. Nam letzte Tchättel tcheeme d Lüß alle toop: dei Jaajes u dei Driewes. Alles wüet natällt u upschräwe. Niltch wee Sachtchönintch met teeje Hausene u eem Foh. D Driewes läde d Hausen u de Foh up de Tüffellaste u würe aflöhent.

D Jaajes jine trüj tu äem Wauge. Jede had wat t betället ve dæ Jaajes, u jo wiede sei bem Tchättel wetcheeme, jo hulle wüet dat betället. We dat wo alles waue wee, wat dei Jaajes betälle, de jeef t i de ganze Welt tcheen Losen mehe. Dat schiend, as of Hannus am miste tu räde, hei had all sien Kugle veschaute, hei had bloß no Schrou i de Flint. Dat rädet jintch so no, abe dat schlimmst wee, dat Hannus tcheene Hause schaute had. We ma em t rädet höed, de had hei müst söß Hausen hebbe. „Du hadst kunt Sachtchönintch waare“, spodd Bähnt, u as dei ainde em hulpe, wäed sitch Hannus up sien Auet. Hei namm d Flasch im Lædebüdel, drunt eene, gaff f wiede u stodd so jedem t Müuel met nem Schluck üut de Flasch.

Daue um Fel wauend Gag. Gage fle wee ol met up de Sacht west, hei jintch boe u beställt de

Wauge se d Städtche tum wesoiret. Dei ainde jine em na. As f a t Jchöft ve Gage tcheeme, seeje f hine de Schüen a paue Hinne. U wo dat tcheem, d Düwel pagd do dæ Hannusse i t Jnitch, hei läd d Flint a, schout up d Hinn, wat teeje Meter ve em af wee, u sei purzeld ve em hen. Dei ol Gag had dat höet um Hoff, hei kamm um d Etch. „Wæ het hie hine de Schüen schaute?“ Dei ainde lachde. „Jtch“, reip Hannus. „Wat de?“ „Na Hause.“ D Hinn hade al uphäft u i d Sachttasch stauete. Dei ol Gag had no geud Ogen, hei sach voets, dat hie ni wat richtichs jeschelhe wee. „Jtch bü do al so oft wure“, säd e, „abe dat heb tch no ni seihe, dat Hausen Hinnefoit hebbe,“ u dauebi fout e dem Hannusse a d Hinnefoit, dei üut siene Tasch avore hunge. Dei ainde lachde, as we e ee tchätteld. „We a Jaaje no ni lauge het i siem ganze Læwen,“ säd dei ol Gag, „Hannus! hüt hest do lauge. ABE dat jecht di ni so billich af.“

„Du wettst do, Hannus,“ spodd Bähnt, „wæ ve de Höll wauent, dei mut de Düwel tum Paute beede.“

„No, de hej jug Hinn“, säd Hannus u reijß f Gage hen.

„O, so jecht dat ni. Dat wee an Lejhinn. Woe sint nu d Eje. Lej ma tu miene Hinn na Hause, de kaum w üuttenee. As Hannus ni wu, säd em Gag; A groot Vaugel brukt sien groote. Fädre, a lüttch Vaugel brukt ol sien lüttche Fädre.“

„U we mi dij Hinn ol no na Hause kost“, reip Hannus, t is ni tu düe, itch heb do wenichstens amaul an Hinn purzle seihe.“ „Wo d eest i diem Læwen?“ frouch Gag u namm de Haus, dæ Hannus betaueld. „Bliest sunt u kaumt bol wedde“, reip e de Jaajes no na.

Gebet der Deutschen. / Wilhelm Peuler.

Vater, in dem aller Wesen ferne Heimat lebt,
du, auf dessen Gründen unser Schicksal bebt:
Vater, der die Völker aus den Tiefen schuf,
höre deine Deutschen, höre ihren Ruf:
Vater, wende die Zeit!

Sohn, in dessen Blut die Welten neu geweiht,
du, der Priester — held, der zum Tod bereit:
Christ, der du die Völker deinem Reich geeint,
höre deine Deutschen, schlag den Gottesfeind!
Sohn, wende die Zeit!

Geist, in dessen Glut das Neue aufersteht,
du, in dessen Feuer Sünde, Tod vergeht,
Geist, aus dem die Liebe immer neu entspringt,
höre deine Deutschen, die von Nacht bedrängt:
Geist, wende die Zeit!

Unterhaltung und Belehrung.

Die morgenländische Christenheit.

Es wächst in den letzten Jahren das Interesse für die morgenländische Christenheit. Vielleicht ist es daher gut, einmal in kurzer Uebersicht zahlenmäßig die mit dem Heiligen Stuhl unierten Angehörigen der orientalischen Riten darzustellen. Wir halten uns dabei mit einigen begründeten Abweichungen an die von der St. Orientalischen Kongregation veröffentlichten Zahlen.

Es gibt fünf große Gruppen orientalischer Riten: den alexandrinischen, armenischen, antiochenischen, byzantinisch-griechischen und den chaldäischen Ritus. Im einzelnen ist über die Angehörigen der verschiedenen Riten folgendes zu sagen:

I. Der alexandrinische Ritus.

Zu diesem gehören:

1. Die Kopten, die 32 000 Katholiken zählen; sie haben ihr eigenes alexandrinisches Patriarchat, das seit 1908 von einem Apostolischen Administrator geleitet wird. In der Seelsorge arbeiten insgesamt 66 Geistliche unter der Leitung zweier Bischöfe.

2. Die Aethiopier in Abessinien mit etwa 30 000 Gläubigen und 89 Priestern. In Erythra haben sie zwar einen Bischof ihres eigenen Ritus, sind aber einem lateinischen apostolischen Vikar unterstellt.

II. Der antiochenische Ritus.

Hierzu gehören:

1. Die Maroniten mit 9 000 Seelen. Sie haben sich erst 1931 unter Führung des Erzbischofs Mar Ivanios mit der katholischen Kirche vereinigt. An ihrer Spitze steht ein Erzbischof und ein Bischof mit 35 Priestern.

2. Die Maroniten mit über 366 000 Seelen. Sie haben ihren eigenen Patriarchen von Antiochien, 14 Bischöfe und über 1 000 Priester.

3. Die Syrier. Sie unterstehen einem eigenen Patriarchen, der gleichfalls den Titel eines Patriarchen von Antiochien führt, und haben 8 Bischöfe, 164 Geistliche und mehr als 70 000 Gläubige.

III. Der armenische Ritus.

Der Führung des armenischen Patriarchen von Cylicien unterstehen:

1. Die Armenier in Aegypten mit einem Bischof, 7 Priestern und 8 000 Gläubigen.

2. Die Armenier in Palästina mit 360 Gläubigen.

3. Die Armenier in Syrien mit einem Bischof, 38 Priestern und 22 000 Gläubigen.

4. Die Armenier in der Türkei mit vier Bischöfen, 19 Priestern und 10 500 Gläubigen.

Unmittelbar unterstehen dem Heiligen Stuhl:

5. Die Armenier in Griechenland mit einem Ordinarius, 10 Priestern und 3 000 Gläubigen.

6. Die Armenier in Polen mit einem Erzbischof in Lemberg, 16 Priestern und 5 000 Gläubigen.

7. Die Armenier in Rumänien mit einem Apostolischen Administrator, mehreren Priestern und 5 500 Gläubigen.

Hierzu treten noch etwa 14–15 000 Armenier in Belgien, Frankreich, den Vereinigten Staaten von Amerika und anderen Ländern, so daß die Zahl der unierten Armenier nahezu an 100 000 Gläubige herankommt, die abgesehen von den Ordenspriestern 113 Weltpriester und, die Titularbischöfe mit einbezogen, 10 Bischöfe haben.

IV. Der byzantinisch-griechische Ritus:

Er umfaßt die weitaus größte Zahl der orientalischen Unierten und zerfällt in eine ganze Reihe verschiedener Gruppen, die in ihren Kirchensprachen von einander abweichen.

1. Die katholischen Bulgaren: etwa 5 600 Gläubige und 41 Priester unter Leitung eines apostolischen Administrators in Sophia.

2. Die Griechen in Griechenland und der Türkei. Sie zählen über 3 000 Gläubige und 20 Priester und haben ihren Mittelpunkt in Konstantinopel, wo auch ihr Bischof seinen Sitz hat.

3. Die italienischen Griechen, im XVI. Jahrhundert nach Italien und Sizilien vor den Türken geflüchtet. Sie sind stark mit Albanern durchseht. Zu ihnen gehören über 50 000 Gläubige, 61 Priester und zwei Bischöfe.

4. Die südslawischen Uniaten: Gegen 42 000 Gläubige mit 58 Priestern unter einem Bischof, dessen Sitz Agram ist. Sie sind nationalistisch sehr gemischt; es gehören zu ihnen Kroaten, Serben, galizische Ruthenen, Rumänen und Mazedonier.

5. Die Medhiten. Sie haben einen eigenen Patriarchen von Antiochien, 17 Bischöfe, 167 Priester und über 166 000 Gläubige, von denen etwa 14 000 in den Vereinigten Staaten leben.

6. Die Rumänen mit einem Erzbischof in Alba Julia, 4 Suffraganbischöfen, über 1 600 Priestern und nahezu 1 400 000 Gläubigen, von denen sich etwa 8 000 in Amerika befinden.

7. Die Ruthenen. Sie haben einen Metropolit in Lemberg, außerdem 2 Diözesen in Polen, 2 Diözesen in der Tschechoslowakei und eine Diözese in Ungarn. Im ganzen haben sie 14 Bischöfe, über 3 500 Priester und an 5 200 000 Gläubige. Von letzteren befinden sich dreieinhalb Millionen in Polen, über 500 000 in Karpathorußland und über 900 000 in Amerika.

8. Die Ungarn mit einem Bischof, über 100 Weltpriestern und fast 100 000 Gläubigen.

V. Der chaldäische Ritus.

Er zerfällt in zwei Hauptgruppen:

1. Die Chaldäer im engeren Sinn mit einem Patriarchen in Babylon. Ihm unterstehen 12 Bis-

tümer und vier Patriarchalvikariate. Es gibt jedoch zur Zeit nur 7 Bischöfe, 155 Weltpriester und etwas über 70 000 Gläubige.

2. Wesentlich stärker ist die zweite Gruppe dieses Ritus, die Malabaresen. Sie haben einen Metropolit in Ernakulam (Indien) und außerdem drei Diözesanbischöfe, an 650 Priester und etwas über 530 000 Gläubige.



Der Sohn.

Erzählung von Anton Pichler.

Sooft Frau Tina Röhrich durch das weitoffene Fenster hinausschaut in den kleinen Garten, der vor dem Hause liegt, ist ihr, ein schwarzäugiger Knabe müsse durch die Reihe Johannisbeersträucher, die den Weg säumen, hereinkommen und jubelnd wie immer grüßen: Mutter! Wie oft hat sie nun schon im Geiste dieser Heimkehr und dieses Grußes gewartet! Jede Linie seiner Züge, der schmale Mund, die träumerisch blinkende Augen, die rotfrischen Wangen, all das kommt ihr ins Gedächtnis und sieht sie. Als Schuljunge wie einst kann Bruno freilich nimmer kommen, die Zeit liegt der Jahre zu viel zurück. Weit fort ist er von der Mutter, drum doppelt ihre Sorge, auch ihre Freude, ihr Glück. Ihr Gebet, ihre Liebe wandert ihm nach. Hätt' ich ihn näher bei mir, klagt sie manchmal im Stillen. Dann denkt sie wieder: Sie sind zufrieden mit ihm, so schrieb man mir und er ist brav. Das wird er auch bleiben, schon mir zuleib. Der Gedanke ist das Licht ihrer einsamen Tage. Zehn Jahre ist sie Witwe. Nun ist auch das Letzte und Liebste, das sie hat, draußen in der Ferne. Denn so ist das Leben: Was man besitzt, man hat es ja doch nur, es zu verlieren.

Knapp achtzehn Jahre war Bruno voll gewesen, als er, die Handelsschule hinter sich, die Heimat verließ, einen Posten anzutreten, für den er empfohlen war. Die Hauptstadt mit ihren tausend Wundern nahm ihn freudig gefangen. Seiner Pflicht oblag er mit jener Treue, die ihm das Elternhaus mitgegeben. Der Besitzer des Großwarenhauses gewann ihn lieb und lohnte seine Arbeit im Büro mit einem Gehalt, das ihn nicht nur versorgte, sondern gar zuleib, der Mutter allmonatlich eine kleine Unterstützung zu senden. Welche Freude für die Frau, wenn der Betrag einlief! Reichte auch ihre kleine Pension hin, da sie bedürfnislos genug war, ihr tat die Liebe so wohl, mit der die Gabe gegeben.

Jeden Samstag abends zündet Mutter Röhrich die Lampe an vor dem alten Liebfrauenbild im Flur. So hat sie es gehalten seit dem Tage, an dem sie als Braut ins Haus gekommen. So will sie es halten, solange ihre Augen offen. Ein heiliger Tag ist der Samstag für sie. An einem Samstag ist Bruno geboren, an einem Samstag ihr Mann, mit dem sie glücklich gelebt, hinübergegangen. Der Samstag ist der Tag der lieben Frau. Ist es Gottes Wille, so hol mich an einem Samstag zu Dir, heilige Frau und Mutter!

Vielleicht erscheinen vielfach die Zahlen der kirchlichen Würdenträger im Vergleich zur Zahl der Gläubigen recht hoch, aber man darf nicht vergessen, wie sprachlich und völkisch verwickelt die Zusammensetzung der orientalischen Kirche ist und endlich, daß vielfach einigen hundert unierten Christen vielleicht Zehntausende von orthodoxen Gläubigen desselben Ritus gegenüberstehen, die nicht mit Rom verbunden sind.

Wieder ist es Samstag, und das Licht brennt im Flur. Es ist acht Uhr vorüber und noch manches zu tun. Eine merkwürdige Unruhe ist heute über die Frau gekommen. Sie weiß keinen Grund für ihr Gebahren und kann nicht anders. Dester denkt sie heute an ihren Sohn, ganz merkwürdig bekümmert, nicht wie sonst in der stillen Freude des Erinnerns. Sie nennt seinen Namen, obwohl sie doch weiß, daß er es nicht hören kann, wenn sie ihn ruft. Nur mit Mühe findet sie zu dem Gedanken zurück: Was soll ihm auch fehlen? Schrieb er doch erst dieser Tage daß er gesund und zufrieden. Sie hält sich fest an den Worten des Briefes, um ein paar Augenblicke später wieder drinnen zu sein in einer ganz plötzlichen Unruhe um ihn.

Nach dem Abendgebet, in das sie ein uraltes, von der seligen Mutter übernommenes um eine glückliche Sterbestunde einspricht, sucht sie endlich ihr Lager auf, kann aber keinen Schlaf finden. Sie setzt sich auf und betet. Immer sieht sie Bruno vor sich und weiß nicht warum. Ist er krank? Ist ihm ein Unglück zugefallen? Braucht er meine Hilfe. So ängstigt sie sich und kann sich nicht helfen.

Die Türe in das Zimmer, in dem der Sohn immer geschlafen, steht offen. Da ist es Mutter Röhrich, es habe jemand geklopft. Herein! ruft sie. Keine Antwort. Wer draußen? ruft sie lauter. Umsonst. Bist du es Bruno? fragt Mutterliebe. Keine Antwort.

Sie kann nun nur noch weniger Schlummer finden. Ich muß beten! sagt sie sich, weiß ich auch nicht für wen. Sie kann sich nicht helfen: Irgend jemand braucht Hilfe von ihr. An Bruno denkt sie, blaß, schweißbedeckt, mit großen, angstvollen Augen sieht sie ihn vor sich. An das Bild im Flur denkt sie, vor dem draußen die Lampe brennt. Samstag ist heute, Liebe Frau dein Lieblingstag. Fehlt meinem Buben etwas, schütze ihn, hilf ihm!

Langsam schleichen die Stunden ihren Weg. Erst gegen Mitternacht schläft die Frau ein. Doch kein ermüdender Schlummer stärkt ihre Glieder. Bis in den Traum begleiten sie die Sorgen um den Fernen. Als sie erwacht, will keine Sonntagsfreude über sie kommen. Erst in der Kirche beruhigt sie sich, als sie die Predigt hört: Denen, die Gott lieben, reichen alle Dinge zum Besten. Kein Haar fällt von euerm Haupte ohne den Willen des Vaters, der im Himmel ist. Demütig hält die Lausende die Hände gefaltet und flüstert des Sohnes gedenk: Er ist in deiner Hand, o Herr!



Heintr. Hofmann.

Die Hochzeit zu Kana.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

Am Tage darauf bringt der Postbote einen Brief. Mutter Röhrich erblickt. Erst vor kurzem hat doch Bruno geschrieben. Sie setzt das Glas auf und tritt in die Nähe des Fensters, dort zu lesen. Kaum hat sie die ersten Zeilen durchflogen, da fällt ihr das Blatt aus der Hand und sie sinkt in den Stuhl. Dort findet sie die Nachbarin bewußtlos. Nicht umsonst war das Bangen über die Frau gekommen, der Brief bewies es. Er lautete:

Liebste Mutter!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Verzeihe mir, verzeih. Ich weiß mir nimmer zu helfen. Ich habe mich an der Kasse meines Herrn vergiffen und wähle lieber diesen Ausweg als die Schande des Kerkers. Ein Kamerad hat mich verleitet und brachte mich zur That, die ich sonst gewiß nicht begangen hätte. Gott lohne Dir alle Liebe. Nochmals: Verzeih mir, wie auch Gott mir gnädig sei. Ganz verwirrt bin ich. O wärest Du da! Leb wohl!

Dein unglücklicher Bruno.

Der Arzt den man rief, befürchtete Schlimmes, als er die Kranke sah. Wie ein Kind zittert und weint sie. Der eine Tag hat tiefe Furchen geschnitten. Aus der frühen rüstigen Frau ist eine Greisin geworden, ihr Gang ist müde, ihre Stimme schwach. Bruno, Bruno, warum hast du mir das angetan? klagt sie trotz aller Mutterliebe den Toten an. Erst wenn die Worte an ihr Herz klingen: Mutter, verzeih! wird sie still und beginnt, für ihn zu beten.

Am Donnerstag der Woche traf ein Schreiben aus Wien ein. Der Dienstherr Brunos meldete, dieser sei seit Samstag, wo er das Büro verlassen, nicht mehr erschienen. Auch in die Wohnung sei er nimmer zurückgekehrt. Man wisse keinen Grund für sein Verschwinden. Immer sei er brav und ordentlich gewesen. Vielleicht sei er heim zu ihr, der Mutter und habe versäumt, dies anzuzeigen. Wäre dies nicht der Fall, so könne man nur annehmen, ein Unglück habe ihn getroffen. Kehrt er zurück, steht ihm seine Stelle selbstredend offen.

Frau Röhrich antwortete, auch sie wisse nicht, wo der Vermißte weile und sei in größter Sorge. Von seiner Schuld schwieg sie ebenso wie von seinem Vorhaben, dem Leben ein Ende zu machen. Nur wenn sie erfahren sollte, daß ein anderer an Brunos Stelle verdächtigt würde, wies sie den Brief vor. Und Gott verzieh ihr, daß sie aus Mutterliebe die Ehre des Sohnes schonte.

Die Antwort der Firma konnte nur berichten, daß die Polizei, der man die Anzeige erstattet habe, auf keinerlei Spur gestoßen sei. Gleichzeitig versicherte man Mutter Röhrich herzlicher Anteilnahme. Nach Wochen trafen in zwei Koffern die Habseligkeiten des Unglücklichen ein.

So sonnig draußen die Welt liegt, all das Leuchten tat der Frau weh wie ein Schmerz. Sie mied es, über die Blumen des Gartens weg hinzuschauen nach der Stelle, wo der Junge so oft heimgelommen. Erst ein Monat nach jenem Samstag kann sie vor dem Bilde Brunos, das sie aufgestellt, mit diesem ruhig Zwiesprache halten und ihm aus ganzer Seele sagen:

Ich hab Dir verziehen. Möge auch Gott Dir gnädig gewesen sein!

Neben den stillen Tagen geduldig getragenen Leides und vielen Belens schritten die Erbarmungen Gottes ihren geheimnisvollen Weg. Gottes Pläne sind nicht unsere Pläne. Die Wege, die dieses Erbarmen des Ewigen wandelt, sind oft merkwürdig und sonderbar.

Hundertmal fragte sich Mutter Röhrich in den Wochen, die vorübergegangen:

Warum finden sie ihn nicht, wenn er tot ist? Vielleicht schrat er im letzten Augenblick doch vor der That zurück, die er im Sinne hatte. Vielleicht ist er geflohen aus Furcht vor Entdeckung, Schande und Strafe. Vielleicht wartet er nur, bis er sich sicher fühlt, und gibt ihr dann Bescheid oder er vermeidet auch dies, seine Spur gänzlich zu verwischen. Es glückte ihm, weit weg vom Orte der strafbaren That, ein Plätzchen zu finden, das ihn nährt und ihm die Möglichkeit gibt, im Lauf der Jahre gut zu machen, was er veruntreut. Hat er dies getan, dann kommt er heim. Ja, er wird kommen, sie weiß es. Er muß ja kommen, denn er weiß, was seine Mutter leidet. Wie die Frau glücklich ist, sich an diese Gedanken klammern zu können, die all ihre Hoffnung sind. In ihrer seligen Torheit baut sie Paläste wiedergefundener Glücks. Dies umso mehr, als Monate vergehen und noch immer nicht die Nachricht vor ihr liegt: Er ist tot, wir haben ihn gefunden. Er lebt, ruft sie manchmal laut auf und vergißt, daß von den Tausenden, die alljährlich Hand an sich anlegen, Hunderte untergehen im Dunkel der Verwesung, ohne daß man ihre Spur gefunden hätte. Er lebt, er arbeitet, er spart, er führt, er kommt wieder, ruft aller Vernunft zuwider ihr Hoffen und ihre Mutterliebe. Ja, sie beginnt wieder, in den Garten zu schauen und zu horchen, ob sie nicht Schritte höre, die sie kennt. . .

Bruno Röhrich ist nimmer unter den Lebenden. Nach Aufgabe des Briefes an die Mutter war er mit dem Nachtzug weit fortgefahren, um fern der Stätte seiner Schuld an einsamer Stelle vom Leben Abschied zu nehmen nach schwerem Kampf.

Mit durchschossener Schläfe fand ihn am nächsten Morgen zwischen Weidengebüsch ein Mann neben dem Flusse, dessen Wogen, vom Regen der letzten Tage mächtig angeschwollen, rauschend vorübertrieben. Ein zerflossenes Gewand hüllte den Fremden ein, wirres, schon etwas angegrautes Haar fiel ihm in die Stirn. Unheimlich leuchteten die Augen auf, als sie das Opfer fanden, an dem vielleicht einige Beute sich machen ließ. Nur einen Augenblick kämpfte er den Gedanken nieder, sich an einem Toten noch nie vergiffen zu haben, es siegte die Berechnung: Was hat der Mann von dem, was er zurückließ, mir aber ist damit geholfen! Vorsichtig umhersehend, ob niemand komme, greift der Unhold in die Taschen des Toten und findet sie leer. Schon will er sich enttäuscht mit einem Fluche erheben, da tastet er den Mantel nochmals ab, spürt etwas Festes und zieht es heraus. Ein Paß, ein paar Briefe von Frauenhand, an einen gewissen Bruno Röhrich adressiert, einige kleinere Banknoten, Dokumente in einem Leder-

umschlag, die der junge Mann in der Erregung der Stunde zu vernichten offenbar vergessen hatte. Der Stromer schiebt das Gefundene ein, überlegt einen Augenblick und entschließt. Dann fassen seine Arme die Leiche, zerren sie an das nahe Ufer, ein Ruck und die Wasser tragen sie auf ihren Armen weiter. Wieder nach allen Seiten forschend, ob niemand Zeuge der Tat gewesen, schleicht der Täter durchs Gestrüpp und erreicht einen Feldweg, der zum Waldrand führt.

Dort wird die Beute durchmustert. Die paar Banknoten, nun, besser als nichts ist es immer. Mehr als das Geld, ist der Paß wert mit dem Lichtbild des Toten. Fort mit dem Bart, mit dem zerzausten Haar! Die Noten reichen für einen Anzug und Schuhe. Gleich sieht man anders aus. Kleider machen Menschen. Der Mann, nach dem die Polizei wegen verschiedener Einbruchsdiebstähle fahndet, wird bald ganz anders aussehen und die Personalbeschreibung nimmer lange stimmen.

Außer dem Paß enthält die Beute einige Briefe. Sie werden in Eile durchgesehen. Eine Frommel lacht der Mann über die Schreiberin der Zeilen. Die meinte wohl auch, ihr Bübchen sei zum Schuften auf der Welt und zum Kirchengehen. Das wird dem jungen Herrn Sohn nicht gar gefallen haben, sonst läge er heute nicht da, wo ich ihn fand. Mir ist es gleich, warum er es tat. Ich heiße von jetzt an nimmer Heinz Gruber, sondern Bruno Röhrich.

Am nächsten Tage tritt aus dem Friseurladen ein Mann, den man nimmer erkennen möchte. In einem Konfektionsgeschäft wird das Weitere besorgt. Ein Schuhmann, der des Weges kommt, hat für den anständig Bekleideten keinen forschenden Blick, das macht diesem Mut. Jetzt kann er sich auch in einem besseren Gasthaus oder Cafe setzen lassen und von ergiebigerem Taschenspiel oder Diebstahl leben als bisher. Bald taucht er hier, bald dort auf, nie ohne Erfolg, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Drei Monate sind vorüber, seit Heinz Gruber den Namen Bruno Röhrich führt. Als Buchhalter Stellung zu suchen, ist er zu klug und zu faul. Seine Unkenntnis würde ihn verraten und wozu arbeiten, wenn es auch anders geht. Es gelingt ihm, sich durchzuschlagen, er beginnt unvorsichtig zu werden, und merkt nicht, daß er seit einer Woche beobachtet ist. Man ertappt ihn auf frischer Tat, als er einen Beutezug ausführen wollte, der ihn für längere Zeit versorgt hätte. Einen Fluch auf den Lippen folgt er dem Schuhmann. In seinen Kleidern findet man den Paß, die Briefe Mutter Röhrichs und eine Barschaft.

„Ihr Name?“ fragt der Untersuchungsrichter.

„Bruno Röhrich“, spielt der Mann die Rolle ohne Furcht weiter.

„Ihre Mutter lebt noch?“

Heinz Gruber erinnert sich der Briefe und antwortet fest: „Ja.“ Er läßt den Kopf sinken und stellt sich, da er das Wort Mutter hört, reuig und zerknirscht. Oft genug hat er gehört, derlei Stimme die Richter günstiger. Er sieht, wie der Landesgerichtsrat einen der Briefe langsam liest und von den Zeilen ergriffen scheint, die die Mutter an Bruno gerichtet.

„Sie haben eine gute, edle Mutter. Wie konnten Sie sich soweit vergessen und auf Abwege kommen?“

Gruber erzählt eine Lebensgeschichte, die er sich für den Fall zurecht gerichtet. In seinem Dienstplatz in der Hauptstadt sei es nimmer gegangen, ein Kamerad habe ihm das Leben sauer gemacht. Da er nicht hungern wollte und keinerlei passenden Posten gefunden hätte, mußte er sich auf unehrliche Weise fortbringen. Er bedauere es herzlich. Nur aus Not sei es geschehen. Hätte er Unterhalt gefunden, er stünde heute nicht vor dem Richter.

„Warum schrieben Sie nicht an Ihre Mutter? Jedes Opfer hätte sie gewiß für Sie gebracht.“

„Wie hätte sie sich gesorgt! Sie hat nur eine kleine Pension. So ließ ich sie im Glauben, ich sei in gleicher Stellung, und sandte ihr monatlich die gleiche Unterstützung zu wie zuvor.“

„Und doch wäre es besser und Ihre Pflicht gewesen, bei der Wahrheit zu bleiben. Was haben Sie jetzt von allem? Was geschehen ist, muß geführt werden.“

Kein hartes Wort spricht der Beamte gegen den Angeklagten. Hunderte waren schon vor ihm gestanden, in jedem hatte er den Menschen gesehen, der fallen, aber auch aufstehen kann. Wie ein gesunkenes Rohr müsse man ihn mit Nachsicht wieder aufrichten. Gar mancher war so wieder ein ehrlicher, ordentlicher Mensch geworden. So denkt Dr. Holly, als er den Mann sieht, der mit gesenktem Haupt vor ihm steht. Leichter denn bei einem andern scheint ihm hier die Arbeit zu sein, er weiß an seiner Seite eine Gehilfin, die Mutter. Ernst und gütig redet er auf Heinz Gruber ein. Alles könne noch recht werden, wenn man nur wolle. Die Mutter werde ihr Kind, komme es nach verbüßter Strafe zurück, nicht abweisen. Mit dem Versprechen, mildernde Umstände wälzen zu lassen, um das Strafausmaß erniedrigen zu können, entläßt der Richter den Angeklagten und schaut ihm fest ins Auge: „Sie müssen wieder ein braver Sohn Ihrer guten Mutter werden!“

So hatte noch niemals einer zu Heinz Gruber gesprochen. Fast kam ihm der Gedanke: Wäre ich jener Bruno Röhrich, als der ich mich ausbebe, und hätte ich eine solche Mutter, wer weiß, ob ich dem Manne nicht folgen würde! Einige Augenblicke später lächelt er freilich: Ich und ein anderer werden! Ich, der ich einem Toten alles gestohlen habe, sogar seinen Namen. Wo etwa die Leiche treiben wird? oder liegen? Sicher findet niemand mehr eine Spur, wo sie herkam.

Am Nachmittag läßt ihm der Untersuchungsrichter durch den Wärtler die Briefe der Mutter übergeben mit dem Wunsch, er möge recht oft in ihnen lesen. Keinen besseren Wegführer wußte der Wädere für Bruno Röhrich, ihn für ein neues, pflichtgetreues Leben vorzubereiten, kommt er wieder zurück in die Freiheit.

Das Urteil lautet auf nur vier Wochen Gefängnis. Das verdanke ich ihm, sagte sich Heinz Gruber . . . ihm und . . . ihr . . .

Ist die Sträflingsarbeit getan, greift der Mann fast gedankenlos, aber nicht unfreudig nach den Briefen der ihm unbekannten Mutter. Die drei Zellen-
genossen versuchen zu spotten, er läßt sich nicht abhal-

ten und irremachen. Wie eine unsichtbare Macht zieht ihn manchmal, besonders wenn sich die andern lustig machen, etwas hin zu dieser Frau, er weiß es nicht, warum. Oft, wenn er die Briefe zur Seite legt, fühlt er eine Befriedigung in sich, die er nie gekannt. Nach einer Woche seines Strafausmaßes wird er vor den Richter geführt, der ihm einen Brief übergibt und sagt: „Ich habe aus eigenem Antrieb, weil mir an Ihnen liegt, an Ihre Mutter geschrieben und ihr alles so

Jugend

Uns zwingt die Tat,
und sie treibt uns weit.
Die junge Saat
wird schon Ewigkeit.
Wir lassen uns treiben,
wir treiben hinan:
Tod ist Bleiben.
Und weht eine Fahne voran,
Lilienbanner im jungen Tag
führt, wir drängen nach.
Wir schmieden wieder
Seele und Welt zusammen.
Gotteslieder
singen in unsere Flammen.
Und morgen, morgen
— wer auch fällt —
steht auf uns
eine neue Welt.
Eine Welt, wie klein,
vom Ich zum Du;
Eine Welt so groß
wie die große Ruh
von uns zu Gott
und von Gott zum Du.
Und daß sich keiner im Sturm verliert,
zwingt uns die Idee:
die Idee sind wir! —
Wir, — so klein immer Menschen sind, —
sind im Tag aneinander gestellt,
sind beseffen, von der Ewigkeit blind,
trotzdem
durch Gott das Licht der Welt!

W. W. Bertensfeld.

schonend beigebracht wie möglich. Ich bat sie, sie möge Ihnen verzeihen, da ich Ihre Reue gesehen und Ihr Versprechen gehört, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden. Ich schrieb nicht umsonst. Dieser Brief hier wird Ihnen sagen, wie reich Sie sind im Vergleich zu so vielen, die keine oder keine so gute Mutter haben.“

Der Sträfling erblaßt während der Worte. Wie lange wird er das Spiel fortführen können. Als er in der Zelle den Brief liest, zittern seine Hände.

Mein liebes, liebes Kind!

Meine Zeilen treffen Dich an einem Ort, an dem ich dich nie gesucht hätte, mußte ich auch nach dem Inhalt Deines Briefes es für möglich halten, daß Dich der Arm der strafenden Gerechtigkeit erreichen werde. Und trotz allem danke ich Gott aus glücklichem Herzen, daß Du lebst. Seine Hand hat Dich von der schrecklichen Tat zurückgehalten, die Du in augenblicklicher Verwirrung vorhattest. Was litt ich seit jener Stunde, da ich Deine Zeilen lesen mußte! Du sollst keinen Vorwurf aus dem Munde deiner Mutter hören. Gewiß hast Du aufgehört zu beten und kamst auf den Abweg. Gott hat Dich geprüft und heimgesucht. Könnte ich Dir helfen und die Tage Deiner Haft kürzen. Ich lege Dir einen Betrag bei, vielleicht wird Dir gestattet, davon einiges zu kaufen, was Dir besonders abgeht. Verliere den Mut nicht, es wird noch alles recht. Liebe, die Dir von Herzen verzeiht begleitet Dich.

Es grüßt und segnet Dich

Deine Mutter

Heinz Gruber liest den Brief. An seine eigene Mutter denkt er, die in ihm nie ihr Kind, sondern stets nur eine Last gesehen. An seine freudlose Kindheit erinnert er sich, ohne Sonne, ein Fremder unter Fremden war er aufgewachsen. Die Sehnsucht nach seiner Mutter überkommt ihn, nach einer Mutter wie diese Frau Köhrich, die einen Sohn mit Liebe überschüttet, der gar nimmer am Leben. Umsonst verfliegt all diese Liebe im Sand. Wie diese Mutter jubelt, nur weil ihr Kind lebt. Daß er ihr Schande gemacht und Kummer bereitet, an all das denkt sie nimmer. Wie arm wird sie sein, erfährt sie die Wahrheit: Er ist tot. Tot all ihr wiedererwachtes Hoffen. Wer wird es übers Herz bringen können, der Frau die Botschaft zu bringen? Der Sträfling, dem weiche Regungen etwas Fremdes sind, hat Mitleid mit der Unglücklichen. Könnte er helfen, er täte es gerne.

In den Stunden einer schlaflosen Nacht wird der Plan zur Tat: Ich will an Ihres Sohnes Stelle an sie schreiben, dessen Schrift ich aus eigenen Belegen kennen gelernt. Sie soll im Glauben erhalten bleiben, der sie glücklich macht. Mein Sohn lebt! An Brunos Stelle will er für Geld und Brief danken. Der Tote soll für sie fortleben durch mich, war er auch hundertmal weniger schuld als ich. Ihr, nicht mir zulieb, soll es geschehen. Bin ich frei lehre ich nicht zu ihr zurück, der Sohn soll nicht als Sträfling Schande werfen auf ihren Namen, sie wird es verstehen. Erst nach Jahren werde ich kommen, will ich schreiben und ferne bleiben. Oft aber soll ein Brief an ihre Einsamkeit kommen, sie wird sich damit bescheiden...

Zwei Tage lang schnürt der Herrgott an der Seele eines jungen Mannes herum, die zu besitzigen gute und schlechte Mächte miteinander ringen, bis der Sieg gewonnen und Gottes ist.

Das Schreiben an Frau Köhrich liegt auf dem Tische der Zelle fertig, am nächsten Morgen den Weg in die Ferne zu nehmen. Langsam hatte sich Zelle an Zelle gefügt. Heinz Gruber schrieb:



Heinr. Hofmann.

Christus bei Maria und Martha.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

Meine liebe treue Mutter!

Ich habe Deinen Brief erhalten. Er hat mich tief ergriffen. Tausendmal Dank für Alles, ich sehe ein, wie schwer ich gefehlt, doch von nun an will ich Dir nur Freude machen. Habe ich meine Strafe abgebüßt, so laß mich eine Weile warten, bis ich zu Dir heimkomme. Vielleicht findet sich ein Plätzchen, wo ich verdienen und Dich unterstützen kann wie bisher. Habe ich wieder durch gute Aufführung meine Ehre hergestellt, dann will ich zu Dir kommen. Du sollst keine Sorge um mich haben. Jeden Monat schreibe ich Dir.

Nochmals innigen Dank und viele Grüße!

Dein Bruno.

Ganz sonderbar war dem Mann ums Herz, als er den Brief nochmals durchlas, ehe er ihn weitergab. Er fühlte sich sozusagen glücklich. Immer klarer schien es ihm aber auch: Es sollte und mußte so kommen. Merkwürdig, wie sich alles fügte! Aber auch sein Vorsatz stand fest, dessen er sich noch vor Wochen nicht fähig gehalten: Ich will ein anderer werden, mag es kosten, was es auch kosten will. Schon Mutter Röhrich jubelt!

Als der Brief das kleine Haus erreichte, in dem diese wohnte, brachte er reiche, tiefe Freude. Heim willst Du also nicht, Bruno? klagte die Frau freilich, ich kann es verstehen und werde es tragen. Vielleicht sehe ich Dich noch einmal. Kommst Du nicht zu mir, kann ja auch ich nicht kommen.

An das Haus, in dem Bruno inzwischen noch als Sträfling weilte, dachte die Edle nicht. Nur daß er lebe, daß er brav werden und ihr Freude machen wollte, das allein stand vor ihrer Seele und machte sie reich und glücklich.

Heinz Gruber hat den letzten Tag im Brauen Hause hinter sich. Richter Dr. Holln, der ihm vom ersten Tage an, um der Mutter willen, gut gewesen, überreichte ihm eine kleine Summe, die von Frau Röhrich eingelaufen, um ihm über die erste Zeit hinwegzuhelfen. Zugleich gab er ihm bekannt, es sei ihm gelungen, eine Stelle ausfindig zu machen, die ihn, wenn er brav sei und bleibe, Brot geben werde. Heinz konnte, als er danken wollte, nur herausbringen: „Dies bin ich ja gar nicht wert!“

Segen bringt Segen. Als der Mann das Nötigste beschafft und sah, daß sein Gehalt als Geschäftsdieners eines Warenhauses ausreiche, sich durchzubringen, war er auch nicht groß, beschloß er, das Ersparnis des ersten Monats an Frau Röhrich zu schicken. Zeilen innigen Dankes trafen ein. Ich will ihr auch weiterhin Ehre machen, sagte sich Heinz und blieb fest, wollte auch manchmal der Kampf nicht so leicht sein.

Es wird Weihnacht. Kein lieberes Geschenk hätte die Mutter zum Feste schicken zu können als ihr Bild. Eine Frau mit ernst, aber wundergütig blickenden Augen, mit ergrautem Scheitel, eine Mutter, die durch die Schule des Schmerzens gegangen. Der Sohn zog das Bild an die Lippen und nannte Frau Röhrich: Mutter!

Das Bild hatte mit einem Briefe und einer schlichten Gabe Heinz Grubers gekreuzt, die zwei Tage vorher mit herzlichen Segenswünschen abgegangen. Wenn auch ferne von Dir, weile ich doch in deiner Nähe und fiere mit Dir Weihnacht, hieß es in den Zeilen an sie.

Der Brief und das Päckchen kam nach dem Feste an Heinz zurück mit dem Vermerk: Am Christabend gestorben.

Der „Sohn“ schloß die ganze Nacht kein Auge. Immer wieder kam es über seine Lippen: „Mutter!“



Wie ich mit Agnes auf die Kirmes ging.

Von Hans Eschelbach.

Wenn am Lebenswege der Eltern, wie Meilensteine, sieben Kinder stehen, kann man den Nachwuchs meistens in das Oberhaus und das Unterhaus einteilen. Zu unserm Oberhause gehörten zwei im Jugendalter gestorbene Brüder und drei ältere Schwestern. Also so brav, daß sie sich vom Unterhause vorteilhaft unterschieden. Zum Unterhause gehörte Agnes, unsere Jüngste, und ich. Entsprechend unserer Gepflogenheit, vor Spieleifer oft verspätet zu den Mahlzeiten zu kommen, hatten wir auch zu lange auf der himmlischen Storchwiese gespielt. Wir Jüngsten kamen deshalb schon bei unserm allerersten Besuche daheim um mehrere Jahre verspätet an. Wegen dieser Bummellei waren zwischen Oberhaus und Unterhaus ein beträchtlicher Zeitabstand gekommen. Das Unterhaus lief noch sorglos im Flügelkleide, als unsere Älteste schon Lehrerin war. Agnes und ich gaben Jenna reichlich Gelegenheit, ihre erzieherischen Gelüste an uns zu betätigen. Natürlich ohne allem Erfolg. Auch So-

hanna und Anna überragten das Unterhaus erklecklich an Alter und Weisheit. Das Unterhaus war total ungebildet und folgte mehr mutwilligen Regungen, als dem guten Beispiel der älteren Geschwister.

An meinem Namenstage zum Beispiel blamierte Agnes die ganze Familie. Sie ging auf den Markt und verlangte von der Händlerin. „Für einen Groschen ganz schlechte Kirschen!“

Warum sie denn durchaus schlecht sein mußten? fragte die erstaunte Frau.

Weiß ihr einziger Bruder Namenstag habe.

„Ganz schlechte Kirschen zum Namenstag? Warum? Weil Johannes ein Greßhals sei und immer viel haben wolle; für einen Groschen gebe es sonst nicht viel genug! Da gab ihr die Verkäuferin für den Groschen eine große Düte von den ganz guten. Wenn die gute Frau allerdings glaubte, mir dadurch einen besonderen Liebesdienst zu leisten, war sie im Irrtum. Agnes die mich nicht an Luxus gewöhnen wollte, daß

über den Weg zur Vorfeier des Festes mehr als die Hälfte der Kirschen selbst auf. Der Rest war für die Gottlosen; denn den Rest teilte sie schwesterlich mit mir und litt später an Verdauungsübereilungen. Dadurch wurde die Sache ruckbar und durch das Gerede der Verkäuferin bis zu Jenna, die sich als Lehrerinnen für verpflichtet hielt, sich wegen Unbildung der Jüngsten zu schämen. Wir erhielten also fortan Anstandsunterricht. Das Resultat war, daß Agnes feierlich versprach, mich wenigstens in Gegenwart Fremder nicht mehr „Zuckerpudel“ zu schimpfen. Es war das mein Schulspitzwort, daß Mathieu mir angehängt hatte und das mir viel Kummer machte. Aber so oft Agnes Murmeln an mich verlor, hat sie ihr feierliches Ehrenwort gebrochen.

Bei mir hatte der Anstandsunterricht größeren Erfolg. Ich sollte bei ganz feinen Leuten, für die Johanna ein Kleid nähte, etwas bestellen. Natürlich wurden mir besonders gute Sitten auf diesem wichtigen Gange zur Pflicht gemacht. Dementsprechend glaubte ich mich den mir unbekannten Herrschaften vorstellen zu müssen und sagte als Erstes: „Ich bin der Bruder von meiner Schwester“ Die Leute haben über den Bruder seiner Schwester derart gelacht und mein weltmännisches Wesen bereitete ihnen solche Freude, daß sie sich mit zwei Alepseln bei mir ein gutes Andenken zu sichern suchten. Was ihnen auch gelang.

Bei Berchems, die uns zum Namenstagskaffee einluden, mußte ich mich ebenfalls fein benehmen. Beim vorigen Namenstag hatte ich derart gewollt, daß meine Mutter diesmal zu besonderer Bescheidenheit riet. Statt immerfort herausfordernd auf die Kuchenstüßel zu sehen, wenn die andern längst satt wären, sollte ich höflich sagen: „Frau Berchem, ich danke!“ — Eine Aufgabe, die starke Selbstüberwindung verlangte!

Mein gehäufter Teller war im Schnelltempo leer geworden. Weil aber bei der Unterhaltung niemand darauf achtete, sah ich statt auf die Kuchenstüßel krampfhaft nach der Decke und sagte entschlossen: „Danke schön. Frau Berchem. Ich hab genug. Ich mag nichts mehr!“

Da lachten alle und Frau Berchem fragte, ob ich noch gern etwas hätte. Bei meiner Wahrheitsliebe konnte ich das unmöglich ableugnen. Eine Höflichkeit, die mit einer zweiten Portion belohnt und mit bestem Erfolge noch dreimal wiederholt wurde.

Nach zwei Jahren der Reise ging ich mit Agnes, die der große Bruder oft als lästiges Anhängsel ins Schlepptau nehmen mußte, auf die Kessenicher Kirmes. Ich mußte unausgesetzt auf meine kleine Schwester aufpassen, weil das bei ihr sehr nötig war. Vor dem Dorfe begegnete uns eine Blütenlese der Kessenicher Jugend. Bei unserer Legitimierung wollten sie nicht glauben, daß Agnes noch braver sei als ich. Als meine musterzügliche Schwester zur Bestätigung meiner Behauptung dem ersten Zweifler eine handvoll Haare ausgerissen, dem zweiten das Gesicht verkratzt und ich drei weitere in die Brennesseln geschmissen hatte, glaubten sie alles, waren zu einem ewigen Freundschaftsbündnis bereit und ließen die neuen Kirmesgäste höflich passieren. Um Agnes vor Ausschreitungen zu

bewahren, nahm ich unser gemeinsames Stammtafel, den herrlichen Kirmesgroßchen, in Zwangsverwaltung. Was allerdings über den ganzen Weg zu einem heftigen Streit widersprechender Meinungen führte und mir wiederholt in aller Öffentlichkeit den Ehrentitel „Zuckerpudel“ eintrug. Agnes wollte für ihren Anteil durchaus eine große Puppe und ich eine noch größere Trommel. Dahingehende diplomatische Verhandlungen überzeugten uns aber, daß die dicke Budenfrau durchaus nicht von ihren Geschäftsprinzipien abzubringen war. In dieser Zwangslage einigten wir uns, va banque zu spielen und unser Kirmesglück auf einen einzigen Wurf zu setzen. Auf's Drehbrett!

Rings um den Rand des Glücksbretts standen verlockende Kuchenherzen und überragende Printenmänner. Die Sache würde sich also rentieren! Ich, als der Stärkere, wollte drehen, um die Sache mehr in Schwung zu bringen. Dagegen hatte Agnes nichts einzuwenden, weil mir somit die alleinige Verantwortung zufiel. Nur meinte sie, wenn ich allein drehe, wolle sie auch allein den Gewinn haben! Da riet uns der Besitzer der Kuchenbude, den Gewinn redlich zu teilen. Also abgemacht! Um dem Glück Flügel zu verleihen, wirbelte ich den Zeiger des Drehbretts mit mehr Kraftvergeudung als Sachkenntnis rund. Der Schwung war wirklich großartig; er segte die meisten Printenmänner und Kuchenherzen stürmisch in den Dreck, den der vorhergehende Regen herbeigeführt hatte.

Um dem völligen Ruin zu entgehen, sprang der Mann mit der weißen Zuckerbäckermütze wie rasend aus der Glücksbude, suchte mich zu schnappen und für den Schaden haftpflichtig zu machen und rannte wutschreiend hinter mir drein. Es kugelten nicht nur die Printenmänner, es kugelten sich auch die zahlreichen Zuschauer vor Lachen.

Nur mit Aufbietung aller Kräfte und indem ich auf der blinden Flucht aus Verzweiflung und Versehen einen Kinderwagen im Gedränge umrannte, gelang mir die Rettung vor dem Wüterich. In dem Kinderwagen lagen Zwillinge, und am Fußende saß noch eins. Das heißt, sie hatten gelegen und halten geessen; denn sie wurden verschleudert, wie auf einer Kirmes so manches zu Schleuderpreisen an den Mann gebracht wird. Ein Segen, daß der Vater der Säuglinge, statt seine Kinder zu beschirmen, auf der Regelbahn war und deshalb einstweilen noch nicht ahnte, wohin sein Familienglück geraten war! Der Kuchenbudenwüterich aber, der an allem die Schuld trug, kam durch die Katastrophe zur Besinnung, wurde von meiner weiteren Verfolgung abgelassen und erwarb sich durch das Einsammeln der im weichen Lehm unbeschädigt herumkugelnden Kinder und durch die Montierung des etwas verbogenen Kinderwagens neue Verdienste.

Inzwischen ging ein Riß durch das Herz meiner kleinen Schwester. Rettungslos von ihrem Beschirmer verlassen zu sein und beschützen zu müssen, als Findelkind auf der Polizeiwache deponiert zu werden, war für sie gerade so schrecklich, als der Gedanke, das Drehbrett ohne den ihr von rechtswegen zustehenden Preis verlassen zu müssen! Als gestittetes Mädchen zog sie zunächst heulend die sehr zerstreuten Printen-

männer und die mit Füßen getretenen Herzen aus dem Dred und reinigte sie gewissenhaft an der Innenseite ihres Unterrockes. Als der Kuchenbudenmann wieder zu seiner Erwerbsstätte zurückkehrte, erhellte sich sein verdüstertes Blick. Agnes hatte das ganze Drehbrett wieder in Ordnung gebracht! Die Printenmänner, die auf den Bauch fielen, waren jetzt so aufgestellt, daß das Publikum sie nur von hinten betrachten konnte. Was aber auf den Rücken gefallen war, stand so, daß man es nur von vorn beurteilen konnte. Das stimmte meinen Feind so versöhnlich, daß er seine Rache nicht an meiner unschuldigen Schwester ausließ. Er schenkte Agnes sogar ein Kuchenherz, das sich am Boden überschlagen hatte und hinten und vorn so sehr aufs Gesicht gefallen war, daß man ihm die Ausstellungsfähigkeit entschieden absprechen mußte. Als aber Agnes noch weiter ging, stürmisch ihren Preis verlangte und überdies unseren Groschen zurückreklamierte, weil wir doch nichts gewonnen hätten, weigerte der Glücksbudenmann grundsätzlich die Rückgabe. Denn Grundsätze hatte der Kerl, wenn auch schlechte! Agnes war über diese Hartherzigkeit furchtbar enttäuscht. Sie brach in ein solches Jammergeschrei aus, daß sie bald den Mittelpunkt der ganzen Kirmes bildete. Meine Schwester war fassungslos, weil sie im Gedränge ihren einzigen Bruder verloren hatte, fassungslos, weil ihr das Kuchenherz zum zweitenmal in den Dred fiel und am untröstlichsten, weil wir zu zwei nur einen einzigen Kirmesgroschen gehabt hätten und ihn jetzt überhaupt nicht mehr hätten und weil ohne diesen Groschen die ganze Kirmes nichts sei!

Ich hatte mittlerweile aus sicherer Entfernung gesehen, daß der Drehbrettmann sich kaum noch vor den Drohungen des entrüsteten Publikums retten konnte. Auch der Vater der umgestürzten Kinderwagenkinder, der sich von der Regelbahn zu den versprengten Resten seiner bestürzten Familie zurückgefunden hatte, hielt dem Budenmann die Faust unter die Nase und verlangte stürmisch statt des verbogenen einen gut funktionierenden Kinderwagen. Da mein Feind also jetzt zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht sein mußte, um einen neuen Ueberfall auf mich ausführen zu können, rief mich das Pflichtbewußtsein wieder in die Nähe meiner trostlosen Schwester. Man konnte trotz ihrer Jugend nicht mehr von ihr behaupten, daß sie ihren Herzens war. Denn ihr auf beiden Seiten sehr dreckiges Lebkuchenherz und ihre „Mut um den verlorenen Groschen“ wirkte so mitleiderregend auf die tumultuierende Menge, daß weichherzige Zuschauer zur Stilleung der Kindertränen in die Westentasche griffen und der trostlosen Agnes Zwei- und Fünfpfennigstücke in die Hand drückten. Zur Ehrenrettung meiner sonst ganz respektablen Schwester muß aber bemerkt werden, daß Agnes zwar erbarlungswürdig, aber nicht berufsmäßige Bettlerin war, sondern daß man ihr zur Vinderung ihres Kirmesnotlage die milden Gaben geradezu aufnötigte. Trotz meiner größeren sittlichen Reife würde ich dieser Versuchung auch nicht widerstanden haben.

Von Agnes hielt mich einstweilen nur noch das Schamgefühl fern, der Bruder einer öffentlichen Gabenempfängerin zu sein. Als ich aber sah, daß die

Wohltätigkeitskollekte beendet und der Drehbrettmann im wütendsten Handgemenge mit dem Besitzer des verbogenen Kinderwagens war, gab ich durch unseren Signalpfeiff „So leben wir alle Tagel!“ Agnes Gelegenheit, ihren schmerzlich entbehrten Bruder und Beschützer wiederzufinden. Die Aussicht, unbemerkt im Gedränge zu verschwinden, war zudem sehr günstig. Die ungeklärte Aufmerksamkeit des sensationslüsternen Publikums war jetzt auf den Vater der drei zu Fall gekommenen Kinder gerichtet. Was er als Schirmvogt seiner Familie auf der Regelbahn versäumt hatte, versuchte er jetzt mit rühmlichem Eifer nachzuholen. Er warf den am Umsturz des Kinderwagens allein Schuldigen so wütend auf das verhängnisvolle Drehbrett, daß das Glücksrad gänzlich zertrümmert und für den Rest der Kirmes unbrauchbar wurde. Was mich bei meinem gekränkten Rechtsgefühl mit einiger Genugtuung erfüllte!

Wir haben später das gerettete Kuchenherz unter der Pumpe fast noch reiner gewaschen, als wir selbst waren und uns in seltener Einigkeit darein gebeißt. Es schmeckte vorwiegend nach Rauchtobak und Motenpulver, hatte aber auch vereinzelte Partikeln, die eine entfernte Illusion von Lebkuchen hervorriefen. Immerhin versetzte uns der Genuß in die rechte Kirmesmessimmung.

Nunmehr wurde das Resultat der Kollekte festgestellt. Es betrug rund fünfundzwanzig Pfennig, obgleich meine Schwester heute noch hartnäckig behauptet, ich habe sie damals schmählich beschummelt. Wenn man aber bedenkt, daß Agnes damals noch schlecht rechnen konnte und in diesem Hauptfach meist „ungenügend“ hatte, ist der Irrtum aufgeklärt. Um dem Kampf widersprechender Stimmungen ein Ende zu machen, nahm ich die ganze Caritaspende in Vormundschaftsverwaltung. Dagegen protestierte meine Schwester, nannte mich vor vielen Zeugen wieder „Zuckerpudsel!“ und verstieg sich zu der gewagtesten Behauptung, das schöne Geld sei allein ihr. Wenn ich was anderes meine, sei ich knochstabelschief! Aber so wenig man einen glühenden Ofen auspusten kann, so wenig vermochte Agnes gegen meine unerschütterlichen Grundsätze! Ich erklärte, der Vater habe mir auf die Seele gebunden, nur ja gut auf Agnes aufzupassen. Also müsse ich auch auf das Geld aufpassen, damit es nicht unzweckmäßig vergeudet werde. Ich sei durch den Verlust des Kirmesgroschens genau so schwer geschädigt worden, wie sie habe also auch dieselben Erbschaftsprüche. Was Agnes natürlich mit aller Energie bestritt. Denn so klein sie damals auch noch war, hatte sie doch schon ihre Mucken. Ihrer hervorragenden Intelligenz soll damit nicht zu nahe getreten werden; denn sie hat mich noch öfter übers Ohr gehauen, als ich sie. Und das will was heißen!

Nun verlangte Agnes, der Sicherheit halber müsse das viele Geld nochmals nachgezählt werden. Zu ihrer Beruhigung geschah das auch. Aber jetzt waren es nur noch zwanzig Pfennig! Da das furchtbare Gebüll meiner geldgierigen Schwester abermals einen Menschenauflauf herbeiführen konnte, waren es beim dritten Nachzählen wieder fünfundzwanzig.

Nun forderte Agnes in ihrer maßlosen Genußsucht die sofortige Auszahlung von fünf Pfennig. Davon fuhr sie zweimal Karussell, obsson es nur zu einer einzigen Tour reichte. Aber der Kassierer hatte Mitleid mit ihrem gänzlich aufgelösten Zustande. Ein Teil des aufgeweichten Kuchenherzens, der ihr anfangs nur an den Fingern geklebt hatte, klebte ihr jetzt nach Abtrocknung ihrer Schmerzenstränen im Gesicht. Sie sah aus, wie ein Platzfußindianer auf dem Kriegspfad. Zu ihrer Beaufsichtigung, deren sie unausgesetzt bedurfte, fuhr ich die zwei Touren als blinder Passagier mit. Da Agnes aber in ihrem Unverstand vom Karussellfahren nie genug bekam, obsson sie wußte, daß sie es durchaus nicht vertragen konnte, drehte sich ihr nach der zweiten Tour das Kuchenherz einfach im Leibe herum, sodaß sie das Vergnügungssokal stürmisch verlassen mußte. Während sie ihr Soßenhaupt gegen die friedliche Dorfsinde preßte, um besser ihr Inneres offenbaren zu können, benutzte ich die günstige Gelegenheit und kaufte mir, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, rasch Knallpapierchen. Agnes behauptete später immer, grade diese Knallpapierchen, die ich hinter ihrem Rücken kaufte, hätten nicht in unserem Budget gestanden; denn nachher hätte ich immer noch zwanzig Pfennige gehabt. Dieser ungerechte Vorwurf trifft mich umfoweniger, da sie mehr als die Hälfte der roten Papierchen auch ohne Pistöchen selbst verknallte. Die Knallpapierchen konnten zudem bei den schlechten Namenstagskirschen in Gegenrechnung gestellt werden, von denen ich noch weniger als die Hälfte bekommen hatte.

Wie vorteilhaft es aber war, daß ich die Kasse führte, beweist der Umstand, daß ich den Direktor des Lachabinetts überredete, uns beiden zusammen sein Kunstinstitut für nur zehn Pfennig zugänglich zu machen, wo es doch für einen allein zwanzig kostete! Diesmal war ich in vollem Einvernehmen mit meiner Schwester; denn sie hatte nach den herben Kirmeserfahrungen bringend eine Aufseiterung ihres sehr verdüsterten Gemütes nötig. Für wenigstens vier Groschen haben wir gelacht. Auch gestattete der geschäftstüchtige Direktor in seinem eigenen Interesse eine kostenlose Verlängerung unseres Aufenthaltes in seinem Freudenlalon. Wir lachten nämlich so unbändig, daß er dadurch einen Massenandrang nach der Kasse erzielte.

Als aber einer der vornehmsten Kirmesgäste das Bild meiner sonst sehr schönen Schwester in einem der verbeulten Spiegel sah, behauptete er taktloserweise, Agnes sehe aus wie ein Kalb mit zwei Köpfen! Diese etwas übertriebene Behauptung verletzte sehr mein Familiengefühl. Ich sagte deshalb entrüstet zu dem Manne, er selbst brauche überhaupt nicht in ein Lachabinet zu gehen, um Gelächter zu erregen; denn er sehe auch ohne Kunstspiegel aus, wie ein kompletter Esel!

Für das Riesengelächter, das meine treffende Bemerkung entfesselte, war mir der Direktor besonders dankbar; denn er lockte immer mehr Neugierige zur Kasse. Als der getränkte, komplette Esel mir aber eine Ohrfeige geben wollte und ich mich blüßschnell bückte, hätte ich beinahe einen Wunderspiegel zertrümmert

und wurde von unserem neuen Gönner wegen Ungebühr aus der Bude gepfeffert. Da der gemeine Kerl draußen eine drohende Haltung annahm und hoch und heilig schwor, Posten stehen zu wollen, bis wir ihm in die Finger liefen, krochen wir hinten unter dem Zelttuch her und gerieten dabei in einen kleinen Zirkus, wo wir unbemerkt als Ehrengäste noch dem Schluß der sehr gelungenen Vorstellung beiwohnten. Eine blendend schöne Riesendame mit sehr kurzen Röcken stemmte spielend zwei uniformierte Männer von der freiwilligen Feuerwehr, von denen einer dabei den Sicherheitsheilm verlor. Bei seiner Niederkunft aus der freien Luft trat er aus Versetzen so arg auf seinen Helm, daß der ganz zerblöschet wurde. Was für uns noch ein besonderes Vergnügen war. Zum Schluß kletterte ein sehr dicker Mann unter zühilfenahme einer Stiehlleiter auf ein Brett, das die Riesendame auf ihrem sehr starken Brustkasten trug. Da der dicke Mann indeß kein Künstler von Beruf war, mußte er sich oben an einer Stange festhalten, um bei der Riesendame keinen Fehltritt zu tun und in den Abgrund zu fallen. Weil die Künstlerin unten aber plötzlich entschüpfte, verlor der Dicke den letzten Halt und hing hilflos zappelnd an der Stange, bis ihm zwei bereitstehende dumme Augusts aus seiner üblen Lage befreiten.. Wir waren von diesen außergewöhnlichen Genüssen sehr befriedigt, weil sie uns nichts gekostet hatten und verließen den prächtigen Zirkus dankbaren Herzens, ohne dem getränkten, kompletten Esel in die Finger zu fallen. Der soll noch bis nachts zwölf Uhr mit sehr finstern Gesicht vor dem Lachabinet gestanden und auf mich gewartet haben!

Jetzt blieb nur noch ein einziger Groschen. Aber daß der uns auf die Höhe des Vergnügens bringen müsse, war klar!

Die Höhe des Vergnügens, eine Quelle reiner Freuden und überhaupt eine europäische Berühmtheit sei die elektrische (wer den betreffenden physikalischen Rausch nicht durchschau, möge sich darüber vom nächsten besten Radiobastler belehren lassen) Jungfrau! brüllte der Ausrufer der nächsten Bude durch ein Sprachrohr, dem niemand widerstehen konnte. Die elektrische Jungfrau schien wirklich eine Zugnummer zu sein, die wir erproben mußten! Demzufolge trat ich in ernste Verhandlungen mit dem Besitzer dieser Nummer, zeigte ihm unsern letzten Groschen und erwähnte aus tiefster Ueberzeugung: Mehr hätten wir alle zwei nicht!

Nachdem er mir die leeren Taschen herumgedreht und sich überzeugt hatte, daß ich die reine Wahrheit rede, sah der Geschäftsführer der abnormen Jungfrau das auch ein, beschwor aber, daß sonst jeder Kenner bei der sprühenden Jungfrau für fünf Groschen nicht betrogen sei. Als Vorzugsgäste durften wir beide also für einen einzigen Groschen die elektrische Zauberkraft der geheimnisvollen Dame erproben.

In der Bude führten drei Holzstufen vor eine meterhohe Bretterverkleidung, die das erwartungsvolle Publikum vom Ausstellungsobjekt trennte. Die Jungfrau stand also tiefer, als die Wißbegierigen. Ihr Beruf schien sich zu rentieren; denn sie war wohlgenährt. Sie erklärte den Staunenden, durch und durch elektrisch

zu sein. Wer nicht zu bange sei, solle ihr die Hand reichen. Nicht zum Ehebunde, sondern nur vorübergehend. Selten aber wird eine Jungfrau nach dem ersten Händedruck so rasch wieder losgelassen worden sein, wie diese! Sie hielt übrigens, was sie versprach: Jeder, der in Berührung mit ihr kam, erhielt einen elektrischen Schlag. Agnes, die bereits eine Probe gemacht hatte, weinte schon bitterlich, daß sie für ihr Geld so wenig bekomme. Der erste Schlag war so stark gewesen, weil er mehr für Erwachsene als für zarte Kinder berechnet war. Agnes schluchzte vor bitterer Enttäuschung, weil sie freiwillig auf den zweiten verzichten mußte. Ich aber wollte unsern sauren Graschen besser ausnützen und brachte es mit aufeinandergebissenen Zähnen bis auf drei Schläge: Einen aus der Hand, einen aus dem Ohr läppchen und einen aus der sehr roten Nasenspitze der feuersprühenden Jungfrau.

Im zweiten Teil der Darbietung erzählte die Jungfrau dem die Ohren spitzenden Publikum das überraschende Geheimnis, daß sie nicht nur auswendig, sondern auch inwendig elektrisch sei, wovon sich jeder überzeugen könne. Diese Preisgabe des innersten Menschen kostete als Extraleistung nochmals fünfzig Pfennig und wurde hinter einem Vorhang an der Rückwand der Bude veranstaltet.

Eigentlich konnte man schon von dem Neuesten der Jungfrau genug bekommen, weil die elektrischen Schläge keineswegs angenehm waren. Aller Barmittel beraubt, sollte uns das Innere der Dame ewig ein ungelöstes Rätsel bleiben. Die vom Glück Entbitten empfanden das bitter. Dennoch freuten wir uns, als sich ein starker Mehrgeselle bereit erklärte, fünf Groschen extra zu opfern, um ins Innere der Natur zu bringen. Mutig stieg er hinab in die Arena und verschwand mit der Jungfrau hinter dem Vorhang. Gleich darauf kam er mit langem Gesicht enttäuscht zurück und erklärte das Ganze für gemeinen Schwindel. Die betriebsame Jungfrau hatte ihren großen Mund geöffnet, die Zunge sehr lang herausgestreckt und mit dem Finger des Mehrgesellen auf ihre Zunge gepupst. Das Wort Schwindel wies sie als eine Kränkung ihres guten Rufes zurück. Er mußte zwar zugeben, festgestellt zu haben, daß sie auch innerlich elektrisch sei.

Weil aber bei der Kritik, die der Jüngling bei den Kunstleistungen übte, das Interesse stark abflaute, kam jetzt der Haupttrick. Die Jungfrau gab ihr Ehrenwort, daß alles, was sie berührte, sofort elektrifiziert sei. Zum Beweise nahm sie einen großen Spülzuber aus Blech, der fast ganz mit klarem Wasser gefüllt war. Auf dem Grunde des Wassers lag ein eiserner Kochlöffel. Wer diesen Kochlöffel aus dem Wasser herausnehmen könne, bekomme als Preis einen Taler! Zur Offenbarung ihrer Kapitalkraft zeigte sie den Siegestaler unaufgefordert vor. Er war echt und reizte die Gewinnsucht. Jeder drängt sich vor, um den Taler nach Hause zu tragen. Aber kaum hatte er die Hand im Spülbüttchen, zog er sie erschrocken zurück, so stark waren die Schläge, die das verheißte Wasser erteilte. Da die Künstlerin unten stand, mußte sie den Zuber an beiden Handgriffen hochhalten, damit jeder dran-

kommen konnte. Aber alles erwies sich als verlorene Liebesmüh. Selbst die stärksten Männer taumelten vor dem Schlage zurück. Agnes feuerte meinen Mut an und ermahnte mich zur Standhaftigkeit, da ein ganzer Taler und meine Ehre auf dem Spiele stehe! Ich tat es aber mehr für den Taler, als für die Ehre! Erst als Letzter kam ich an die Reihe. Das entgegenkommende Fräulein betonte huldvoll, einem so schwachen Knaben wolle sie die Sache, die den stärksten Männern zu schwer gewesen sei, bedeutend erleichtern. Sie nahm den Löffel heraus, überreichte ihn mir mit einer anmutigen Verbeugung und setzte die Bedingungen fest. Ich solle den Löffel am Stiel festhalten und nur das andere Ende ins Wasser tauchen. Wenn ich ihn dann wieder herausbringe, sei der Taler mein!

Zwar hatte ich schon bei Annahme des Zauberlöffels den üblichen Schlag erhalten. Doch das schreckte mich nicht. Ich wollte der Jungfrau beweisen, daß ich kein schwacher Knabe, sondern zum Neuesten entschlossen sei. Als aber die Vorstellung begann, erhielt ich so mächtige Schläge, daß ich den versuchten Löffel überhaupt nicht wieder loslassen konnte, so sehr zogen sich die Muskeln zusammen. Auf die Zähne gebissen und ausgehalten! Aber ich stieß derart mit dem Löffel im Wasser herum, daß ungeahnt das Unglück geschah. Der hochgehaltene Kübel kippte um, und das ganze elektrische Wasser floß oben an der elektrischen Jungfrau hinein und unten wieder stromweise heraus. Die überschwemmte Jungfrau wurde zur sinnreichen Kombination eines Elektrizitätswerkes und einer künstlichen Verlesungsanlage und bildete jetzt auch für den enttäuschten Mehrgesellen eine Quelle reiner Freuden. Es war ein Naturvorgang von elementarer Wirkung. Da das Spülwasser die Isolierung von der Erde aufhob, erhielt die Künstlerin unausgeseht so gewaltige Schläge, daß sie zu meiner großen Befriedigung am eigenen Zweizentnerleibe die Wahrheit des Sprichwortes erfuhr: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ Sie erhob ein durchdringendes Geschrei wie beim Ferkelstechen und bot teils mit ihren unteren, teils mit ihren oberen Extremitäten Gratiszugaben zum Programm, die ein süßes Gemisch von echt oberbayerischem Schuhplattler und orientalischem Bauchtanz waren. Sich selbst übersteigernd, schien sie sich in eine in Ekstase schreiende und wie besessen herumhüpfende Teufelstänzerin zu verwandeln.

Agnes hielt diesen Ausbruch zügelloser Raserei für die kultische Äußerung von Menschenfressern, die sich zum Schlachtfest rüsteten. Aus manchen Märchen wußte sie, daß Menschenfresser bei ihren Kanibalenmahlzeiten zarte Kinder als besonders wohlschmeckend bevorzugen. Kein Wunder, daß sie sich jetzt in ihrer eigenen Haut nicht mehr sicher fühlte. Das harmlose Kind wurde von panischem Schrecken ergriffen, schrie, wie am Spieß und floß bereits entseht mit gestäubtem Haar. Blitzschnell erkannte ich, was ich mir eingebracht hatte, und um nicht auch in die Mehlsuppe zu geraten, brach ich stürmisch aus der Manege und rannte wie ein Amokläufer hinter meiner Schwester her.

Sehr weit kam ich indes nicht. Auf ihrer blinden Flucht vor den Menschenfressern war Agnes leider



COPYRIGHT BY
FRANZ HANFSTAENGL

Heinr. Hofmann.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

„Wer an mich glaubet, der wird leben . . .“

bereits ein neues Unglück passiert. Leichtfüßig, wie sie war, und nur auf ihre Rettung bedacht, bog sie um eine Ecke und rannte hier blindlings gegen ein unvorhergesehenes Kamel. Der von ihr stürmisch durchbrochene Kreis der Zuschauer ließ mich das seltene Tier schon von weitem erblicken. Ich staunte; denn ich hatte schon manches Kamel kennen gelernt, aber ein richtiges noch nie. So kam es, daß ich das Kamel sah, ehe ich meine entlaufene Schwester erblickte. Agnes lag bereits unter dem Kamel. Das geduldige Dromedar aber spreizte die trummen Beine, damit die zu Fall Gekommene es sich bequemer machen könne, ohne zerstampft zu werden. Es schnitt ein Gesicht wie mein neuer Onkel, als ich ihm das Spiritusfläschchen hatte auslaufen lassen. Nur, daß der neue Onkel nicht ganz so gutmütig aus sah, ob schon sonst die Ähnlichkeit unverkennbar war.

In der Regenpatsche hatte sich das weiße Unschuldskleid unserer Jüngsten bereits der Farbe des Kamels angepaßt, sodaß man nicht recht wußte, wo das Kamel aufhörte und wo Agnes anging. Immerhin unterschied sich Agnes wenigstens dadurch von dem Kamel, daß das Schiff der Wüste die gegenseitige intime Fühlungnahme schweigend hinnahm, während meine Schwester ein ohrenzerreißendes Gebüll ausstieß. Der aus Köln stammende Beduine zog Agnes aber aus ihrem Glend und setzte sie kostenlos auf das Kamel, damit dieser Benefiz sie tröstete. Wirklich trocknete Agnes ihre Tränen, lächelte von dem Kamel herab bald wieder holdselig und schien sich in ihrer neuen Lage recht wohl zu fühlen. Da sie in der erotischen Gruppe rasch zu einer neuen Zugnummer geworden war und dem Beduinen deshalb vom Publikum viel Geld ins Tamburin geworfen wurde, wollte der Mann die Schaustellung dadurch noch reizvoller machen, daß er nunmehr auch seinen Affen auf das Kamel hob. O, wie gerne hätte ich in diesem Augenblicke die Rolle des Affen übernommen! Agnes jedoch, deren Unternehmungslust stets rasch wuchs, sah etwas geringschäßig von ihrer stolzen Höhe auf mich herab und schien die Gesellschaft des Kamels und des Affen der meinigen einstweilen entschieden vorzuziehen. Doch überhebliches Hochgefühl sollte nicht lange dauern. Ob der Affe eigens dazu abgerichtet war oder ob er es aus eigener Initiative tat: Er sprang meiner Schwester unversehens auf den Nacken und begann sie mit

viel Sachkenntnis zu laufen. Das Publikum brüllte vor Lachen, meine Schwester brüllte vor Schrecken und ich brüllte in meinem verletzten Familienstolz vor gerechter Entrüstung. Der heutigetierge Affe aber ließ nicht locker. Während Agnes Haare lassen mußte, machte der Beduine mit seinem Tamburin gute Geschäfte. Er nützte die günstige Konjunktur aus, ohne etwas zur Befreiung des unschuldig gelaufenen Kindes beizutragen. In edlem Bruderzorn aber warf ich dem laufigen Affen einen faulen Apfel so kräftig an den Kopf, daß er platzte. Nicht der wertvolle Affe, wodurch ich, wie schon so oft bei dieser Kirmes, schaden-erfahrschuldig geworden wäre, sondern der faule Apfel.

Der ge- und betroffene Affe, der sich genötigt sah, die nur teilweise erschlossenen Jagdgründe zu verlassen, gab Agnes noch zwei Ohrfeigen und sprang bei seiner Flucht einer Frau, die Luftballons verkaufte, grade auf den Kopf. Die ahnungslose Frau fiel vor Schreck in Ohnmacht. Der verwirrte Affe aber flammerte sich an die Latte, woran die Kinderballons befestigt waren. Weil er klein und schwach war, konnte er dem Luftdruck nicht standhalten und trat vor den erschrockenen Augen des Beduinen an der Latte hängend seine provisorische Himmelfahrt an. Die Fahrt ging zu seinem Glück dicht an der Telegraphenleitung vorbei und es gelang ihm, sich unter Störung aller Fernverbindungen an den Telegraphendrähten festzuhalten, während in blauer Höhe über ihm die Luftballons plakten.

An den Beinen zog ich Agnes vom Kamel herunter und rannte mit ihr unserer lieben Vaterstadt zu. Ein tüchtiger Floeden Dromedarwolke war beim Abstieg in ihren zarten Händen zurückgeblieben und wurde als tropisches Reiseandenken noch lange von ihr aufbewahrt. Acht Tage lang hat sie noch sehr intensiv nach Kamel gerochen. Zu ihrer Ehrenrettung muß ich noch bemerken, daß der Luftschiffahrtsaffe bei ihr zwar keine einzige Laus fand, daß sie selbst aber eine ganze Kollektion Affenflöhe mit nach Haus brachte. Es waren so viele, daß es sich fast rentiert hätte, sie mit dem Vasso zu fangen. Mutter staunte über den Reichtum und hätte gern gewußt, woher diese Plage gekommen sei. Ich verriet zwar nichts, aber ich flüster'e Agnes zu: „Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist!“



Die vier Temperamente oder Gemütsarten bei Kindern.

Von Friedrich Brug P. S. C.

Wenn so eine Mutter ihre Buben und Mädel tagtäglich beobachtet, fällt es ihr auf, wie verschieden diese in ihrer Gemütsart sind. Da gibt es Springer und Raufer, Träumer und Schlotterer — da sind in derselben Stube Leichtfüße, Draufgänger, Stillbeschäftigte und Geruchsame — Leuchtblide sieht man, Blitzaugen, Tiefgucker und Nichtsfeher — da findet man überlustige, trogige, verschlossene und verschlafene Kinder — auch Frohnaturen, Herrschernaturen, Denker-

naturen und Gedulksnaturen — unwahre, zänkische, neidische und bequeme Jungen — aber auch sonnige, feurige, ernste und verträgliche Buben — der eine gleicht dem Frühling in seiner Blumenpracht, der andere dem Sommer in voller Reisepacht, ein dritter dem Herbst fruchtbefaden, ein vierter dem Winter to:enstill. So hat der liebe Gott buntgewürfelt der Mutter, dem Vater ihre Kinder geschenkt, und jedes von ihnen mag seinen Weg durchs Leben wandern —

zur ewigen Heimat. Und die Eltern müssen ihre ganze Erziehung auf der nun einmal gegebenen Naturanlage des Kindes aufbauen, einen anderen Weg gibt es nicht.

„Denn wir können die Kinder nach unserm Sinn nicht formen:

So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,

Sie erziehen aus beste und jeglichen lassen gewähren.“

(Goethe.)

So vielseitig die Kinder in ihrer Gemütsveranlagung auch erscheinen mögen, so unterschied man von jeher doch hauptsächlich vier Gemütsarten oder Temperamente: sanguinisch, cholerisch, melancholisch, phlegmatisch. —

Der sanguinische Knabe ist schon äußerlich erkennbar an dem etwas zart gehaltenen Körperbau, an dem schlanken Wuchs, dem leichten, hüpfenden Gang, der meist blühenden Gesichtsfarbe, dem munteren, beweglichen Blick, an der Reizbarkeit des Nervensystems. Man könnte den Sanguinker wohl den Frohsinnigen nennen. Ein Bub von dieser Gemütsart ist der Sonnenschein des Hauses mit seiner unzerstörbaren Heiterkeit und seinem unverwundlichen Humor. Beide machen ihn auch zum Mittelpunkt seiner Kameraden. Er besitzt die Unterhaltungsgabe wie kein anderer und ist darum ein guter Gesellschafter. Unererschöpflich sind seine witzigen Einfälle, unübertrefflich ist sein Talent, anderen etwas nachzuahmen — Rasperl zu spielen und dabei in Stimmklang und Gebärdespiel vier verschiedene Personen darzustellen. Eine lebhaft Phantasie hilft ihm, sich rasch Bild und Vorstellung von den Dingen zu machen. Die Gedanken folgen ihm in stetem Fluß, aber auch in raschem Wechsel. Er ist ein aufmerksamer und meist angenehmer Schüler, der durch seine Lebhaftigkeit und Teilnahme am Unterricht hervorsteht. Seine Lieblingsfächer sind Geschichte, Literatur, Gesang, Schreiben, Zeichnen. Selten findet man ihn unter den guten Kopf- oder Tafelrechnern. Seine Freigebigkeit ist bekannt, denn die Natur hat ihm ein mitleidiges Herz gegeben. Bewegung, unaufhörliche, endlose Bewegung kennzeichnet den kleinen Sanguinker, ein unausrottbarer Betätigungstrieb steckt in ihm. Er sieht und hört alles, auch das, was ihm nicht frommt. Dabein leistet er gern allerlei Dienste, wenn es nicht zu lange dauert. Da, die Unbeständigkeit, der Mangel an Ausdauer ist eine schwache Seite an ihm. Aber er hat deren noch andere. Wir wollen sie nur kurz aufzählen: Zerstreuungssucht, Mutwille, Eitelkeit, Leichtsinn, Neigung zum Lügen. Diese Dinge müssen die Eltern und Erzieher mit Ernst und Nachdruck bei dem jugendlichen Sanguinker bekämpfen, seinen Betätigungstrieb in gute Bahnen lenken, dann kann ein tüchtiger Mensch aus ihm werden. — Der hl. Petrus war vielleicht auch ein Sanguinker, schnell und voreilig im Handeln und Sprechen und doch wurde er ein großer Heiliger, ein Fürst der Apostel. Bei der großen Kaiserin Maria Theresia schimmerte das vorherrschende Temperament, das sanguinische, stets auffällig durch, wo immer sie

erschien, sei es im engeren Kreise, sei es in der breiten Öffentlichkeit. Sie bildete hierin das Gegenstück zu ihrem Vater, dem Kaiser Karl VI., der ernst und streng, fast kalt und unbeweglich wie eine Bildsäule in seiner Kutsche saß.

Der heilige Clemens Maria Hofbauer erzählt aus seinem eigenen Leben ein Begebnis, das ihn als Sanguinker kennzeichnet in seinen unüberlegten Entschlüssen und seiner vorschnellen Handlungsweise. Hofbauer hatte wieder einmal Unstimmigkeiten mit seinen Hausgenossen. Er wollte den Dingen aus dem Wege gehen, faßte den Entschluß, nach Amerika zu wandern. Ohne viel Umstände zu machen, packte er ein paar Habseligkeiten zusammen, verließ das Haus und machte sich auf den Weg — nach Amerika. Draußen vor Wien reute ihn seine unüberlegte Tat. „Wenn man mich doch zurückrufen würde“, so dachte er und fing an zu beten, damit jemand aus seinem Hause den Einfall bekommen möchte, ihn wieder zurückzuholen. Und der liebe Gott hatte Wohlgefallen an dem Gebet. Ein Hausgenosse kam auf der Straße nach Amerika dem „Auswanderer“ eilig nachgepilgert und holte den Reisemüden wieder mit zurück. Eßt sanguinisch gehandelt und obendrein noch erzählt. — Der cholerische Knabe — der hochsinnige. Gedrungener, muskulöser Körperbau, scharf gezeichnete, ausdrucksvolle Gesichtszüge bei gelbbrauner Hautfarbe: Kennzeichen dieses Temperamentes. Ein ganz besonderer Scharfsinn ist ihm eigen, er begnügt sich nicht mit der oberflächlichen Kenntnis der Dinge. Der cholerische Bub ist der künftige Wissensmensch.

Starker Wille und kraftvolle Entschlossenheit sind Hauptmerkmale an ihm. Er kennt keine Furcht vor Schwierigkeiten, der Kampfesmut wächst ihm mit den Hindernissen. Kleinmut ist ihm ein unbekanntes Wort. Man muß ihn beobachten, wie er beim Spiel mit seinen Kameraden den Kommandoton anschlägt, ein geborener Anführer und Herrscher, bei dem es nur ein Liegen oder Brechen gibt — so setzt er seinen Willen durch. Er zeigt sich hochherzig gegen Besiegte. In der Tat, ein Temperament mit glänzenden Lichtseiten. Aber auch hier gilt das Wort: Wo viel Licht, da viel Schatten. Wer kennt nicht den Troß und Eigensinn des cholerischen Bubens, der alles am besten weiß, der in seiner Annahme es für selbstverständlich hält, daß er die erste Flöte spielt und die anderen sich nach ihm zu richten haben, weil sie ihm minderwertig erscheinen. In der Klasse spielt er die Rolle des ehrsüchtigen, wenig beliebten Strebers, der alle überflügeln möchte, der ob seiner Raschheit und seiner Härte viel gefürchtet ist, der in brausendem Zorn unwahre, übertriebene Vorwürfe macht und so seine besten Freunde entfremdet; der, um glänzen zu können, alle Kräfte anspannt bis zur Verwegenheit. So sind beim cholerischen Knaben gute und schlechte Eigenschaften in auffallender Weise, in reichem Maße nebeneinander gestellt. Es ist Aufgabe der Erziehung, der starken Willenskraft, die hier wie bei keiner anderen Gemütsart vorhanden ist, eine bestimmte Richtung aufzuteilen und einzudämmen, die Neigung zu Troß und

Eigenfinn, zu Stolz und Anmaßung beharrlich zu bekämpfen, gegebenenfalls auch zu brechen: So erwächst aus dem cholerischen Temperament ein großer Charakter. Versagt die Erziehung, dann ist die Bahn frei für einen eigenwilligen Menschen, der überall gefürchtet ist, vielleicht auch für einen verwegenen, rachsüchtigen Revolutionär — Cäsar war ein Choleriker. Als er bei einem Dorf in der heutigen Schweiz sein Lager aufgeschlagen hatte, bemerkte einer seiner Feldherren, es müsse wohl eintönig und trostlos sein, in diesem abgeschiedenen Dorfe zu leben. Cäsar antwortete: „Ich will lieber in diesem weifremden Wei-

Gemütsart; das sind die tieffinnigen, oft auch die trübsinnigen. Wenn ich einen Buben sehe mit hagerer, etwas schwacher Körpergestalt, vorgebeugtem Kopf und Hals, mit blasser Gesichtsfarbe und tiefem Blick, mit langsamem und dennoch festem Gang, dann sage ich mir: Diesem Buben hat der Schöpfer ein melancholisches Temperament gegeben. So ein Bub betrachtet alle Gegenstände genau, geht den Dingen auf den Grund wie ein Philosoph. Er liebt die Mathematik, studiert gern die Geseze der Sternkunde, baut logisch seine Auffsätze auf. Still und ruhig sitzt er hinter seinen Büchern und erledigt mit Gründlich-



ler der erste sein, als in Rom der zweite.“ — Choleriker war auch der heilige Paulus, der mit zwingender Logik seine Gedanken darlegte, mit unerbittlicher Energie auf seinem Rechte bestand, wo es Gottes Ehre erforderte, der keine Menschenfurcht kannte und überall eine stark disziplinierte Willenskraft zeigte. — Cholerischen Temperamentes war die Königin Elisabeth von England in ihrem aufbrausenden Zorn, in ihrer Härte und Rachsucht, in ihrer Verstellung und Heuchelei, in ihrem Trotz und Stolz, wenn es galt, vermeintliche oder wirkliche Feinde zu vernichten, besonders ihre Nebenbuhlerin, Königin Maria Stuart. —

Es gibt auch Knaben mit melancholischer

keit seine Arbeiten. Still und ruhig sitzt er auch in den Erholungsstunden an seinem Baukasten, stillvergnügt und zufrieden. Geschieht ihm Unrecht, so zeigt er sich geduldig und tapfer, kommt ein körperliches Leiden über ihn, so beklagt er sich nicht leicht.

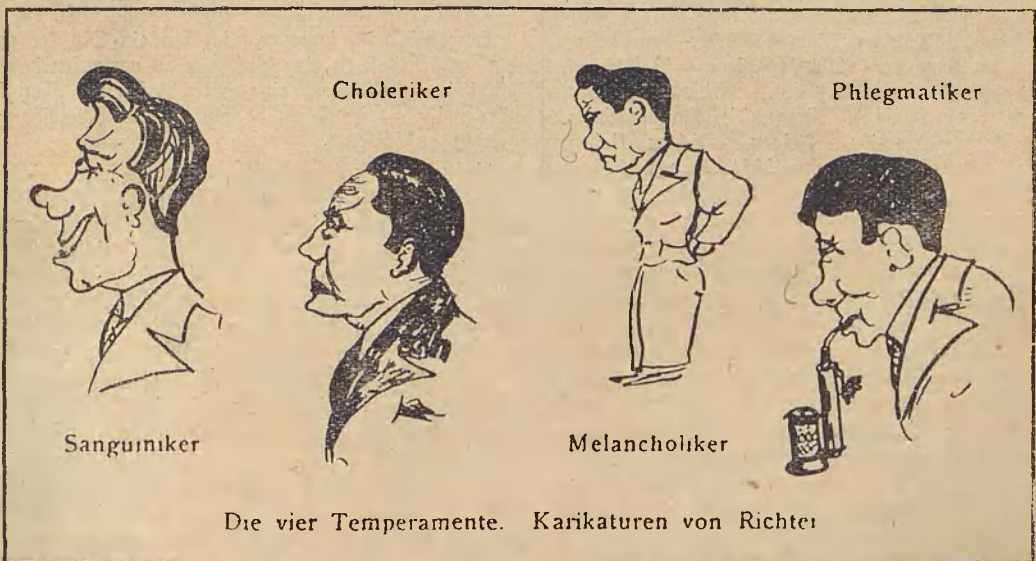
Ja, Geduld und Ergebung, ein weiches, reiches Gemüt sind Gaben, die die Natur ihm in die Wiege gelegt hat. Aber auch er zahlt der menschlichen Schwäche seinen Tribut, und wie bei jedem anderen Temperament müssen Erziehung und Selbsterziehung einsezen, um das Unkraut zu entwurzeln. So ein melancholischer Bub hat gar oft schlechte Aussichten, häufig vermutet er gegen ihn gerichtete Dinge, die gar nicht vorhanden sind. Dieser hat etwas gegen

ihn und jener auch. Der Argwohn verleitet ihn dazu, daß er oft verschlossen bleibt und nicht leicht jemand traut. Heißt es schnell hande'n, dann ergreift ihn die Bedenklichkeit, Zaghastigkeit und dazu, daß er oft verschlossen bleibt und nicht leicht jemand traut. Heißt es schnell handeln, dann ergreift ihn die Bedenklichkeit, Zaghastigkeit und Unentschlossenheit. Leicht ist er auch zum Tadeln und Mörgeln geneigt. Ein kleiner Melancholiker nahm sich aus lauter Verdruß vor, in seinem ganzen Leben nichts mehr zu essen. Bei der nächsten Mahlzeit war er nicht da, die jüngere Schwester ging ihn rufen, er kam nicht. Die Mutter aber war sehr klug und ließ ihn nicht mehr rufen. Einen ganzen Tag hielt es der kleine Schwarzseher aus. Am zweiten Tag quälte ihn der Hunger, er kam zu Tische und tat so, als sei nichts vorgefallen. Eltern und Geschwister taten daselbe, der Bub war geheilt und wurde nie mehr rückfällig; er hatte seinen Kopf durchsehen dürfen und war durch Schaden klug geworden. Das melancholische Temperament ist die herrschende Seelenform der großen Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der bedeutendsten Erfinder. Albrecht Dürer stellt in dem bekannten Vier-Apostel-Bild den heiligen Johannes als Melancholiker dar. Der tiefe, gütige Blick, die Milde und Sanftmut, die auf dem Antlitz liegen, sprechen wohlthuend zu unserem Herzen. Beethoven hat den ganzen Kampf seiner ringenden Melancholikerseele mit wahrhaft riesenhaften Ausmaßen dargestellt in seiner Neunten Symphonie.

Der Phlegmatiker. Ein vielverkanntes Temperament. Schlendrian, Bequemlichkeit, Faulheit, Dickfelligkeit, das sind so die Roseworte, die man ihm an den Kopf wirft. Es ist wahr, die angeführten Mängel finden wir gewöhnlich beim Phlegmatiker. Schon das Äußere deutet darauf hin: Aufgedunsener, zur Fettbildung geneigter, zuweilen kraftloser Körper, bedeutungsloser Blick, nachlässiger schlotternder Gang. So ein kleiner Phleg-

matiker liebt im Winter den warmen Ofen, im Sommer ein schattiges Plätzchen. Ich kannte einen solchen Knirps, der setzte sich, da große Bäume nicht vorhanden waren, in den winzigen Schatten der Krone eines jungen Bäumleins, dort saß er glücklich und zufrieden, während seine Kameraden sich auf dem Plage tummelten. Eine Neigung zum Wohlleben steckt wohl in den meisten Phlegmatikern, eine gewisse körperliche und geistige Schwerfälligkeit, manchmal auch Mangel an Mißgefühl und Freundschaft. Wenn die Italiener und Franzosen Sanguiniker sind, dann sind die Engländer dem Phlegma verfallen. Da denke ich an die Engländer, die ich so oft am Hafen von Hamburg stehen und dahinschlendern sah, zuweilen waren es ihrer viele. Langstielig schob einer an dem andern vorbei, sie hatten einander nichts zu sagen, man hätte glauben mögen, sie sähen überhaupt nichts von der Umwelt. Und doch standen sie da auf der Baur und suchten Geschäfte zu machen, in dieser Hinsicht entging ihnen nichts. Sie wußten schon, was sie wollten. So möchte ich auch die Lichtseiten des Phlegmatikers hier betonen: Ruhe, Geduld, Verträglichkeit im Umgange, Besonnenheit im Handeln. — In der Erziehung des phlegmatischen Buben könnte man zuweilen ratlos werden. Für Lob und Tadel ist er vielfach wenig oder gar nicht empfänglich, selbst körperliche Züchtigung nützt oft bitter wenig. Nur Konsequenz, unerbittliche Gewöhnung erreicht etwas.

Zum Glück haben wir wenig reine Temperamente. Bei den meisten Kindern finden wir ein vorherrschendes Temperament und noch Teile von anderen Temperamenten. Das ist gut so. Ein reiner Sanguiniker wird unausstehlich in seinem Lebenssinn und seiner Oberflächlichkeit, der reine Choleriker findet kein Ende im Regieren und Kommandieren, der reine Melancholiker versauert sich und anderen das Leben, und der reine Phlegmatiker vermag das Geseß der ewigen Ruhe kaum zu überwinden.



Die vier Temperamente. Karikaturen von Richter

Das Temperament kann auch beeinflusst und geändert werden. Sanguiniker und Melancholiker sitzen auf der Schulbank nebeneinander. — zu ihrem Vorteil. Ersterer lernt von letzterem Ruhe und Ernst in seinen Arbeiten, der Melancholiker lernt vom Nebemann Heiterkeit und schnelleres Handeln. Der Choliker lernt seinen phlegmatischen Bankgenossen Energie und Willenskraft und empfängt von diesem das Gesetz der Ruhe, Geduld und Besonnenheit. — Durch die Altersstufe wird die Gemütsart stark beeinflusst. In der Jugend ist jeder Mensch bis zu einem gewissen Grade sanguinisch. Im Mannes-

alter zeigt sich der Ernst des Lebens, große Aufgaben machen ihn zum Choleriker. Und kommen dann die Tage des vorgerückten Mannesalters, die dem Menschen beweisen, daß alle Anstrengung vergebens gewesen, daß viele Ideale unerreichbar blieben, dann zieht der Melancholiker in die Seele. Im hohen Alter ergreift ihn eine gewisse Gleichmütigkeit und Gleichgültigkeit, er meidet die Anstrengung, er ist Phlegmatiker geworden. — Der Mensch ist für das Leben am brauchbarsten, der von jedem der vier Gemütsarten einen Teil sein eigen nennt.



Der Geizhals.

Etwas Lustiges von Paul Keller.

Pinkus.

Er stammte aus Brzezany.

Dar liegt in Ostgalizien. Noch hinter Lemberg.

Daran ist nichts auszufehen; denn selbst hinter Lemberg müssen doch Leute wohnen. Auch: warum soll einer nicht Pinkus heißen und aus Brzezany stammen? Aber die Altenrodaer Bürger schimpften darüber, daß Pinkus aus Brzezany sich in ihrer Stadt niedergelassen und seine ostgalizische Kultur in Form einer „Gemischtwarenhandlung“ dort hatte in Erscheinung treten lassen. Die Bürger von Altenroda waren zum großen Teil stramme Antisemiten, sie schimpften auf den Juden, machten Witze über seinen Namen, seine Herkunft und sein Aussehen, und wenn sie einigen alten unnützen Kram zu verkaufen hatten, bestellten sie heimlich den Pinkus und suchten noch so viel von ihm herauszuschinden, wie es bei solchem Trödel und solchem Käufer eben möglich war. Auch borgten manche bei ihm Geld.

Pinkus stand sich in solcher Gemeinde glänzend. Er kaufte alles zusammen, was ihm unter die Finger kam. Der Apotheker hatte einmal bei einem Faschingsfeste der „Harmonie“ eine alphabetische Aufzählung des Pinkusischen Warenbestandes zum besten gegeben: Armleuchter, Abortpapiere, Betschemel, Bartflechtenmittel, Eypenwein, Cäsarenwahnsinn (antiquarisch von Duidde), Dörrgemüse, Daunenfedern, Emaillegeschnitz, Einreibe, Feigen, Fisches Neden, Heiligenbilder, Hosenträger usw. Acht Tage nach dem Faschingsfeste der „Harmonie“ kam Pinkus zu dem Apotheker und sagte:

„Herr Doktor Apotheker, ich bedanke mer for den schönen Witz, was der Herr Doktor Apotheker gemacht haben mit mir armen Mann. Ich habe in der letzten Woche gemacht ausgezeichnete Geschäfte!“

Als Pinkus gegangen war, sagte sich der Apotheker: „Ich bin ein Esel! Ich habe für den Mann Kellame gemacht.“ Niemand widersprach, da niemand da war.

Also, halb Altenroda schimpfte auf Pinkus, und ganz Altenroda machte gelegentlich Geschäfte mit ihm. Pinkus stand sich gut dabei. Er überragte an Geschäftslugheit viele Bürger der Stadt, und da diese Ueberlegenheit Neid erzeugt, freute sich die gute Stadt Altenroda, als es eines Tages gelang, den wirklich

geizigen und schacherfüchtigen Pinkus hineinzulegen. Der Held, dem die Ehre zufiel, war ein armer Musiker, der Samstags und Sonntags im „Bleierten Hecht“ zum Tanze aufspielte, zwischen durch mal in einer Familie zur Hochzeit oder beim fünfzigsten Geburtstag und sich sonst durch Privatstunden (zu sechzig Pfennigen) sein tägliches Armeuteubrot zusammenfingerte.

Und nun kommt die Geschichte.

Pinkus hatte eine Baßgeige gekauft. Er hatte zwar keine Ahnung von Musikinstrumenten, aber warum sollte er auf der Auktion die Baßgeige nicht kaufen, wenn er sie billig bekam?

Es hatte aber auf der Auktion auch ein Musikant auf die Baßgeige gesetzt. Sechzig Mark hatte der arme Teufel im Beutel, und als Herr Pinkus einundsechzig Mark bot, mußte der andere das hübsche Instrument im Stich lassen. Traurig erzählte der Musikus im „Bleierten Hecht“ sein Mißgeschick den Kameraden.

„Daß mich nur machen“, sagte nach einer Pause tiefen Nachinnens der eine.

Nächsten Tag ging dieser Mann zu Pinkus.

„Herr Pinkus“, sagte er, „ich bin ein Musiker und habe gehört, daß sie eine Baßgeige zu verkaufen haben. Ich habe zwar schon eine gute Baßgeige, aber ich möchte eine — sozusagen — eine zweite Baßgeige als Reserve anschaffen.“

„Reserve is gut gesprochen“, sagte Herr Pinkus; „jeder gebiegene Musiker hat Baßgeige auf Reserve. Sie soll'n se sehen.“ Und er zeigte ihm die Baßgeige und sprach dazu: „Ein hochmodernes, ein haltbares und elegantes Instrument. Kostet mich auf Ehrenwort selber hundertzwanzig Mark ohne die Spesen, aber weil ich sehe, daß Sie sind ein begabter junger Musiker, will ich Ihnen verkaufen die Baßgeige mit minimalem Profit for hunderdreißig Mark.“

„Für hunderdreißig Mark ist so ein Instrument geschenkt“, sagte der Käufer, wobei sich Pinkus erschrocken ins Bein zwidte.

„Aber“, fuhr der Musikus fort, „probieren muß ich die Baßgeige erst. Denn die Hauptsache ist der Ton, und den kann man von außen nicht so genau beurteilen.“

„Sie soll'n je probieren. So e feine Baßgeige nach der letzten Mode, wo Sie selber haben gesagt, ich bin e Dammel, daß ich je for hundertdreißig Mark los-schlag'! Geigen Se los!“

Der Musiker nahm die Baßgeige und fing an, darauf herumzugeigen. Pintus machte ein verklärtes Gesicht. „Klingt je nicht lieblich? Klingt je nicht schid und adrett? Sigt nicht jeder Ton wie angegossen? Meinen Lebtag habe ich noch kei so feine Musik gehört. 's Herz im Leibe lacht einem. Na, was zulegen werden Se. Sagen wir rund hundertfünfzig Mark; ich seh', Sie sein e anständiger Mensch und e gediegener Musikus, Se verlangen nischit umsonst.“

„Für hundertfünfzig Mark ist das Instrument geschenkt“, sagte der Musiker und wieder kniff sich Herr Pintus wütend ins Bein.

„Ausgemacht is noch nischit“, rief er; „ich hab' überhaupt keine festen Preise. Geben Se dreihundert und Se sollen de Geige haben!“

Der Musikant nickte nur, ganz in sein Spiel versunken, mit dem Kopfe. Plötzlich stugte er. ...

„Halloh, was ist das ...?“

Er spielte die letzte Passage noch einmal — Manu? Zum Donnerwetter, das ist ja — Er spielte die Passage zum dritten Male ...

„Alle Hagel!“

„Was is denn? Was tun Se sich denn?“

„Herr Pintus, ich glaube, ich glaube ...“

„Was glauben Se? Was glauben Se uff eemal von de gute Baßgeig?“

„Herr Pintus, Herr Pintus, mir ahnt was Schreckliches!“

Der Musikant spielte noch einmal — zweimal, dreimal, viermal eine fürchterliche Passage, dann sagte er erbleichend:

„Herr Pintus, es fehlt ein Ton!“

„Was fehlt?“

„Ein Ton! Es ist ein Ton zu wenig auf der Baßgeige! Und gerade der wichtigste. Sie ist unvollständig!“

„Sind Se meschugge, Mensch? Uff so eener feinen Baßgeige wird e Ton fehlen? Sie, Sie, Sie — Musikus Sie!“

„Herr Pintus, ich kann mir nicht helfen — er fehlt.“

„Nu, zum Deigel, da sehen Se doch erst mal genauer nach.“

„Das will ich gerne tun, Herr Pintus, gernel!“

Und der Musikant raffte noch einmal die Passage ab, schüttelt den Kopf, steht auf, geht rund um die Baßgeige herum, betrachtet sie von allen Seiten, klopft ihr schließlich auf den Rücken und geigt wieder. „Er fehlt, Herr Pintus, er fehlt! Aber warten Sie noch! Gebulden Sie sich noch!“

Er schraubt wieder, zerrt an den Saiten, geigt nochmals ...

„Nichts zu machen, Herr Pintus, der Ton fehlt!“

„Aber — aber zum Deigel, was denn fer e Ton? Wie viel Tön' gehören denn zu e Baßgeige?“

„Fünfundzwanzig, Herr Pintus! Fünfundzwanzig! Und da sind bloß vierundzwanzig, hören Sie, der fehlt!“

Er geigt langsam vierundzwanzig Töne, dann rutschen seine Finger herunter, und er summt nur mit

dem Munde was Tiefes, Brummiges. „So, der fehlt! Der fünfundzwanzigste. Der tiefste und gerade für die Baßgeige der wichtigste — der fehlt! Das ist schrecklich!“

„Aber wieso? Wie kann er fehlen? Wo ich das Instrument aus einer der besten, leistungsfähigsten neuzeitlichen Firmen for Musik bezogen habe. Wie kann er fehlen?“

„Weiß nicht, Herr Pintus! Ihnen zuliebe will ich einen letzten Versuch machen.“

Der Musikant zieht ein Stück Kolophonium aus der Tasche, wickelt wie rasend den Bogen, rückt den Stieg, schraubt an den Wirbeln, geht um die Baßgeige, pocht wieder an ihren Rücken, schüttelt sie heftig hin und her und geigt dann und sagt:

„Es ist beim besten Willen nischit zu machen, Herr Pintus, der Ton fehlt. Die Baßgeige sieht äußerlich großartig aus, innerlich is sie ein Krüppel!“

„Wieso 'n Krüppel? Wegen den einen Ton?“

„Herr Pintus, Sie sind ja gewiß sehr musikalisch. Aber haben Sie schon mal die Geschichte vom Stradivarius gehört? Nicht? Also, der Stradivarius war der größte Baßgeigenkünstler, der auf der Welt gelebt hat. Er war ein Spanier. Und er hatte eine Baßgeige, die kostete, sage und schreibe, dreißigtausend Mark. Die hatte ihm die Königin von Spanien von einem alten Zigeunerprimas gekauft. Was ist passiert? Der Zigeuner war ein Lump. Eines Tages stellte sich heraus, daß ein Ton fehlt, und Stradivarius und die Königin von Spanien sitzen blamiert und mit hängenden Ohren da, und die Baßgeige, die dreißigtausend Mark gekostet hat, is keine hundert wert.“

„Aber, das is ja meschugge“, schreit Pintus. „Das is doch keine reelle Rechnung. Wenn auf einer kompletten Baßgeige fünfundzwanzig Töne sein sollen und einer fehlt, da können doch abgehen höchstens vier Prozent.“

„Nee, Herr Pintus, bei Baßgeigen is das anders. Wenn da een Ton fehlt, da läßt sich überhaupt keen richtiges Konzert mehr mit machen. Immer, wenn der Ton kommen soll, hüppt die Geschichte, wie bei einer kaputen Leier, und da pfeift einen ein gebildetes Publikum aus. Nicht einmal für Tanzmusik auf'm Dorf is so'ne Baßgeige zu gebrauchen. Die Tänzer kommen ja alle aus'm Tritt.“

Pintus schwitzte.

„Mein Lieber“, sagte er, „ich sehe, Se woll'n mir bloß was abschachern. Also sagen wir hundertfünfzig Mark, wie's am Anfang war.“

„Nee, Herr Pintus, für ein' Musiker is die Baßgeige total unbrauchbar. Ich bin doch nich so dumm wie der Stradivarius! Das Möbel da, das könn' Sie höchstens an einen Holzhändler verkaufen.“

Pintus dampfte.

„Vielleicht — vielleicht als Wanddekoration“, leuchtete er. „Na, ja, aber die Leute, die sich die Wände mit Baßgeigen dekorieren, die gehn ja dünne.“

„Gibt's schon“, sagte Herr Pintus schnaufend, „gibt's schon! Also, was geben Sie freiwillig?“

„Nischit, Herr Pintus, nischit! Was soll ich mit 'ner kaputen, unvollständigen Baßgeige?“

„Also geben Se mir achtzig Mark; fertig sind wir!“

„Herr Pintus! Auf Wiedersehen!“

Er ging wirklich. Pinkus wartete ab; als aber der Musikant um die nächste Ecke verschwand, eilte er ihm nach.

„Also, wenn schon der tiefste Ton fehlt, Sie brauchen doch die Bassgeige bloß zur Reserve. Können Sie sie nicht gebrauchen für die höheren Stücke?“

„Höhere Stücke sind bei Bassgeigen sehr selten“, sagte der Musikant kühl. „Aber damit sie nicht ganz

um Ihr Geld kommen, will ich Ihnen zwanzig Mark zahlen.“

„Sagen Sie sechzig Mark!“

Sie redeten hin und her und einigten sich schließlich auf dreißig Mark. Der Musikant holte sich die Bassgeige, und Pinkus warf die Tür frachend hinter ihm ins Schloß.



Das Paket.

Ein lustiges Erlebnis von **Willi Lindner**.

In Astdt hatte eine männliche Hand ein Paket in das Gepäck geworfen. Mutter Kulide hatte deutlich gesehen, daß es eine männliche Hand gewesen war. Aber da das Abteil gequetscht voll war, blieb der Besitzer der männlichen Hand und des Paketes für Mutter Kulides Augen unsichtbar. Wenigstens für den Augenblick. Dann aber entdeckte Mutter Kulide den Mann, der ihrer Meinung nach zu dem Paket gehörte.

Es war ein großer Mann mit großen Händen. Die Hände waren geradezu geschaffen zum Paketragen. Kein Zweifel also, daß der Mann zu dem Paket gehörte.

Mutter Kulide freute sich über diese Feststellung, schmunzelte und interessierte sich dann für andere Dinge.

Als der Zug in Astdt hielt, stieg der Mann mit den großen Händen aus. Aber das Paket ließ er liegen. Mutter Kulide stellte das fest, als der Zug sich bereits wieder in Bewegung gesetzt hatte.

„Mein Gott!“ sagte sie so laut, daß alle Fahrgäste erschrocken aufblickten, „mein Gott, da hat der Herr, der eben ausgestiegen ist, sein Paket liegengelassen!“

Ihre Schirmspitze wies auf das friedlich im Gepäck ruhende Paket. Aller Augen richteten sich teilnahmsvoll auf das herrenlose Gut.

„Der arme Mann,“ bedauerte Mutter Kulide den Vergesslichen.

„Warum arm?“ fragte ein mürrischer Mann ihr gegenüber. „Ist es etwa unsere Schuld, wenn er sein Paket vergißt?“

„Es hat ja kein Mensch behauptet, daß es Ihre Schuld wäre!“ gab Mutter Kulide giftig zurück. „Aber soll man nicht Mitleid haben dürfen mit einem Manne, der sein Paket vergessen hat?“

„Freilich doch, dieses Mitleid ehrt Sie,“ sagte ein Fräulein zu ihrer Linken und errötete leicht.

„Nicht wahr?“ Mutter Kulide strahlte. „Man kann doch selbst einmal aus Vergesslichkeit in eine solche Lage kommen. Irrren ist eben menschlich.“

„Es handelt sich ja gar nicht um einen Irrtum, sondern um eine Gedankenlosigkeit,“ warf der mürrische Mann korrigierend ein.

„Ach Sie!“ Mutter Kulide strafe den Mann mit Verachtung. „Was Sie bloß immer für faule Einwendungen machen! Davon kriegt der Mann sein Paket nicht wieder!“

Sie wandte sich brüst von ihm ab. Der mürrische Mann nahm das weiter nicht übel.

„Was mag wohl in dem Paket drin sein?“ fragte neugierig das Fräulein zur Linken.

„Vielleicht ein Geschenk, das der Mann seiner Frau mitbringen wollte?“ riet Mutter Kulide.

„Unfinn,“ brummte der mürrische Mann.

Mutter Kulide fuhr wütend in die Höhe. „Bitte sehr, warum ist das Unfinn?“

„Erstens bringt ein verheirateter Mann seiner Frau überhaupt keine Geschenke mit, und zweitens würde ein verheirateter Mann es gar nicht wagen, etwas zu vergessen, was für seine Frau bestimmt ist.“

„Sie müssen in Ihrer Ehe ja schöne Erfahrungen gesammelt haben!“ höhnte Mutter Kulide grimmig.

„O, bitte nein,“ lächelte der mürrische Mann, „ich bin Junggeselle.“

„Ach!“ hauchte das Fräulein zur Linken und zupfte sich das Blüschchen zurecht.

Mutter Kulide warf ihr einen mißbilligenden Blick zu. „Ich werde dafür sorgen, daß der Mann sein Paket schnell wiederbekommt,“ sagte sie resolut.

„Wie wollen Sie das machen?“ fragte der mürrische Mann lauernd.

„Das sind Ihre Sachen nicht!“ herrschte Mutter Kulide ihn groß an. „Im übrigen werde ich in Astdt das Paket auf die Bahnmeisterei bringen.“

„Ja, tun Sie das,“ sagte das Fräulein zur Linken zustimmend.

„Es wird das beste sein,“ meinte von rechts her eine verschleierte Dame, um auch mal etwas zu sagen.

„Mein, es wäre nicht das beste,“ widersprach der mürrische Mann.

Mutter Kulide flog von ihrem Sitz und suchte gefährlich mit ihrem Schirm. „Herr,“ schrie sie mit tödlich beleidigter Stimme, „wollen Sie am Ende damit sagen, es wäre nicht das beste, wenn ich, Frau Kulide heiße ich, das Paket auf die Bahnmeisterei brächte?“

„Ganz richtig, das wollte ich damit sagen.“

„Oh — oh!“ hauchte die verschleierte Dame.

Das Fräulein zur Linken hüftelte verlegen und verhielt sich neutral.

Mutter Kulide schnob Entrüstung aus geblähten Rüstern. „So wird einem christliche Nächstenliebe ausgelegt,“ klagte sie weinerlich. „Wenn Sie alles besser wissen, Sie, Herr, dann sagen Sie uns doch einmal, was mit dem Paket geschehen soll. Von alleine wird es wahrscheinlich seinen Weg nicht finden.“



Heinr. Hofmann.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

Petrus im Meere.

„Ihre Sorgen möchte ich haben, Frau Kulide“, sagte der mürrische Mann. „Man gibt das Paket an den Schaffner ab, der händigt es dem nächsten Stationsbeamten aus, und jener bringt es in das bahnamtliche Fundbüro.“

„So 'n Umstand!“ höhnte Mutter Kulide.

„Das finde ich auch“, pflichtete ihr die verschleierte Dame bei.

„Und ich finde, daß eine gefundene Sache nicht uns gehört, und daß es Sache des Zugpersonals ist, sie an die zuständige Stelle zu leiten“, erklärte der mürrische Mann.

„Sie glauben wohl, ich wollte mit dem Paket durchbrennen?“ schrie Mutter Kulide in hellem Zorn.

„Ich glaube gar nichts“, erwiderte der mürrische Mann sachlich. „Ich weiß nur, daß ein Spitzbube sich von einem ehrlichen Menschen äußerlich kaum unterscheidet. Wenn Sie eine ehrliche Person sind, woran zu zweifeln ich keine Veranlassung habe, werden Sie das Paket abliefern. Hätten Sie aber diebische Absichten, die ich Ihnen keineswegs unterschieben will, würden Sie versuchen, mit dem Pakete durchzubrennen. Es liegt somit in Ihrem eigenen Interesse, sich selbst keinem Verdachte auszusetzen und die Weiterleitung des Fundstückes dem Schaffner zu überlassen.“

Das war sachlich durchaus richtig gesprochen. Mutter Kulide aber fand das gar nicht. Sie behauptete unter Tränen, von dem mürrischen Manne beleidigt worden zu sein.

Das Fräulein zur Linken ergriff, hold errötend, für den mürrischen Mann Partei. Die verschleierte Dame aber sagte mokiert: „Die Sache fängt an, mir peinlich zu werden. Ich mache darum einen Vermittlungsvorschlag. Wir öffnen das Paket und sehen nach, was es enthält. Auf diese Weise lösen wir am schnellsten die Frage, ob wir das Paket der Mutter dort oder dem Schaffner zur Weiterbesorgung übergeben sollen.“

Mutter Kulide fand den Vorschlag glänzend. Ohne erst die Zustimmung der anderen Fahrgäste einzuholen, zog sie das Paket aus dem Gepäcknetz heraus und bettete es in ihren mütterlichen Schoß.

„So nun werden wir ja sehen“, sagte sie triumphierend und begann, die Schnur zu lösen.

Gespannt sah das Fräulein zur Linken ihr zu. Die verschleierte Dame fuhr sich nervös mit dem Taschentuch unter das Schleiergewebe. Nur der mürrische Mann saß gleichgültig da und sog behaglich an seiner Zigarre.

Da trat wie von ungefähr ein Mann aus dem Durchgang des D-Zuges in das Abteil, der, wie das freundliche Rot seiner Backen zu verraten schien, im Speisewagen gegessen haben mochte. Er blickte erstaunt auf das Paket in Mutter Kulids Schoß, sah das leere Gepäcknetz, räusperte sich und sagte dann höflich, aber bestimmt:

„Verzeihen Sie, beste Frau, aber ich wüßte nicht, daß ich Ihnen gestattet hätte, mein Paket zu öffnen!“

Mutter Kulide starrte den Sprecher an wie einen Geist. Zum ersten Male an diesem Tage war sie sprachlos.

Das Fräulein zur Linken war es auch. Die verschleierte Dame ebenfalls.

Nur der mürrische Mann war es nicht. Aber er war plötzlich gar nicht mehr mürrisch. Er lachte so herzlich, als hätte ihm jemand den besten Witz des Jahrhunderts erzählt. Zugleich aber klopfte er dem eigentlichen Besitzer des vielumstrittenen Paketes auf die Schulter und sagte:

„Fritz, nimm dein Paket. Wir sind angelangt!“

Da fiel Frau Kulide zum zweiten Male an diesem ereignisreichen Tage in Sprachlosigkeit.

Das Fräulein zur Linken lächelte hilflos. Die verschleierte Dame saß starr.

Ob sie aus dieser Starre wieder erwacht ist, weiß ich nicht — denn der mürrische Mann war ich.



Großeltern.

Schwer und voll eines mystischen Klanges geht der Name ins Ohr: Großeltern! Tief in der Erde verankert, aus der wir gemacht sind, ragen sie, ein sturmsicherer Pfeiler, in unser Leben hinein, und deutlich wölbt sich eine Brücke bis zu den Urentkeln, auf denen, als dem zweiten noch sichtbaren Pfeiler, sie ausschwingend ruht. Das ist im Durchschnitt die Spanne, in der unser aller Dasein verläuft, der Bogen, von dem es wie mit feststehendem Zirkel zeitlich umrissen wird. Tun sich nur keine Lücken auf im natürlichen Wachstum der Familie, so wiederholt sich Geschlecht um Geschlecht derselbe Vorgang. Womit denn bewiesen wäre, daß für jeden einmal der Zeitpunkt kommt, da eine dankbare Nachkommenschaft bereit ist, ihn in die Schar der Großeltern aufzunehmen.

Die Eltern gaben uns das Leben — gut, so mögen sie zusehen, wie sie es weiter erhalten, festigen und zur Vollendung bringen. Alles, was sie dazu bei-

tragen, ist dem noch unselbstständigen Denken des Kindes lediglich die Erfüllung einer Pflicht, worauf es einen wohlbegründeten Anspruch hat. Dagegen die Großeltern, was sie tun oder lassen — das fühlt auch das Kind instinktmäßig heraus —, ist freiwillig gewährte oder verweigerte Wohltat. Aber wo wäre der Großvater, wo wäre die Großmutter, die nicht ihr Enkelkind wie einen Augapfel behüteten und jeden Wunsch von ihrem Gesicht abläßen? Vielleicht kommt das daher, daß die eigenen Tugenden und was man so die Rehrseite davon nennt, im Enkelkind getreulich, mitunter sogar verstärkt, sich wiederzufinden pflegen, so daß also der Großvater über die Eigenschaften seines Herrn Enkels sehr gut im Bilde ist. Er wird gleichwohl über die Untugenden seines Spiegelbilds hinwegsehen und nur immer das Gute in ihm mit lauter Stimme preisen, denn wann, seit die Welt besteht, hätte es einen zürnenden, geschweige strafenden Großvater gegeben?

Und hat sich die Großmutter ihr gutes Recht auf den Enkel nicht schon bei seinem ersten Schrei in die Welt erworben? Zumal, wenn es der Erstling ist, wird keine es sich nehmen lassen, der Tochter oder der Schwiegertochter ihren Beistand zu leihen und ihr die schwere Stunde nach Kräften zu erleichtern. Nahm sie ihr zuerst die Sorge um das Kind, so nimmt sie ihr später das Kind selber ab, wenn wieder einmal die Mutter der Pflege bedarf oder das Kind den Eltern auf einer Reise zur Last fielen. Zwar geht die allgemeine Klage, daß die Großmutter das Kind nur verwöhne, indem sie alle Unarten nachsähe und ihm viel zu viel Naschereien zusteckte. Was indessen die Anhänglichkeit an Oma nur um so tiefer ins Herz des Enkels senkt. Und Opa, der Großvater, ist ebenso wenig gewillt, sich mit platonischen Gefühlen zu begnügen: das Ergebnis ist nicht selten ein edler Wettstreit, wer am Ende das größere Zutrauen des Kindes besitzt. Ist es da verwunderlich, wenn manchmal kleine Eifersüchteleien zwischen Eltern und Großeltern entstehen? Aber statt Unfrieden zu stiften, stärken sie das eheliche Glück und erhöhen das Familiengefühl. Fast möchte man die Kinder bedauern, die niemals auf Großvaters Knien ihren ersten Ritt wagten, das sanft schaukelnde Ciapopaia kennen lernten oder auf Großmutter's Sojß zum ersten Male ins Wunderland des Märchens schauten.

Wie aber erst, wenn man die großen Ferien bei Oma und Opa verbringen durfte! Sie wohnen vielleicht — ganz früher taten sie das immer — auf dem Lande und ließen das Enkelchen eine ganz neue Welt erleben mit Kühen und Pferden, mit Feldern und Wäldern, so weit das Auge sah. Und das Entzücken über so viel Neues und Wunderbares war im Grunde nur ein Abschiednehmen, oder doch die Ahnung eines

Abschiedes von allem, was einst die Väter sich in faurem Schweiß erarbeitet hatten.

Und wieder später, wenn das Enkelkind studieren soll und die Mittel reichen nicht dazu: wer war es, der dann helfend einsprang? Wer sonst als die Großeltern: Und immer wieder die Großeltern, so oft es galt, eine Blöße zu verdecken, ein Loch zuzustopfen. Versteht sich, daß die Sympathien — und erst recht die Zuwendungen! — entweder den Bub oder das Mädel bevorzugten, je nach dem, wie die Voraussetzungen beschaffen waren. Bei ihnen gab es immer Trost, der Tränen trocknete, für den Fall, daß Vater und Mutter ein hartes Machtwort sprechen mußten. Bis über das Grab hinaus geht diese Fürsorge und diese Kette von Beweisen treuer Anhänglichkeit: wo gibt es einen Enkel, der nicht wenigstens ein Erbstück, von den Großeltern überkommen, in liebevolle Obhut nahm? Ganz bestimmt ist es in jeder Aussteuer zu finden, ob als kostbares Schmuckstück oder als Teil der Wohnungseinrichtung, und wäre es so veraltet, daß Neumodische darüber die Nase rümpfen müßten. Dafür ist es auch den Besitzern um alles Geld nicht feil.

Es ist nur eine kleine Abschlagszahlung für das Uebermaß an Wohlthaten, die sie uns in ihrem Leben zukommen ließen, wenn wir die Stätte in Ehren halten, wo die Großeltern zur letzten Ruhe gebettet liegen. Tod und Leben: wir aber stehen schon in der Mitte des Bogens, der sich über den sichtbaren Trägern unseres Namens wölbt. Bereits drängt das folgende Geschlecht heran, und die wir heute Väter sind, rücken über eine Weile zu den Ahnen hinauf, sind selbst dann Großväter im ewigen Kreislauf des Lebens geworden.

H. A. Berger.



„Die Hoffnung von 1897“.

Von D. Werner.

Andreas Prosper war seit vielen Jahren Vorsitzender des Lotteriekubs „Unsere Hoffnung von 1897“. Schon vor dem Kriege hatte er ihm angehört. Vielleicht hatte die Suggestion seines Namens dazu beigetragen, daß er auf den Verein so große Stüde hielt. Aber bis heute war das Glück der „Hoffnung von 1897“, die allezeit nicht mehr und nicht weniger als 12 eingefessene Bürger zu Teilhabern und Besitzern hatte, beharrlich aus dem Weg gegangen. Keines der Mitglieder hatte freilich auch früher, in den guten Jahren, das Glück notwendig gehabt. Sie hatten ihm zu ihrem geselligen Stammtisch einen Weg geebnet, damit es, sollte es ihm einmal einfallen, ungehindert und mit schmetternden Fanfaren bei ihnen einziehen könne. Diesen Weg hielten sie auch heute noch offen, obwohl die monatlichen Beiträge inzwischen manchmal eine Beschwernis, zwar eine kleine, aber eine zuzügliche, geworden waren. Aber gerade daraus, daß sie bisher übergegangen oder nur von wenigen unbedeutenden Treffern getroffen worden waren, schlossen sie, daß Fortuna einen fetten Schinken für sie auf der Hinterhand hatte. Daß diese

Schlussfolgerung sich als richtig erweise, hoffte vor allem Andreas. Denn seitdem Krieg und Inflation ihm alles Ersparnis genommen hatten, ging es ihm schlecht, sehr schlecht. Als es vor einigen Jahren wieder aufwärts zu gehen schien, als er wieder drei Gesellen und zwei Lehrlingen beschäftigte, hatte er sich verleiten lassen, eine Hypothek auf sein Häuschen zu nehmen, damit er Bewegungsfreiheit habe. Kurz darauf war die Krise gekommen, Schwindlucht des Auftragsbestandes, schwere Verluste. Ein Händler in der Stadt, ein Gauner, der von ihm einen größeren Posten Arbeitskuhe bezogen hatte, hatte ihn auf seiner Forderung sitzen lassen. Jetzt hatte Andreas kaum noch Arbeit für sich und den Lehrling, aber die Verpflichtungen liefen in fast alter Höhe weiter. Um es geradeheraus zu sagen: Wenn nicht ein Wunder geschähe, würde der alte, ehrbare Andreas Prosper in wenigen Monaten bankrott sein. Er würde den Wechsel, der in der nächsten Woche fällig war, noch nicht zur Hälfte decken können, ganz zu schweigen von denen, die später kamen.

Zu Hause wußten sie das nicht, weder das Min-

chen noch die Kinder. Die Sorgen trug Andreas allein. Wäre es anders, wenn sie es wußten? sagte er sich. Und war es nicht möglich, daß es doch noch eine Wendung gab? Dabei hatte er seine heimliche Hoffnung auf die „Hoffnung von 1897“ gesetzt. Je schlechter es ihm ging, je ungeduldiger die Gläubiger wurden, desto fester und zuverlässlicher hatte er auf die Lotterie gebaut. Er glaubte es „im Gefühl zu haben“, daß von dort die Rettung kommen werde. Es war mit der Zeit eine fixe Idee geworden, die er selber schon hundertmal unwillig abgeschüttelt hatte und die dann zum hundertenten Male, ohne zu weichen, in ihm war. —

Die Straßen des Dorfes, durch die Andreas dem Vereinslokal zugging, waren düster und leer. Nur hier und da brannte ein spärliches Gaslicht, drang gelblicher Lampenschein durch die Fenster der Häuser. Die wenigen Menschen, die unterwegs waren, huschten eiligst, gespenstisch vorbei. Es war eine naßkalte, ungesunde und feindliche Welt. Ihre Leere und Trostlosigkeit, die düstere Traurigkeit der Straßen, legten sich dem Andreas mächtig auf die Seele und machten ihn wieder ganz mutlos. Ich bin ein Narr, dachte er, daß ich von der blöden Loserei etwas erwartete. Hatte er nicht Angst gehabt, das Radio anzustellen, als die Gewinne durchgesagt wurden? Ja, er hatte Angst gehabt. Das erkannte er jetzt deutlich, er sah jetzt auf den Grund seiner Seele. Aber schon begann die Seele, die kindliche, optimistische Seele Gegenkräfte zu entwickeln. Was zerbricht du dir den Kopf? raunte sie ihm zu. Ist es nicht vier Jahre lang, in Schützengräben und Trommelfeuer, um dein Leben gegangen, um deine nackte Existenz, um deine ganze Welt? Und nun machst du dir Gedanken wegen so eines Kramladens? Warst du etwa schuld am Kriege? Na also! — Andreas sah das ein, und er sagte halbblau vor sich hin: Ich bin ein alter Narr! —

Im Blauen Döhsen war schon ein halbes Duzend versammelt. Sie hatten ihre Pfeifen in Brand gesetzt, die Beine lang unter den Tisch gestreckt und warteten auf den Vorsitzenden. Da war Peter Gager, der dicke Metzger, Franz Peß, der Aktuar, der dürre Anton Wacher, Weiß- und Wollwaren, Josef Dahlen, Schlosserei und Reparaturwerkstatt, Jakob Profitlich, Damen- und Herrensalon, und Johannes Rautschul, Bäckerei, Konditorei und Liköorstube. Die anderen würden noch kommen, zuletzt Supp Merten, der die Gewinnliste aus der Stadt mitbrachte.

„Liebe Vereinsbrüder“, sagte Andreas, „und er hatte dabei die Rechte mit der Ruchpfeife in die Schweinsblase getaucht und stopfte, „liebe Vereinsbrüder, wie machen wir es dieses Jahr mit dem Essen?“ Damit war die Sitzung eröffnet und in die Tagesordnung eingetreten. So fingen sie denn an zu überlegen und von Erbsensuppe und Schweinepfötchen zu reden, von Döhsenfleisch und Meerrettichsauce, von Schweinebraten und Salat. Während sie darüber noch mit nassen Zungen und glänzenden Neuglein debattierten, posterte, ein wenig gewichtig wie immer, Anton Wacher mit einer „grundsätzlichen Frage“ dazwischen: Ob sie denn das Essen in diesem Jahr überhaupt abhalten sollten oder ob sie nicht lieber in Betracht der Schwere der Zeit —? Aber da kam er richtig an. Wenn man das Essen ausfallen lasse,

könne man gleich den ganzen Verein ausfallen lassen, sagte der Metzger kategorisch. Jawohl, den ganzen Verein, den zweitältesten Verein von den 72 Vereinen im Ort. Ob er sich klargemacht habe, was das bedeute? — Und, keifte Profitlich dazwischen, ob er, Wacher, nicht wisse, daß die Wirtschaft wieder in Gang gebracht werden solle? In diesem höheren Sinne nämlich sei das Essen eine Tat, jawohl, eine Tat! Punkt. — Ueberhaupt, was haben wir denn sonst noch vom Leben? fragte Hannes, und in seinem Gesicht stand die ganze Tragik einer schwergeprüften Generation.

Anton wandte sich um Hilfe an den Vorsitzenden: „Andreas, was meinst du dazu?“ Aber Andreas war nicht bei der Sache. Er hatte ferne und matte Augen und erschrak fast über die Anrede. „Ja, ich meine“, sagte er und schwenkte in seiner Verlegenheit die Pfeife aus, „ich meine, das will gründlich überlegt sein. Es kommt doch vor allem darauf an, wie es mit der Kasse steht. Und das hängt doch davon ab, was der Supp heute abend mitbringt.“

Sie sahen sich an und nickten bedächtig mit den Köpfen. Früher hatten sie das Essen schon mal aus eigener Tasche bezahlt, aber heute? „Auf jeden Fall“, sagte Peter Gager noch einmal, „das Essen findet statt. Wir können es so billig machen, wie es geht, und ich lasse am Ende auch noch mit mir reden. Aber es findet statt.“ Damit pippte er seinen weißen Korn mit knapper und sachkundiger Wendung in den Mund.

„Uebrigens“, flüsterte Profitlich, „ich habe das Gefühl, als gäbe es heute was. Auch Anton Wacher hatte so ein Gefühl. Ob denn keiner im Radio etwas gehört habe? Keiner hatte etwas gehört. Unsinn! sagte Schneider Willem, der inzwischen angekommen war, und stieß gewaltige Rauchwolken vor sich in die Luft.

Da slog Supp Merten zur Tür herein. Sie sahen ihn aufmerksam und gespannt an, aber sein Gesicht verriet gar nichts. Das war, weil er selber noch nichts wußte. Er hatte wohl die Gewinnliste in der Tasche, aber er hatte das Blatt verloren, auf dem er die Nummern ihrer Lose notiert hatte. Die Lose, fünf Ächtel, lagen im Vereinsschrank.

Eiligst machten sie sich darüber her. Ueber den Tisch gebeugt, steckten sie ihre Köpfe und Pfeifen zusammen, schauten und verglichen. Aus dem Fächer ihrer Häupter stieg eine gewaltige blaugraue Rauchwolke senkrecht in die Höhe.

Nur Andreas blieb teilnahmslos sitzen. Er war auf einmal ganz sicher, daß es nichts gegeben hatte. Mit einem Schlage war ihm das klar geworden. Aber er war inwendig merkwürdig ruhig. Es war ganz leer in ihm, leer auch von Sorgen und Kümernissen. Eine sozusagen schmerzhafteste Heiterkeit, weise und resigniert, wandelte ihn an. Wie komisch das ist, dachte er.

Die andern verglichen. Das erste Ächtel war nichts, das zweite Ächtel war nichts; das dritte Ächtel brachte ein Freilos; das vierte war nichts, das fünfte — das fünfte: zwei Nummern neben einem Hauptgewinn von fünfzigtausend Mark! Andreas, hast du es gesehen? Hast du Worte? Zwei Nummern vor — schau her: wir haben 37 647, und hier 37 649 — Haupttreffer von fünfzigtausend Mark!

Sie hatten rote Köpfe, ihre Augen glänzten. „Da soll doch ...“, sagte Bager und schmetterte die Faust, Handschuhsnummer zwölf, auf die Tischplatte, daß die Gläser erschrocken aufsprangen. Sie schimpften, sie fluchten, sie waren außer sich.

Nur Andreas saß da und lächelte. „Schade“, sagte er, „Schade“. Und er fügte hinzu: „Dann ist es euch das nächste Mal so gut wie sicher.“

Er hatte „euch“ gesagt, ohne es recht zu wollen, ohne Ueberlegung. Die andern hatten es nicht beachtet, aber er selber hatte es bemerkt. Und da fühlte er in sich einen bitteren Schmerz, wie man ihn verspürt, wenn einem ein guter, treuer Freund dahinstirbt. Mehr aber war es nicht. Daß seine „letzte Hoffnung“ zusammengebrochen war, traf ihn nicht so, wie er befürchtet hatte. Nichts blieb als eine stille, geheime Wehmut. Es war merkwürdig.

Das ging ihm noch durch den Kopf, als die andern sich schon wieder dem Essen zuwandten. Der Ausfall der Ziehung hatte der Wirtschaftsankurbelung in höherem Sinne geschadet. Aber sie gingen nicht davon ab. Es sollte nun Erbsenfuppe geben und frisches Schweinefleisch, das der Peter zu halbem Preise liefern würde. Und um noch eine entscheidende Verbildung zu erzielen, beschlossen sie einstimmig, daß in diesem Jahr die Damen bei dem Essen ausfallen sollten. Mit dem letzten Entscheid hatte sich erstmalig die Forderung einer Minderheit durchgesetzt, die unter Führung des Aktuars Peel seit Jahren erbittert, aber erfolglos darum gekämpft hatte, daß die Mitwirkung der Damen am geselligen Vereinsleben auf den Auszug im Sommer beschränkt werde. In der Freude des endlichen Sieges gab nun der Aktuar eine Runde, der sich später noch einige andere anschlossen. —

Es war schon spät in der Nacht, als Andreas zusammen mit Schneider Willem nach Hause ging. Ihr Gang war noch fest und aufrecht, wenn auch die Knie ein wenig weich zu werden angingen. „So ist nun das Leben“, sagte Willem, „wieder ein Tag vorbei.“ — „Ja“, sagte Andreas, „so geht alles herum.“ Es war kalt und neblig, sie hatten die Kragen hochgestellt und froren. „So ist das Leben“, fing Andreas nach einer Weile wieder an. „Es kommt immer auf eine kleine Ecke an. Daran entscheidet sich alles. Und du kannst nichts machen. Entweder kommst du um die Ecke herum, dann lebst du; oder du kommst nicht daran herum, dann gehst du kaputt. Und du kannst gar nichts dranmachen.“ — „Ja“, sagte der Willem, „da hast du wohl recht, Andreas.“ Und er dachte bei sich: Der Andreas ist besoffen.

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Laut klatzte der Schlag ihrer Stiefel auf das Straßenpflaster, in den nächtlichen Ort. Vor seiner Haustür blieb Andreas stehen und packte den Schneider beim Rock.

„Du, Willem“, fragte er, während er heftig an dem Rock zupfte, „nun sag mir mal: Warum hatte unser Los 47 und warum hatte es nicht 49? Ich frag dich: Warum?“ — „Ja“, sagte der Willem, „warum?“ — „Siehst du“, sagte Andreas, „so ist das Leben. Da kannst du nichts machen —. Na denn, Nacht, Willem!“ — „Nacht Andreas!“ —

Am nächsten Morgen war dem Andreas nicht wohl. Er mußte sich lange besinnen, wie alles gewesen war. Nachher hatte er's. Richtig, er war kaputt, total kaputt. Die letzte Hoffnung dahin. Das sagte er sich mit aller Deutlichkeit, das wollte er ganz klar und wach erfassen. Aber es war seltsam: wieder drang es nicht so in ihn, daß sein innerer Zustand etwas mit Gebrochenheit oder Verzweiflung zu tun gehabt hätte. Er spürte nur wieder Trauer und Wehmut, den Schmerz um Verlorenes. Bin ich denn so ein leichter Vogel geworden, so ein Luderjahn, dachte er, daß mich das inwendig so wenig packt? Oder wird das erst kommen, wenn der Gerichtsvollzieher im Haus ist? —

Als ihn beim Morgenkaffee das Mischen forschend und sorgenvoll ansah, erschrak er und nahm sich vor, ihm am nächsten Tag, wenn sein Kopf wieder klar sein würde, reinen Wein einzuträufeln.

Indessen sollte es anders kommen. Am Nachmittag brachte der Postbote einen Brief aus der Stadt, der als Absender den Rechtsanwalt Zander auswies. Andreas erschrak und wendete den Brief sorgenvoll und ängstlich hin und her. Schon wieder

Gehorsam.

*Gehorsam hat ein großes G
Doch wenn ich mir in aller Ruh
Das Ding so recht beseh',*

Gehören noch drei kleine g dazu:

Gleich — so flink wie ein Rädchen schnurren,

Gern — nicht wie ein Möpslein knurren,

Gut — nicht halb getan und schlecht

Wer es so macht, macht es recht.

Kosten, dachte er grimmig und war nahe daran, das Ding ungelesen verschwinden zu lassen. Schließlich, mit den Worten „Es ist doch alles egal“, öffnete er und las: „Sehr geehrter Herr Prosper! Von einem Mittelsmann erfuhr ich heute morgen, daß der Kaufmann Karl Habicht, gegen den ich vor drei Jahren ihre Interessen vertreten habe, bei der letzten Ziehung der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie mit einem Gewinn von zweitausend Reichsmark herauskam. Ich habe daraufhin sofort den Betrag Ihrer Forderung einschließlich aller Zinsen und Kosten in der Gesamthöhe von neunhundertzweiunddreißig Mark beschlagnahmen lassen. Ich erwarte Sie zur Abrechnung in meinem Büro. Ergebenst Dr. Zander.“ —

Was ist nur mit dem los? dachte Hannes der Bejrung. Da stand der Meister mitten in der Werkstatt, starrte mit fernen Augen auf den Brief, und seine Hände zitterten. Und nun rollten gar aus seinen Augen zwei Tränen langsam die hageren Backen herab. Dabei sagte er halblaut vor sich hin: „Ich hab es gewußt, ich hab es gewußt.“

Der letzte Erntewagen.

Eine Geschichte aus der Eifel.

Sommer 1894.

Dampf brüht die Hitze eines Augustmittags über den Eifelbergen. Hier und da sind auf dem weitgestreckten Plateau die Spuren eifriger Erntetätigkeit zu sehen. Die Landleute lassen jedoch in dieser Stunde die Arbeit ruhen. Sie haben Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen unter dichtbelaubten Baumkronen oder im Schatten hochgetürmter Fruchthaufen gefunden.

Mittagsruhe überall.

Doch nein, dort auf dem großen Stoppelacker sind noch ein paar Knechte und Mägde in fieberhafter Tätigkeit. Ein hochgewachsener, breitschulteriger Bauer, dessen Stiernacke eine unbändige Kraft verrät und dessen scharfmarkiertes Gesicht einen unbeugsamen Willen kündigt, steht dabei und treibt die im Schweiß ihres Angesichtes Schaffenden zur Eile an. Noch stehen einige Kästen schwerer Mischelfrucht, wie sie in der Südwesteifel manchmal in üppiger Fülle gedeiht, im Felde aufrecht.

Der Mann, der oben auf dem breitausgeladenen Wagen hantiert, ruft dem Bauern zu:

„Es geht nichts mehr hinauf, Herr, wir müssen doch noch zweimal fahren!“

„Ach was, du verstehst das Raden nicht, Nikla!“ Hart und scharf klingt des Bauern Stimme. „Herunter vom Wagen!“

Dann klettert er selbst aufwärts, rollt die Hemdärmel hinauf und schafft da oben mit seinen sehnigen Armen wie ein Wütender. Was Nikla nicht fertig brachte — seinem Herrn gelingt's. Hochauf türmt sich die kostbare Last — ein solcher Wagen ist im Dorf noch nicht eingefahren worden. Dazu gehört aber auch des Schwiderathers Gespann, dem es keiner gleichtut weit und breit in der Gegend.

Die letzte Garbe ist untergebracht. Der Bauer kommt herab vom Wagen. Er freut sich der gelungenen Arbeit, fast scheint ein Lächeln die harten Züge zu mildern, als er spricht:

„Der letzte Wagen in dieser Ernte! Hanni kann ihn nach Mittag heimholen. Geht zum Essen, heute abend gib's das Erntebier!“

Noch einmal schaut er wohlgefällig zu der stattlichen Last hinauf, dann greift er zur Tirtenjacke, die etwas abseits in den Stoppeln liegt, wirft sie über die Schultern und geht ohne Gruß von dannen. Das grobsabige Leinenhemd ist weit zurückgeschlagen und läßt die breite, mächtig arbeitende, tief gebräunte Brust sehen. Hinter dem weit ausschreitenden Bauern schleichen in völliger Ermattung die Knechte und Mägde. Sie würden schon längst dem Schwiderather den Dienst gekündigt haben, wenn nicht der Bauer so reichlich zahlte und so gute Kost gäbe. Dafür verlangt er aber auch ein Maß von Arbeit, das eigentlich kein anderer leisten kann als er selbst. —

„Hanni!“

Wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes schallt die Stimme des Bauern über den von Hitze dampfenden Hof.

„Was soll's, Vater?“

Auf die Schwelle des Wohnhauses tritt ein junger Bursche, dem man es nicht ansieht, daß er des Schwiderathers einziger Sohn ist. Nichts verrät in seinem Aeußeren den Erben des reichsten Bauernhofes der ganzen Gegend. Der Alte duldet nicht, daß sein Sohn sich besser kleidet als er selbst und die Knechte. Hanni trägt, wie sein Vater, einen Anzug aus dem landesüblichen Tirten, dem Erzeugnis der Neuerburger Hausindustrie, und das grobe Linnenhemd ist, wie das des Vaters, von der Großmutter Hand gesponnen. Aber sonst gleicht Hanni dem Bauern mit keinem Haar. Er ist das Ebenbild seiner Mutter, einer herzenguten, verschüchterten Frau, die sich ganz und gar unter der Herrschernatur des Mannes gebeugt hat. Von wesentlich kleinerer Statur, mit offenen, gutmütigen Gesichtszügen und lockigem Blondhaar, im Gegensatz zu des Vaters borstigem, dunklen Haarmuchs, nimmt Hanni gleich im ersten Augenblick für sich ein und ist sowohl beim Gesinde als auch bei den Nachbarn wohl gelitten.

„Gleich nach dem Essen reitest du mit den neuen Braunen hinaus, den letzten Wagen hereinzuholen. Du kannst die Tiere etwas mit Bändern zieren, damit die Nachbarn sehen, daß es unser letzter Wagen ist. Die anderen haben ihre paar Halme noch draußen liegen. Der Lukas hat, wie immer, erst kaum angefangen, der Lotterjahn!“

Besondere Schärfe und Absicht klingt aus den letzten Worten, indeß der Bauer, an seinem Sohne vorbeidrängend, im Hausflur verschwindet.

Hannis Gesicht brennt in dunkelroter Glut. Er hat wohl herausgefühlt, was der Vater mit seinem Stich auf den Nachbarn Lukas wollte. Dem Alten ist's ein Dorn im Auge, daß sein Hanni und des Nachbarn Báb (Barbara) sich gern haben und nicht voneinander lassen wollen, trotz des nun fast zwei Jahre währenden Drangsalierens. Freilich, so wie der Schwiderather hinter seiner Sache her ist, sind's die anderen Bauern nicht, und dem Lukas erst recht fehlt's an Feuer und Umsicht. Aber das Báb ist ein Brachmädels, fleißig, brav und sitfam, haushälterisch in allem, und sie kann doch nichts für die Fehler ihres Vaters —

Hanni folgt dem Vater in die niedrige, von Fliegenwärmen durchsummte Stube, in die die Mutter das einfach-derbe Mittagsmahl aufgetragen hat. In dumpfem Schweigen essen Vater und Sohn, indes die still schaffende Frau den besorgten Blick von einem zum anderen schweifen läßt. Sie liest in des Sohnes offenen Zügen, daß der Vater ihn wieder gekränkt hat durch harte Worte.

Nun sind beide gesättigt. Der Bauer schlägt ein Kreuz und tritt hinaus auf die breite Hauschwelle. Ein lauter Fluch schallt plötzlich herein in das Zimmer, wo die Mutter sich ansetzt, nach dem Grunde der Verstimmung Hannis zu forschen.

Während der kurzen Espause ist ein Gewitter herausgezogen. Unheilverkündend hängen schwere, schwarze Wolken am westlichen Himmel. Schon zerreißen



Heint. Hofmann.

Christi Predigt am See.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

Blitze die dunkle Wand, ein Windstoß segt über die Höhe.

„Rasch, Hanni, zum Donnerwetter!“ brüllt der Bauer in wilder Hast. „Was faulenzst du noch da drinnen? Sorge, daß mir der letzte Wagen noch trocken hereinkommt! Gleich bricht das Wetter los!“

Der junge Bauer stürmt hinaus. Mit einem Blick erfährt er die Lage. Ein Wetter von der Feuerburger Seite her — das sind die schlimmsten. Meist regenlos, bleiben sie hier oben auf der Bergeshöhe oft stundenlang hängen mit furchtbaren Entladungen.

„Ich will unsere alten Schwarzen nehmen, Vater“, sagte er, sich dem Vater zuwenden. „Die Braunen scheuen leicht, ich kenne sie noch nicht, wie sie sich beim Gewitter verhalten.“

Da braust der Alte auf: „Du nimmst die Braunen, Junge, wie ich es angeordnet habe! Die Pferde gehen schneller, und hier kann es sich um ein paar Minuten handeln. Heraus mit den Gäulen und fort damit!“

Besorgten Herzens ist die Mutter hinausgegangen. „Daß ihn mit den Schwarzen fahren, Vater! Die kennt er durch und durch. Warum soll er sich mit dem neuen Gespann in die Gefahr begeben?“

Gereizt wendet der Schwiderather sich um. „Wer? ich dich und schließlich auch noch das Büb fragen müssen, mit welchen Pferden ich meinen Jungen fahren lasse“, herrscht er die zitternde Frau an. „Heraus mit den Braunen, Hanni, marsch, marsch!“ schallt es schrill über den Hof.

Schon kommt der junge Bauer mit zwei prachtvollen, feurigen Pferden aus dem Stalle. Gerade als die Tiere aus dem Dunkeln heraustreten, durchzuckt ein heller Strahl die Atmosphäre, dem ein dumpfrollender Donner folgt. Hochauf bäumen sich die Tiere und Schaum fliegt aus ihren Nüstern. Aber schon hat sich Hanni geschickt auf den Rücken des einen geschwungen, und dem Druck der kräftigen Schenkel gehorchend, trabt das Tier dem Tore zu, indes der Reiter das zweite Pferd am Halfter mit-

zieht. In rasender Eile jagt das Gespann die menschenleere Dorfstraße hinab, dem holperigen Feldwege nach, und nun ist's an Ort und Stelle.

Mit fieberhafter Hast schirrt Hanni die immer unruhiger werdenden Pferde an, schwingt sich auf das links gehende Tier und fährt den schweren Wagen aus den Stoppeln hinaus auf den Weg. Die kräftigen Gäule müssen sich gewaltig anstrengen, ehe sie die Last auf festem Boden haben. Nun treibt Hanni sie an, den Hof zu gewinnen, ehe die Wolken ihre Schleusen öffnen.

Furchtbar umtobt ihn das Gewitter. Schwarz und schwer hängen die Wolken herab, ununterbrochen fast von lohendem Feuer zerissen, und der Donner rollt, als wolle er die bebende Erde zerschmettern. Auf's höchste erregt, schnauben die Pferde, sie peitschen mit den Schweifen ihre Flanken, während sie in immer wilderem Trabe dahinfliegen. Schon rollt der Wagen mit seiner gewaltigen Last die Dorfstraße hinab.

Dem alten Schwiderather hat doch das Herz höher geklopft, als er den Aufruhr der Elemente sah. Er ist in plötzlicher Sorge hinausgetreten vor das Tor und schaut dem Kommenden entgegen, indes die Bäuerin bebend die geweihte Kerze anzündet. Jetzt reißt der Alte die Torflügel auf. Er fühlt sich erleichtert und stolz zugleich, als er den Sohn so ganz Herr der schwierigen Lage sieht.

Da — ein in nächster Nähe herniederfahrender Strahl blendet seine Augen — schmetternd kracht der Donner fast im gleichen Moment —

Einen Augenblick schwankt der Bauer und hält die knochige Hand vor das aschfahle Gesicht — dann schaut er auf und sieht, wie die Pferde wild davonrasen, seinen Sohn abwerfend, daß er mit blutender Stirn am Wege liegen bleibt, indes die Last des letzten Erntewagens in Flammen aufgeht —

Es war wirklich Hannis letzter Erntewagen gewesen. —

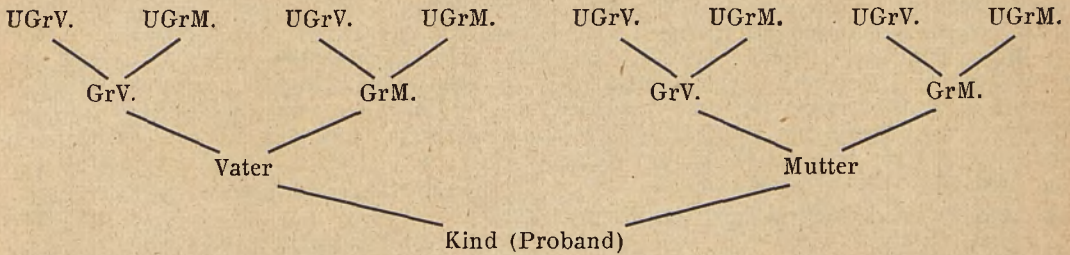


Etwas vom „Stammbaum“.

Schon im Jahrgang 1929 hat unser Kalender einen Aufsatz gebracht „Die Familiengeschichte, ihre Bedeutung und Anlage“ und zur Aufmunterung eifriger Stammbaumsforscher die Verlosung eines familientündlichen Werkes in Aussicht gestellt unter jene, welche das beige druckte Stammbaumformular vollständig ausgefüllt einreichen würden. Leider ist dieser Aufruf ohne Echo geblieben. Inzwischen hat aber das Interesse an der Stammbaumsforschung die weitesten Kreise ergriffen. In Reichsdeutschland muß jeder Beamte, wenn irgend möglich, seinen Stammbaum bis zu den Urgroßeltern nachweisen und bald wird die Zeit kommen, wo jede Familie es für selbstverständliche Pflicht halten wird, ihren Nachkommen eine Stammtafel mit ins Leben hinauszugeben. Früher oder später kann ja an einen jeden die Pflicht herantreten, seine Abstammung nachzuweisen und zwar je weiter zurück, umso besser. Die Ahnenforschung

ist längst nicht mehr das Vorrecht adliger Kreise geblieben. Uebrigens hat der alteingesessene Bauernstand in vielen Gegenden etwas Ähnliches besessen, indem in der Familienbibel, die sich im Stammbhofe vererbte, Geburten und Todesfälle eingetragen wurden. In Deutschland bestehen große und weitverzweigte Vereine, welche planmäßig Stammbaumforschung treiben und Interessenten mit Rat und Tat zur Hand gehen.

Die Genealogie von heute hat nichts mehr zu tun mit den früher so beliebten Erzählungen, wonach Onkel August immer behauptet hatte, wir hätten früher einmal „den Adel abgelegt“. Oder dem berühmten Wappen, das irgendwo als heiligster Schatz gehütet wird und von dem Großtante Eulastia berichtet hat, ihr Seliger hätte das damals von einem „Wappenfontor“ für schweres Geld bezogen, und auf der Rückseite der Wappenzeichnung stünde auch noch

Ahnen-Tafel.

die ganze Geschichte der Familie — natürlich hochvornehm — seit Choldwigs Zeiten. Es ist in früheren Jahrzehnten, ehe die Genealogie bürgerlicher und bauerlicher Geschlechter wissenschaftlicher betrieben wurde, ein heillosen Unfug damit getrieben worden. Auch im Adel übrigens!

Heute gilt als Quelle der Forschung natürlich nicht mehr die mündliche Tradition, sondern der urkundliche Nachweis. Manche Menschen, die schon einmal die Glocken haben läuten hören, denken dabei ausschließlich an „Kirchenbücher“ und wissen auch gleich zu berichten, ihr Großvater habe einmal gesagt, alle Bücher dieser Kirche seien im Dreißigjährigen Kriege verbrannt. Meistens stellt sich das später als irrig heraus, und überdies sind die Register der Taufen, der Trauungen und der Begräbnisse keineswegs der Weisheit letzter Schluß. Sondern die Staats- und städtischen Archive, die Gutsarchive bieten durchweg eine viel brauchbarere und aufschlußreichere Quelle. Denn die Kirchenbücher können nur das Gerippe der Familiengeschichte liefern, die Archive aber geben Auskunft über Beruf, über die Steuerzahlung, die Strafen und die Verdienste der Personen.

Wie aber faßt man die Sache praktisch an?

Man hat zwei Möglichkeiten. Stammtafel und Ahnentafel. Das Schema gebe den Anhalt: Das ist die für Anfänger praktische Art der Darstellung der einzelnen durch agnatische Verbindung hergestellten Glieder einer Familie desselben Namens. Also ist die graphische Form in erster Linie abhängig von der Stärke oder Schwäche der generationsmäßigen Besetzung; m. a. W., ob die Familie oder das Geschlecht sehr fruchtbar war oder nicht.

Wie man sieht, wandelt sich der Name in den einzelnen Generationen; damals gab es keine Zivilstandesregister; die Kirche und die Stadtbehörden

waren die Urkundestellen — und hier wurden die Namen nicht wie heute mit peinlichster Genauigkeit geschrieben, sondern nach Gehör. Dabei kamen manchmal die schlimmsten Sachen heraus. Eine Stammtafel beginnt also allemal oben und nicht wie der seltsame Stammbaum unten in der Wurzel. Oben steht der älteste Nachweisbare, der Ahnherr, und nach unten hin verbreitert sich dann die Tafel je nach Fruchtbarkeit.

Anders die Ahnentafel. Sie beginnt unten; denn hier wird die Gesamtheit derjenigen Personen beiderlei Geschlechtes dargestellt, von welchem ich abstamme. Ich bin in diesem der „Proband“. Ich habe zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern (übrigens nicht immer!), 16 Vorfahren in der vierten Generation, 32 in der fünften und zum Beispiel in der zehnten Generation 1024 Urahnen gleichen Alters. Die zehnte Generation liegt etwa im Anfang des Dreißigjährigen Krieges, wenn wir für den Probanden das Geburtsjahr um 1900 annehmen. Wir könnten diese Zahlen weiter zurückführen, indessen herrscht die Absicht, den Anfänger nicht schwindlig zu machen.

Wann brauche ich nicht acht Urgroßeltern zu haben? Dann nämlich, wenn meine Eltern Better und Base waren. Dann habe ich nämlich nur sechs Urgroßeltern. Und wenn ich zu den Königen der 17. oder 18. Dynastie im alten Aegypten gehörte, hätte ich beispielsweise nur vier Urgroßeltern und zwei Großeltern; denn damals heirateten Geschwister untereinander, und das ging sogar eine ganze Zeitlang gut.

Eine Ahnentafel sieht also allemal so aus, wenn wir auch hier den Rahmen absichtlich der Einfachheit des Verständnisses wegen eng fassen, wie das Schema „Ahnentafel“.

Je weiter diese Ahnentafel zurückgreift, desto breiter wird sie naturgemäß und desto mehr Überraschun-

Stamm-Tafel.

Jürgen Swarte 1678 bis 1714

Jürgen Swart 1706 bis 1776

Peter Swart 1709 bis 1718

Jacob Swart 1711 bis 1766

Peter Swarte 1737 bis 1790

Hans Schwarz 1739 bis 1768

Anna Schwarz 1740

Hans Schwarz 1766 bis 1824

Otto Schwarz 1800 bis 1878

gen bietet sie. Denn jetzt stößt man auf Namen, von denen man nie gehört hat, oder man stellt zu seiner großen Verwunderung fest, daß irgend ein ganz bedeutender Mann zu den Vorfahren zählt. Die Ahnentafel hat aber noch eine andere, weit ernstere Bedeutung: sie vermittelt der Wissenschaft die Möglichkeit, sich über unsere Erbanlagen, Krankheit, Anormalität oder Begabung klar zu werden. In diesem Sinne ist die Stammtafel, die ja nur die Träger desselben Namens berücksichtigt und das Erbteil der Mütter völlig außer acht läßt, viel bedeutungsloser.

Es dreht sich hier keineswegs um eine Spielerei

rückwärts schauender Geister mit angenehmen oder kuriosen Entdeckungen, sondern es handelt sich um die Voraussetzungen deines Seins, deiner Anlagen, deiner Fehler und Qualitäten — um die deiner Kinder und Kindeskinde, für deren Beschaffenheit du doch irgendwie Verantwortung trägst. Es handelt sich um die Wurzel der Deinen in dem Boden der Heimat, die du nicht wegleugnen kannst, wenn du auch seit Generationen Großstädter bist und dergleichen „Ergeruch“ kühl ablehnst.

Darum — treibe Genealogie!

H. A. Plöhn.



Das Galgenmännlein.

Erzählung von Walter Vollmer.

Der Bauer Jan, ein fleißiger, nüchterner Geizhals, hatte gegen Abend den Schornstein seines Rauchfangs gefegt und saß nun, schwarz wie er war, hinter dem Tisch und aß Spiegeleier aus der blanken Pfanne. Er aß in Gemütsruhe wie einer, der es wohlverdient hat. Sein Geschmacke und der Duft des gebratenen Specks verrieten, daß ihm die Mahlzeit wohlbekam.

Sein Esel stand in der halboffenen Tür, mit dem Kopf schon in der Stube, und döste schläfrig vor sich hin. Er fühlte nicht die zärtlichen Blicke, die ihm sein Herr von Zeit zu Zeit zuwarf, der in dieses Tier vernarrt war wie der Teufel in des Menschen Seele. Der Esel war ein merkwürdiges Tier. Alles ertrug er mit Geduld, Schläge, Hunger und schlechtes Wetter, nur das Pfeifen nicht. Davon konnte er so wild werden, daß ihn zehn Männer nicht zu halten vermochten.

Gerade wischte sich der Bauer das von Ruß und Fett glänzende Gesicht, um sich auf die Ofenbank zu legen, als ein Bote in die Stube trat, sich lange sehen und vorsichtig umfah und endlich einen Zettel aus der Mütze kramte, den er ihm verstohlen zuschob. Lesen konnte der Bauer nicht, aber die Kriechfiguren, die er entzifferte, erinnerten ihn jäh und schrecklich an ein Gespräch, das er vor kurzem mit dem höckerigen Landstreicher gehabt hatte, der mit seinen Kumpen die Wälder dieser Gegend unsicher machte.

Als er aufstand, war der Bursche fort. Aufgeregt rief er durch die Tür nach seiner Tochter Grete und geriet nicht wenig in Zorn, als sie nicht gleich kam.

„Ist dein Habenichts von Bräutigam wieder da?“ postelte er. „Ich sage dir, du kriegst ihn nicht, solange ich die Augen offenhalte!“ Nach dieser wiederholten Feststellung seines Standpunktes sprach er versöhnlicher, ja, er begann sogar, seiner Tochter die Waade zu streicheln und von großen Reichthümern zu munkeln, die ihnen das Schicksal heute nacht bescheren würde. „Gold und Glück gehen immer Hand in Hand, meine Tochter“, sagte er, und das Mädchen unterstand sich nicht, ihren Zweifel an dieser weltlichen Weisheit merken zu lassen. Sie schwieg.

Zwei Stunden vor Mitternacht sattelte er in großer Unruhe den Esel. Rechts und links hängte er ihm eine rote Laterne an das Leder, nahm einen Sack,

Stride und einen Spaten mit und verabschiedete sich von dem Mädchen, als zöge er auf Jahre hinaus in den Türkenkrieg. Sie sah, daß er den Weg in den Gebirgswald einschlug, und blieb verwundert und ratlos zurück. Es war eine stoffinstere Nacht. „Nimm doch nicht unser ganzes Hab und Gut mit!“ rief sie noch, denn der Vater hatte, geheimer Weisung gemäß, alles eingesteckt, was er an Gold und Schmuck besaß; sogar ihr Halskettchen hatte er mitgenommen. Er hörte nicht auf ihre Warnung, oder er wollte nicht hören, und war bald mit dem Esel und den schwankenden Lichtern in der Dunkelheit verschwunden.

An der sandigen Halde unter den hundertjährigen Eiben blühte seit Tagen die unheimliche Atrane. Hinter einem Gestrüpp der giftigen Pfaffenhütchen, ganz verborgen in Schwalbenwurz und holzigen Waldbreben, lag sie wie eine große, dunkelgrüne Kröte da. Man mußte diese Stelle in der Wildnis schon ganz genau kennen, um sie vor Mitternacht wiederzufinden. Jeder weiß, daß diese Pflanze um diese Nachtzeit bei Neumond gegraben werden muß, aber nur, wer seine Ohren gehörig mit Wachs verstopft hat und geneigt ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, darf es wagen, sich ihren Wurzelstock anzueignen, der beim letzten Spatenstich so entsetzlich schreit, wie es grauig nicht erzählt werden kann. Das ist dann das Galgenmännlein, das Kinder und Kindeskinde glückbringend überlebt, freilich nicht selten die Güter dieser Welt zum Schluß mit Unglück und gräßlichem Tod vergilt.

Das wußten der Bauer und der schweigsame Höckerige, die jetzt vor dem Esel her durch die rabenschwarze Nachteinsamkeit des Waldes zu Holze gingen. Sie tranken abwechselnd aus einer großen Lederflasche, um sich Mut zu machen und jeder versicherte dem anderen, ein schönes Leben wäre mit einem schrecklichen Tod nicht zu hoch bezahlt, und überhaupt dürfte man sich in solchen Dingen geheimnisvollen Wissens keine menschlichen Gedanken machen.

„Wer sich, um reich zu werden, auf seinen Verstand verläßt, bleibt zeitlebens ein armer Mann“, stellte der Bauer fest. „Man muß ein Gefühl dafür haben, was Gold und Glück warten.“

„Hast du auch alles bei dir, was ich dir aufge-



W. v. Kaulbach und M. Echter.

Des Herrn letzte Rast.

Verlag: Franz Hanfstaengl, München.

tragen habe?" flüsterte der Höckerige zum zweitenmal und stelzte wie ein gejagter Storch durch die stechen- den Hülfskrabbeln vor dem Bauer her.

„Alles! Gold und Silber, daran ich mein Leben lang gespart habe.“

„Das wollte ich dir geraten haben! Sonst könnten wir gleich wieder umkehren. — Du grabst also, Jan?“

„Ich grabe!“ sagte der Bauer, und ihm wurde heiß und kalt dabei.

Die Eiben rauschten im nassen Nachtwind. Der Lichtschein der Laternen glitt gespenstisch an den Stämmen auf und nieder, der Esel schnaufte, und das Holz knackte laut unter den schleichenden Tritten der Männer. Mehr und mehr überkam den Bauer das Gefühl, nicht mit dem Höckerigen allein zu sein, aber so ange- strengt er auch in das Dunkel sah, konnte er doch nichts wahrnehmen. Seine Erwartung steigerte sich an der verlassenen Halde zu herzklopfender Angst; auch der Höckerige schien unruhig zu werden, denn er pffte durch die Zähne und sprach überlaut, um sich und dem anderen Mut zu machen.

Ein Christ — ein Mann!

Des Mannes Treu' und Kraft,
Erlüht am Kreuzeschaft;
Wem hohen Mut gewann
Das Kreuz, der ist der Mann,
So kühn und freisheitsstark,
Voll Herz und Mut und Mark,
Den Spott und Haß und Leid
Um keines Haares breit
Von seinem Wege rückt,
Der immer g'rad aus blickt
Und stets gerade spricht
Nach Treu' und Mannespflicht;
Den Schmeichelei nicht biegt,
Den Heuchelei nicht schmiegt,
Der, stark von Kreuzesfrucht,
Nicht Feigheit kennt noch Flucht,
Der, gegen Schwache weich,
Sich selbst mit schwachem Streich
Vergilt, was er gefehlt;
Der nie die Feinde zählt:
Das ist der Mann, der Christ,
Der treu dem Kreuze ist.

Fr. Eichert.

„Vieher risse ich ein Grab um Mitternacht auf“, seufzte der Bauer. „Wäre ich nicht hier, stände ich nicht noch einmal von meiner sicheren Ofenbank auf.“ Dabei klapperten ihm die Zähne, während er eine der beiden Laternen und den Spaten vom Sattelzeug nahm und der Höckerige das Ohrenwachs mit tralligen Fingern knetete. Plötzlich stuchte der Bauer. Das Verhalten seines schnuppernden Esels und ein springender Schatten im Lichtschein ließ ihn seine unterdrückte Ahnung mit einemmal zu fester Gewißheit werden: Man wollte ihn überfallen!

„Ei, Teufel!“ spuckte er aus und stieß den Spaten in die Erde. Der Höckerige stopfte ihm noch eiligst Wachs in die Ohren und machte das Zeichen des Kreuzes, und der Bauer legte ihm nicht ohne bestimmte Absicht den Halfter des Esels in einer Schlinge um den dünnen Hals. Er wußte, was er tat! Er grub

dann, daß ihm der Schweiß ausbrach. Die Wurzeln knackten, hohl klagte der Wind, und eine aufgeschreckte Holzlaube polterte erschreckt in den Baumwipfeln. Schon lag der mächtige Wurzelstock fast bloß, als sich der Bauer aufrichtete, den blöde nickenden Esel und dann den steif lauernden Genossen ansah und plötzlich auf vier Fingern so laut zu pfeifen begann, daß es tief in den Waldschluchten widerhallte. Er hörte zwar selber keinen Ton, aber — hei, sprang der langohrige Graue wie ein Ziegenbock in die Luft, schlug aus und rannte, mit fliegender Laterne am Leder, wie verbrannt den Abhang hinunter. Der Höckerige schoß aufs Gesicht und schlug wütend um sich. Die Schlinge am Hals würgte ihn ab, während der Esel einem gehehten Wild gleich durch Sträucher, Löcher und Dornestrüpp mit ihm davonlief.

Der Bauer konnte ob der gelungenen List vor Freude das Lachen nicht lassen, aber ehe er sich versah, stürmte die Bande auf ihn ein. Er sah den Feuerstrahl ihrer Pistolen und wehrte sich mit seinem Spaten nach Kräften. Einen brachte er durch einen Tritt zu Fall, dem anderen stieß er das Eisen hart vor die Brust, so daß er niederfiel; dann setzte er in hoher Flucht ins rauschende Unterholz ein und verschwand im undurchdringlichen Dunkel der Nacht.

Als er in der Frühe heimkam, hielt der Esel vor der Stalltür und schlief. Der Höckerige lag nicht weit davon erdroffelt am zerrissenen Strick in der Ackerfurche.

Er begrub ihn heimlich, fütterte und streichelte das Tier und trat ins Haus. Tagelang sprach er nicht, aber er versiel von Stunde zu Stunde. Schließlich legte er sich, um zu sterben. Der Schreck hatte ihn zu arg mitgenommen. Ehe es so weit war, flüsterte er eindringlich auf seine Tochter ein, die weinend nickte und seinen letzten Wunsch zu erfüllen versprach.

Sie hat das Galgenmännlein geholt und zeitlebens gepflegt. Sie hat ihm zu essen gegeben und es in Milch gebadet, ohne zu wissen, weshalb sie es tat, aber sie ist davon glücklich geworden bis an ihr Ende. Den Geschlechlern nach ihr hat es nur Unglück gebracht, denn es ist gestohlen worden von Mann zu Mann.



Man sieht, daß sich das Glück nicht fangen läßt, und vielleicht soll auch darum das kleine Museum unseres Städtchens jetzt aufgelöst werden; denn in der rechten Ecke hockt unter Glas und Fach verstaubt und verrottet das Galgenmännlein, und nicht einmal der Direktor weiß, wie es dahingekommen ist. Dieser Direktor glaubt als aufgeklärter Mann nicht an das Galgenmännlein, aber er versteht noch weniger, daß ich diese seltene echte Aarunwurzel um alles in der Welt nicht haben will.

Vielleicht würde ich ein berühmter Schriftsteller oder, was noch mehr ist, ein zufriedener Mensch, aber ich bedenke das Ende! Nur wer nichts vom unglückseligen Zauber dieser Wurzel weiß, kann durch sie glücklich werden, und ist es nicht immer so, daß gerade die Menschen am glücklichsten sind, die es nicht verlangen und nicht wissen?

Hundert Mark zubielt.

Novelle von Heinz Rein.

Der Bürobote öffnete die Tür zur Buchhaltungsabteilung, legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief:

„Buchhaltungsabteilung, Geld holen!“

Langsam richteten sich sechs gebeugte Rücken auf, drehten sich sechs Köpfe rudweise herum und blickten zwölf Augen über die Ränder ihrer Brillen hinweg den Rufer an. In dieser Stellung verharrten die sechs Buchhalter, bis die Tür sich wieder hinter dem Knaben schloß. Dann erhoben sie sich schwerfällig und atmeten tief auf, als wenn eine große Last von ihnen genommen worden wäre, obwohl keinerlei Veranlassung hierzu bestand, denn das Unternehmen stand ungewöhnlich glänzend da. Dennoch wiederholte sich dieses Spiel am Ende eines jeden Monats.

Gemeinsam traten die Sechs nun den Weg zur Hauptkasse an. Als letzter schlurfte der Buchhalter Meurer. Er sah in seinem zerschlissenen, abgewetzten und an vielen Stellen glänzenden Gehrock, den ausgebeutelten Hosen und den breitgetretenen Stiefeln halb komisch, halb bemitleidenswert aus. Bei denen, die ihn kannten, überwog jedoch das Bedauern, denn man wußte, daß Meurers Verhältnisse durch die lange Krankheit seiner Frau sehr ungünstig waren.

Als letzter nahm Meurer an der Kasse sein Gehalt in Empfang. Das Hartgeld tat er in einen Geldbeutel, die Scheine legte er zusammen mit der Abrechnung sorgfältig in die Brieftasche.

„Kopf hoch, Karl!“ sagte der Kassierer zu ihm, als Meurer noch grübelnd einige Sekunden an der Kasse stehen blieb. Meurer nickte ihm mit abwesendem Blick zu.

Als er wieder an seinem Pult saß, begann er auszurechnen, wie er das Geld einteilen würde. Sorgenvoll wiegte er den Kopf hin und her, als er feststellte, daß er auch diesmal noch nicht daran denken konnte, die rückständigen Mieten zu bezahlen. Mit schlaffer Gebärde holte er seine Brieftasche hervor, um seine Aufmerksamkeit hineinzutun. Er legte sie zwischen die nagelneuen Hundertmarkscheine und war schon im Begriff, die Tasche wieder zuzuklappen, als er stutzte. Dann durchfuhr es ihn wie ein heftiger Schlag: er hatte einen Hundertmarktschein zubielt!

Scheu sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn jemand beobachtete, doch die Kollegen arbeiteten schon längst wieder. Hastig steckte er die Brieftasche ein und begann zu arbeiten, doch es gelang ihm nicht. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, die Zahlenreihen gerieten durcheinander, er fühlte, wie seine Pulse heftig hämmerten, wie ihm das Blut heiß in den Kopf schoß, und daß er puterrot wurde.

Unaufhörlich kreisten seine Gedanken: Hundert Mark! Hundert Mark! Hundert Mark! Das sind zwei Monate Mietsrückstand und noch zehn Mark darüber. Aber durfte er das Geld behalten? Meurer ballte die Hände, lehnte sich erschöpft vornüber. Für einen Augenblick schloß er die Augen und sah Renker, den

Kassierer vor sich, wie er verzweifelt nach dem Defizit suchte.

„Er muß sie ersetzen“, murmelte er vor sich hin, und ein Stöhnen folgte diesen Worten. Ungeschickt und schwerfällig kletterte er von seinem erhöhten Sitz herunter und wankte durch den Raum, ihm war, als zöge ihn die Brieftasche zu Boden. Dann aber gab er sich entschlossen einen Ruck. Selbstverständlich muß ich Paul den Hunderten zurückbringen, dachte er, so sehr ich ihn brauchen könnte. Und die Last in seiner Brusttasche wich.

Als er dann den Kassenraum betrat, war er wieder unsicher geworden. Renker wird den Verlust schon verschmerzen können, sagte er sich. Dann beschäftigte ihn die Frage, ob man ihm etwas würde nachweisen können. Nein, beantwortete er sich die Frage, das ist nicht möglich, Renker hatte heute ja an mehr als hundert Angestellte Gehalt ausgezahlt. Weshalb sollte er da gerade auf mich verfallen? Und wenn: wie will er dieses beweisen? Zögernd schritt er auf Renker zu. Trotz kam in ihm auf. Aber noch schwankte er, er fühlte es beinahe körperlich, wie in seiner Brust zwei Willen miteinander rangen.

Renker saß über eine Abrechnung gebeugt und sah erst auf, als Meurer neben seinem Tische stand.

„Nun Karl“, sagte er, „stimmt was mit dem Gelde nicht?“

Meurer zögerte mit der Antwort, dann erwiderte er: „Ja, es ist . . . Du hast . . .“ Ihm war, als ob die Worte im Munde quollen.

„Was habe ich?“ fragte Renker freundlich und ermunternd.

Meurer holte seine Brieftasche mit langsamen, unbeholfenen Bewegungen hervor und öffnete sie mit zitternden Fingern. Er blickte Renker mit verschwimmenden Augen an und hatte sekundenlang eine Vision: er sah den Hauswirt, der mit fordernder Gebärde vor ihm stand und mit Ermittlung drohte. Im gleichen Augenblick straffte sich Meurers Gesicht, die Augen wurden schmaler und die Haut spannte sich eng über den Backenknochen. Er nahm die Gehaltsabrechnung aus der Brieftasche, legte sie vor Renker hin und sagte:

„Hast du dich bei der Steuer nicht verrechnet, Paul? Mir kommt der Betrag so hoch vor.“

Der Kassierer warf einen Blick auf den Zettel. „Raum“, erwiderte er, „aber ich kann ja noch einmal nachrechnen.“ Dann nahm er den Bleistift zur Hand und rechnete. Meurer sah ihm völlig geistesabwesend zu. Nur fort von hier, dachte er, nur fort.

Renker hatte inzwischen seine Rechnung beendet.

„Stimmt ganz genau, Karl!“ sagte er.

Meurer murmelte etwas, stopfte den Zettel in die Tasche und schlürfte hinaus. Wild schlug sein Herz gegen seine Brusttasche.

Als Meurer nach Hause kam, hatte er sich ein wenig beruhigt, doch seine Bewegungen waren noch schwerer, die Furchen in seinem Gesicht noch tiefer als sonst.

Seiner Tochter entging diese Veränderung nicht. Sie blickte ihn an, als sie ihm das Essen brachte.

„Ich war heute wieder im Krankenhaus, Vater“, sagte sie. „Der Arzt meint, daß Mutter in vierzehn Tagen nach Hause entlassen werden kann.“

„So?“ meinte Meurer nur und beugte sich tiefer über den Teller.

„Freust du dich denn gar nicht, Vater?“ fragte sie.

„Doch“, erwiderte er nur. Seine Stimme klang hohl und nichtsagend. Meurers Gedanken kreisten unaufhörlich um einen Punkt: Ich bin unehrlich geworden; ich, Karl Meurer, habe Geld genommen, das mir nicht zukommt.

Die Kehle war ihm wie geschnürt, im Magen hatte er ein unangenehmes Gefühl, und im Kopf spürte er immerwährend ein Pressen und Drücken; ihm dünkte, als ob sein ganzer Körper in Unruhe geraten war. Er aß nicht weiter, legte den Löffel klrrend in den Teller und stand auf.

„Ich gehe die Miete bezahlen“, sagte er mit rauher, fast barscher Stimme und ging aus dem Zimmer, ohne seine Tochter anzusehen.

Langsam stieg er die Treppe hinab, oftmals blieb er schwer atmend stehen und lehnte sich gegen das Geländer. Wenn ich jetzt die hundert Mark ausbebe, dachte er, kann ich es nicht mehr rückgängig machen, dann bin ich für mein ganzes Leben lang ein Unehrlicher. Aber was soll sonst werden? fragte er sich dann. Wenn Martha aus dem Krankenhaus entlassen wird und nicht in ihre alte, lieb gewordene Wohnung zurück kann, weil wir exmitiert worden sind? Ist das nicht eine so schwere Belastung für eine Geseude. Mußte das nicht einen schweren Rückfall haben?

Als er dann vor dem Hauswirt stand, hatte er sich immer noch nicht entschieden. Er legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch und sagte nichts.

Der Hauswirt setzte sich zum Schreiben und fragte: „Wieviel soll ich quittieren, Herr Meurer?“ Er sah abwartend zu Meurer auf, sein Gesicht hatte einen etwas stumpfen Ausdruck, nur die Augen waren zu fanimengekniffen.

Meurer rang mit sich, schloß sekundenlang die Augen und verspürte einen heftigen Stich im Herzen. Dann sagte er:

„Eine Monatsmiete nur, Herr Ebel; aber möglicherweise kann ich in den nächsten Tagen noch etwas zahlen.“ Dabei dachte er: Vielleicht habe ich morgen den Mut, das Geld auszugeben.

Der Hauswirt schrieb die Quittung bedächtig aus und schob sie Meurer hin, dann zählte er das herausgegebene Geld auf den Tisch. „Sie müssen unbedingt den Rückstand abdecken, Herr Meurer“, sagte er. „Auch ich habe Verpflichtungen, denen ich pünktlich nachkommen muß.“

Meurer nickte, nahm das Geld in die Hand und wog es; er wollte es schon wieder auf den Tisch legen, doch im letzten Augenblick zuckte er zurück und steckte es ein. Er wollte noch etwas sagen, konnte aber nur schlucken, und wandte sich zur Tür. Als er dann wieder zu seiner Wohnung hinaufflieg, empfand

er eine gewisse Freude. Noch bin ich der Versuchung nicht erlegen, dachte er.

Dann sah er im dunklen Zimmer und sah auf die Straße hinunter. Das Pflaster glänzte vor Rässe, die wenigen Laternen erhellten die Straße nur unsicher, und selten nur war ein Mensch zu sehen. Meurers Gedanken bewegten sich immer wieder auf den Hundertmarkschein zu; ihm war, als ob er durch die Tasche und die Kleider hindurch auf die Haut einbrenne und ein unauslöschliches Mal einpräge.

Zermürbt, körperlich und seelisch erschöpft begab er sich zu Bett. Aber er konnte nicht schlafen, wild jagte das Blut durch den Körper, ihn fröstelte fortwährend, er legte sich von einer Seite auf die andere, doch er konnte den Schlaf nicht finden.

Ich kann nicht schlafen, dachte er, weil ich hundert Mark zu viel habe, und Rentner wird nicht schlafen können, weil er hundert Mark zuwenig hat.

Als Meurer am nächsten Morgen in den Spiegel sah, erschrak er, so fahl und grau sah er aus. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und flackerten unruhig.

„So also sieht ein Betrüger aus“, sagte er, und verächtlich kräufelte sich seine Lippen.

Dann sah er zum Fenster hinaus. Groß und strahlend, wie ein Mahnzeichen, stand die Sonne über den Dächern. Meurers Augen weiteten sich beim Anblick der Sonne, sie schien ihm wie ein leuchtender Eingang in den klaren blauen Himmel.

Meurer atmete tief auf. „Endlich bin ich zur Besinnung gekommen!“ sagte er laut, kleidete sich rasch an und verließ die Wohnung, obwohl es noch zu früh war. Gegenüber dem Hause, in dem Rentner wohnte, nahm er Aufstellung.

Nach kurzer Zeitspanne erschien Rentner auf der Straße. Er blieb einige Sekunden vor der Haustür stehen und sog in raschen Zügen die frische Frühlingsluft ein. Dann schritt er die Straße entlang.

Jetzt setzte sich auch Meurer in Bewegung. Bald hatte er Rentner eingeholt.

„Guten Morgen, Paul!“ sagte er und klopfte ihm von hinten auf die Schulter. Er versuchte zu lächeln, doch es mißlang.

Rentner sah sich erstaunt um. „Ach, du bist's, Karl! Guten Morgen! Wie kommst du in diese Gegend?“

Beide gingen jetzt nebeneinander. „Deinetwegen!“ antwortete Meurer.

„Meinetwegen?“ fragte Rentner verwundert. „Das verstehe ich nicht.“

Jetzt lächelte Meurer wirklich, sein hartes, verhärmtes Gesicht wurde mit einemmal weich. „Ich bringe dir die hundert Mark, Paul!“ sagte er, und ein gewisser Stolz lag in seinen Worten.

Rentner blieb stehen. „Welche hundert Mark?“ fragte er.

Meurer konnte nun sogar auflachen. „Nun, die dir gestern in der Kasse gefehlt haben!“

Rentners Gesichtszüge drückten kein Verständnis aus. „Mir sollen hundert Mark in der Kasse gefehlt haben? Wie kommst du denn darauf? Meine Kasse hat gestern, wie immer, gestimmt, auf den Pfennig!“



E. von Gebhardt. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Copr.)

Nikodemus.

Meurer schüttelte den Kopf. „Aber das ist doch unmöglich! Du hast mir doch hundert Mark zuviel ausgezahlt, Paul.“

Renker wurde ärgerlich. „Du redest wirres Zeug, Karl. Gehen wir weiter!“

Meurer aber hielt ihn am Ärmel fest, holte seine Abrechnung aus der Tasche und streckte sie Renker hin. „Du hast mir gestern nicht die Endsumme, sondern hundert Mark mehr ausgezahlt. Hier ist der Schein. Endlich bin ich ihn los!“ Dabei reichte er dem Kollegen den Geldschein und atmete tief auf, als wenn er von einer schweren Last befreit würde.

Doch Renker nahm den Schein nicht; seine Züge glätteten sich, die Unmutsfalten verschwanden, dann lachte er hell auf. „Behalt den Schein nur, Karl, er gehört dir. Du hast scheinbar den Anschlag übersehen, in welchem die Geschäftsleitung bekanntgab, daß alle

Angestellten anlässlich des guten Jahresabschlusses eine Gratifikation von hundert Mark erhalten.“

Meurer starrte ihn entgeistert an; er wollte etwas sagen, doch er konnte nur lallen. Er stand hilflos wie ein Kind da, in der einen Hand die Abrechnung und den Geldschein, in der anderen die Aktenlasche haltend.

Renker nahm ihm gutmütig lächelnd die Tasche ab. „Nun freu dich doch, Karl, und steck das Geld ein! Wirfst es gebrauchen können!“

Deshalb löste sich der Bann, der auf Meurer gelegen hatte. „Mein Gott“, sagte er langsam und fast feierlich, „wie nah lagern hier Freude und Leid beisammen! Ich habe es durchlebt, was es heißt, ein schlechtes Gewissen zu haben, und deshalb ist dieses Geld für mich nicht nur eine Hilfe, sondern eine ernste Mahnung für alle Zeiten.“

Auferstehung mit Hindernis.

Eine lustige Geschichte von Wilhelm Hopfer.

Die Bewohner des schönen und prächtig gelegenen Marktes Tittling im bayerischen Wald waren früher nicht wenig stolz auf ihre alljährliche Auferstehungsfeierlichkeit. Gar wunderbar war es nämlich anzusehen, wenn nach dem feierlichen Oster-Meluja der heilige Leichnam vorn am Hochaltar in der Versenkung verschwand und dafür plötzlich, wie von Geisterhänden gerufen, der glorreiche Auferstandene auftauchte. Aller Augen waren da stets gespannt auf diesen geheimnisvollen Auferstehungs-Akt gerichtet. Nicht um die Welt hätten die Tittlinger ihre Auferstehungsfeier mit der in einer anderen Pfarrkirche vertauschen mögen. Ja, sie schätzten selbst die Feier in der hohen Domkirche zu Passau als entschieden minderwertiger und weniger aufbauend ein.

Dieses mirakelhafte Auftauchen des auferstandenen Heilandes hatte aber eigentlich gar nichts Wunderbares an sich. Es war lediglich die Erfindung des Schreinermeisters N., der das Verschwinden des Leichnams Christi sowohl wie das Hervortreten des Auferstandenen mittels zweier Holzschienen bewerkstelligte, auf denen die Figuren ruhten. Aber trotzdem machte der ganze Vorgang beim Dunkel der Kirche und dem flackernden Kerzenschein tatsächlich einen sehr geheimnisvollen Eindruck und erhöhte wesentlich die Feierlichkeit des Fest-Aktes.

Die alljährliche Vorbereitung des Mechanismus traf selbstredend Meister N. Als dienstbare Geister bediente er sich hierzu lediglich der Ministranten. Es waren aber die Ministranten von jeher schon meist recht schlantel und sind es bis heute geblieben.

So brach denn im Wandel der Zeiten auch der Karfreitag 1877 an und ganz Tittling war schon wieder voller Spannung auf den ergreifenden Akt der Auferstehung. Während in den Häusern des sauberen Marktes das Wasser eimerweise durch Zimmer und Hausflöße floß und die Puhbüchsen nur so herumfuhrten, legte drüben in der Kirche Meister N. die letzte Hand an, um die Auferstehungsfeier wieder recht würdig zu gestalten. Genau kontrollierte er den Mechanismus und Gottlob, er klappte und funktionierte vorzüglich. Ja, was halt Meister N. tut, das ist getan.

Gut gelaunt sollte er auch den Ministranten für ihre Dienste seine Anerkennung. Wenn er geahnt hätte, welchen Streich sie ihm heute noch spielen würden! Der Baldini Kaverl, Ministrant und Singnabe zugleich, spielte den Fankel. Schaut ihn nur an, den Treibauf, wie es ihn juckt und wie er schon darnach brennt, die anderen Buben in seinen Plan und Streich einzuweißen! Wenn nur der Meister einmal weiter wäre! Endlich stapfte dieser befriedigt von dannen, um sich drüben in der Wirtschaft noch mit einem Glasl seines beliebten Rummelgeistes vor der Auferstehungsfeier zu stärken.

Raum schlug die Tür hinter ihm zu, rückte auch schon der Baldini seinen Genossen gegenüber mit dem bereits eingehend überlegten Plane heraus, der bei

den Tutnichtigl sofort heitere Zustimmung fand. Schnell holte der eine einen langen Drahtstift, während der andere einen Hammer herbeibrachte. Bald dröhnten wuchtige Schläge durch die altergeschwätzte Pfarrkirche, die um diese Zeit völlig leer war. Die Buben trieben vor dem Sockel der Auferstehungsfigur den Drahtstift in die Holzschiene, bogen diesen um und bewirkten damit, daß die Figur nicht mehr nach vorn bewegt werden konnte.

Gerade waren die Schlingel damit fertig geworden, als auch schon der Mesner kam, um die letzten Vorbereitungen für die Auferstehungsfeier zu treffen. Die Ministranten aber verzogen sich möglichst unauffällig, die Brust voll von Hoffnungen geschwellt.

Bald darauf hoben die Feierlichkeiten in der von Menschen dicht gedrängten Kirche an. Sogar aus den Nachbarsparreien waren Leute, mehr der Neugierde halber, herbeigekommen. Baldini mußte oben am Chor mitzingen, während seine Spezln am Altar vorn zu fungieren hatten. Alle drei waren bei ihren Verpflichtungen so sehr zerstreut, daß sie manch mißbilligender und strafender Blick trafen. — Nun nahte der Höhepunkt. Feierlich hatte der Herr Pfarrer dreimal das herzerhebende frohe Meluja angestimmt, im Tone immer höher und höher. Brausend fiel der Chor ein, dessen Stimmen sich mit den herrlichen Akkorden der Orgel zu einer hinreißend schönen Harmonie vermählten. Nun wandten sich aller Augen dem Hl. Grabe am Hochaltar zu. Erhebend und erschütternd zugleich war der Anblick des allmählich versinkenden heiligen Marterleibes und voller Ergreiftheit harrete die Gemeinde des Erscheinens des auferstandenen Heilandes. Tiefe Stille herrschte im weiten Gotteshaus, selbst die Orgel war verstummt. Doch Sekunde um Sekunde verging und die Figur wollte nicht erscheinen. Unruhig und besorgt zugleich richteten sich Hunderte von Augen nach dem Loch, in dem der Leichnam verschwunden war, und eine große Verlegenheit bemächtigte sich der ganzen Gemeinde. Um Gottes willen, was sie nur haben! Daß gar nichts weiter geht? Ein vergebliches Zerrn und Reißen wurde vernehmbar. Die bangen Sekunden wurden zu Minuten. Plötzlich kam im mäuschenstillen Gotteshaus vom Hochaltar her zwar unterdrückt, aber doch hörbar, der zornige Scheltterer: „Sagend! schlatramoll!“

Und jetzt rührt sich was. Aber o Schande und Jammer, nicht der Heiland erschien in der Umrahmung, sondern Meister N. mit seiner umgebundenen blauen Schürze. Ein Röcheln ging durch die ganze Kirche.

„Na, das ist aber ein schöner Heiland!“ dachten sich schmunzelnd die fremden Gäste von auswärts, die sich das Schauspiel der Tittlinger Auferstehung auch einmal ansehen wollten.

Auf einen Wink des Pfarres eilten ein paar Männer der ersten Bank dem verzweifelten Meister zu Hilfe. Sie nahmen die Christusfigur und stellten sie einfach, nachdem die Maschinerie ob des eingeklap-

genen festen Nagels absolut versagte, auf ihren zugehörigen Platz. Alles atmete nach dieser peinlichen Unterbrechung förmlich auf und die Prozeßion konnte sich nun in Bewegung setzen.

Nach Ablauf der ganzen Feier wurde eine hochnotpeinliche Untersuchung angestellt. Das Ergebnis war lediglich der vorgefundene Nagel in der Holzschiene. Von den Tätern fehlte jede Spur. An die Ministrantenschlanke, die sich scheu aus der Sakristei drückten, dachte niemand, solch kräftigen Skiff konnten nach

Meinung des Meisters nur Burschenhände eingeschlagen haben. Diese malefiz Sausbuben! Nur der Herr Lehrer auf dem Chor hatte Verdacht geschöpft. Der Baldini Xaverl war so zerstreut wie noch nie gewesen. Ja, er hatte ihn sogar erwischt, wie er das Notenblatt verkehrt vors Gesicht hielt. Aber er leugnete steif wie ein Stucken. Daß der Meister als „Tittlinger Heiling“ arg gehänselt wurde, läßt sich denken. Aber er lachte mit den Lachenden und das war das Beste.

Die Zimmergenossin.

Stütze von Christel Broehl-Dehhaes.

Die Kranke war außerordentlich empfindlich. Sie wurde sofort bei ihrer Einlieferung in den Operationsaal gebracht. Eine heikle Sache. Vier Stunden Markose. Als sie auf dem flachen Krankenwagen in das besonnte Zimmer gefahren wurde, reckte sich die andere im Zimmer, die bisher allein gelegen hatte und sich schon auf der Besserung befand, ein wenig hoch auf ihrem Lager und schaute der noch Bewußtlosen in das ganz junge, quittengelbe Gesicht. Mitleid wie mit einem eigenen Kinde wurde in ihr wach. Für die Neueingelieferte wurden die Vorhänge zugezogen; die andere fügte sich ohne Widerrede und legte das Buch beiseite, in dem sie gelangweilt gelesen. Es ist nicht so einfach, wochenlang in einem stillen Zimmer zu liegen, auf ein bischen Besuch angewiesen zu sein, von Helferinnen betreut zu sein, die alle Hände voll zu tun haben und nicht unnötig beschäftigt werden dürfen, und dann dabei das Herz so voll Sorge zu haben: wie der Mann daheim fertig wird, ob es den Kindern an nichts fehlt, nein, das ist durchaus nicht so einfach, wie es sich ansieht.

Die Genesende lag ganz still auf dem Rücken und lauschte wider Willen auf die feuchenden, würgenden Atemzüge der Operierten. Sie machte all das noch einmal mit, was vor Wochen auch mit ihr geschehen war, und die Erinnerung daran griff ihr mit einer würgenden Faust an den Hals und drückte diesen zu. Gesund sein! Welch ein köstliches Gut für den, der es verlor; wie wenig beachtet von dem, der es täglich besitzt. Ob das junge Ding auch je einmal darüber nachgedacht hatte, wie Kranksein war?

Am nächsten Tag war es schon besser. Die Vorhänge wurden wieder aufgezogen, die genesende Frau durfte wieder lesen. Das junge Mädchen lag auf dem Rücken und starrte immer nur gegen die Decke. Es war zu müde, um sich zu bewegen, war matt und doch hellwach.

„Blättern Sie doch bitte etwas leiser in Ihrem Buch!“ sagte es einmal nach dem anderen Bett hinüber, das es nicht sehen konnte, wenn es sich nicht hochhob und umwandte.

Die genesende Frau erschraf kurz vor dem Ton, dann sagte sie gütig: „Sie sind wohl sehr nervös — —?“

„Nervös nicht!“, kam es gereizt zurück, „aber liegen Sie hier mal so still und matt, dann stört Sie auch jedes Geräusch.“

Die genesende Frau lächelte auf ihrem Lager. Wißte sie vielleicht nicht, wie das war? Sie lag schon seit Wochen hier, war zudem angefüllt mit Angst und Sorge um daheim. Was wußte so ein junges Ding — — — ? Aber vielleicht konnte man die Ungebärdige trösten. Sie begann ganz leise und wärmte davon zu erzählen, daß sie schon länger hier liege und endlich besser zu werden hoffe. Sie sprach von ihren Kindern. Ihre Sehnsucht und Liebe, die sie sonst zurückdämmen mußte, brach sich erlösend Bahn.

Die auf dem anderen Lager sagte nach einer Weile unwirsch: „Ach bitte, wollen Sie nicht schweigen? Das Reden regt mich auf.“

Und die Genesende schwieg und sagte kein Wort mehr.

Am nächsten Tag durfte die Frau ein wenig aufstehen. Sie ging ein wenig über den Gang, rettete sich aber bald wieder in den Hafen des Bettes; das lange Krankenlager hatte sie doch zu matt gemacht. Aber die kurze Zeit hatte die Neueingelieferte doch dazu benutzt, die Schwester herbeizurufen und diese energisch zu bitten, ihr ein anderes Zimmer zu geben.

„Frau Willmer wirft sich nachts immer so herum, Schwester. Ich bin nicht gewöhnt, mit anderen auf einem Zimmer zu schlafen. Und Frau Willmer ist so unruhig.“

Die Schwester schaute das junge Menschentind, das sich nicht anpassen konnte, mit stillem Blick an.

„Frau Willmer war unsere angenehmste und bescheidenste Patientin, sie hat uns immer die wenigste Arbeit gemacht. Sie kommt nun bald nach Hause. Sie hat viele Kinder daheim, kein Wunder, daß sie da manchmal etwas unruhig ist. Sie wird wohl nachts nicht mehr schlafen können vor Freude — —.“

Leni Hangs gestand sich nicht ein, daß sie das Schicksal der Zimmergenossin im Innersten ergriff. Sie antwortete trozig, den Blick gesenkt: „Das ist ja alles schön und gut, aber ich sehe nicht ein, daß ich mir dadurch die Ruhe stören lassen soll — —!“

Die Schwester gab keine Widerrede, denn die Patientin war schlimm krank. Sie versprach, für Abhilfe zu sorgen, sobald es möglich war. Vorläufig aber waren noch alle Zimmer besetzt. Einige Zimmer der zweiten Klasse waren sogar mit drei Betten belegt. Leni Hangs konnte froh sein, mit Frau Willmer allein zu sein. Doch sie drängte die Schwester immer von neuem, ihr ein anderes Zimmer zu geben.

An einem Tag, an dem die Bäume vor den breiten Krankenhausfenstern in schönster Blüte standen, kam die Schwester und erzählte, daß Frau Willmer morgen nach Hause käme. Leni Hangs frohlockte. Endlich brauchte sie das Knarren des fremden Bettes nicht mehr zu hören, endlich verklangen die leisen, unterdrückten Seufzer, endlich hörte es auf, dies Taften nach dem Rhythmus, dieses Heischen nach der Stundenzahl...

Die letzte Nacht brach an, Frau Willmer sagte Leni Hangs wie immer freundlich gute Nacht, und diesmal war sogar mehr dabei: ihr beglücktes Herz sloß über.

„Morgen abend, Fräulein Hangs, morgen abend liege ich in meinem Bett daheim, und die Kinder rufen aus dem Nebenzimmer: „Gute Nacht, liebste Herzensmutter!“ Ach, wie ich mich danach gesehnt habe — Und wie sie mich wohl gebraucht haben werden. Meine kleine Hetti ist erst drei Jahre alt. Sie piepft schon mal in der Nacht, wenn sie sich nachgeschluppelt hat und nun schlecht liegt. Niemand hört dieses schläfrige Piepsen. Nur ich Fräulein Hangs, ich war im Nu wach. Eine Mutter hört jeden Laut. Ich verstehe oft nicht, woher man das geschärfte Ohr bekommt — —. Na, morgen kann ich ja wieder aufpassen!“

Leni Hangs war leidlich unzufrieden. Dieses Geschwätz über Kinder war ihr so uninteressant. Sie gähnte, sie legte sich zurecht, fühlte ein großes Schlafbedürfnis. Sie selbst löschte dann das Licht. Sie sah, daß Frau Willmer noch hatte sprechen wollen, daß noch irgend etwas herausdrängte aus ihrer vollen Seele; Leni Hangs schob mißmutig einen Kiegel davor. Da erlosch auch die Stimme der andern. Tiefe Stille senkte sich über das Krankenzimmer.

Witten in der Nacht erwachte Leni Hangs. Aber nicht etwa, weil Frau Willmer sich herumgeworfen hatte, noch, weil Licht angedreht worden war. Es herrschte vielmehr jene Stille um die Kranke, die sie sich immer gewünscht. Diese Stille erdroffelte Leni Hangs auf eine unbekannte Weise. Sie hatte Angst. Ihre Hand tastete nach dem Rhythmus, sie kam nicht so weit. Ihre Hand war gelähmt, ganz gelähmt. Leni Hangs wollte den Kopf heben. Er ging nicht. Da wollte sie schreien, es ging nicht. Herr im Himmel, was geschah mit ihr? Wo war Frau Willmer? Warum rührte sich Frau Willmer denn nicht? Sonst warf sie sich immer herum —. Sie hatte doch solch einen leichten Schlaf. Frau Willmer! Sie konnte nicht rufen. Ein Röcheln, ein ganz kleiner, beengter Laut aus ihrem Munde, dann quoll es hoch in ihr, verschloß ihr die Kehle, erstarrte sie.

In diesem Augenblick hörte Leni Hangs draußen mit vergehenden Sinnen die Nachschelle auf dem Gang klingeln. Licht flammte auf. Den Finger noch auf dem Klingelknopf, richtete sich Frau Willmer in ihrem Bett auf, sah mit schreckgeweiteten Augen zu der schon Bewußtlosen hinüber. Wenig später war Leni Hangs gerettet. Als der Morgen dämmerte, wurde die Kranke aus dem Operationszimmer wieder in das Krankenzimmer gebracht. Sie war bei Besinnung und fühlte sich ganz frei und erlöst. Und als der Fahrwagen an Frau Willmers Bett vorbeigeschoben

wurde, da streckte Leni Hangs ihre dünne, wächserne Hand aus und streichelte still über die Hand der anderen.

„Nun sagen Sie doch bloß, Frau Willmer“, fragte die Schwester, „wie haben Sie denn bemerkt, was los war? Fräulein Hangs sagte doch, daß sie ganz gelähmt gewesen sei, sie habe nicht atmen noch rufen können.“

„Ich hörte ein sonderbares Geräusch“, antwortete die Frau, „das machte mich stuhig. Ich habe ein zu scharfes Ohr für so etwas. Ich bin doch Mutter!“

Leni Hangs lag ganz still und glücklich. Am Nachmittag, als Frau Willmer von ihrem Mann und den größeren Kindern geholt wurde, weinte die Zurückbleibende.

„Wollen Sie nun noch — allein liegen?“ fragte die Schwester, als der Abschied endlich vorüber war. „Wir haben eine Neueingekesserte, eine Liebe, sonnige Frau — —“, die Schwester lächelte mit feuchten Augen, „auch eine Mutter.“

Leni Hangs nickte bittend.

Wie ein Katholik die Tageszeitung lesen soll.

Den Klatsch, die Verbrecher- und Mordgeschichten soll man in der Zeitung übergehen, man lese besser das, was für das politische, soziale, religiöse und kirchliche Leben von Wichtigkeit ist. Wenn in einem Lande wichtige Wahlen oder Abstimmungen bevorstehen, welche das religiöse und moralische Leben betreffen, so schließt ein guter katholischer Christ ein solches Anliegen in das Gebet und das heilige Messopfer ein. Wenn in einem Lande die Kirche verfolgt wird, wie dies vor einiger Zeit in Mexiko der Fall war, oder wie es in Rußland wirklich der Fall ist, so bildet dieses wiederum bei einem katholischen Leser einen Gegenstand seines Gebetes. Sind irgendwo schwere Vergehen und Sakrilegien vorgekommen, so opfert ein guter Katholik die heilige Messe oder die heilige Kommunion zur Sühne dafür auf. Sind öffentliche Unglücksfälle mit Verlust von Menschenleben vorgekommen, so gedenkt der katholische Leser der Verstorbenen durch ein andächtiges Vaterunser oder wenigstens durch ein Stohgebet: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! Sind hervorragende Männer gestorben, welche sich in besonderer Weise um Kirche und Vaterland verdient gemacht haben, so schließt ein guter Katholik solche besonders in das heilige Messopfer ein und vergißt deswegen auch nicht die im Weltkrieg gefallenen Soldaten. Enthält eine katholische Zeitung interessante und erbauliche Nachrichten oder Mitteilungen, so läßt der gute Katholik zugunsten der Propaganda auch andere diese Zeitung lesen.

Auf diese Weise kann der gläubige Katholik mit der äußeren „katholischen Aktion“ durch Haltung guter Tageszeitungen die innere katholische Aktion verbinden durch richtiges und verständiges Lesen der Tageszeitung. Darum leset katholische Zeitungen und nehmt Anteil an kath. „Freud und Leid“!

Er kommt wieder.

Skizze von J. Eshor.

Unweit der alten westfälischen Stadt B . . liegt ein schmudches, freundliches Gebirgsdörfchen, von köstlich klarem Quellwasser durchrieselt, das sich in seinen Adern durch die Gassen schlängelt. Hart an der Verkehrstraße erhebt sich ein behäbiges, langgestrecktes Bauernhaus mit verschnörkeltem Giebel und massivem Eichenbor, an dem nach alter Vätersitte der eiserne Klöppel hängt. Riesige Eichenbäume überdachen das freundliche Anwesen und den weiten Hof nebst den vielen Stallgebäuden mit starken Armen und einer Unmenge sattgrünen Laubes.

Zwei Männer, starke sonnenverbrannte Gestalten in blauer Leinenkleidung, standen auf dem Hofe und schirrtten zwei Ackerpferde an den Wagen, auf dem einige Bretter, ein Rechen und ein Sack voll Hafer lagen.

„Das Schinden halte ich nicht länger aus, Peter!“ murkte der eine, indem er mit dem bunten Sacktuch den Schweiß von der Stirn rieb. „Wir arbeiten schwer wie die Ochsen im Joch, und für wen — den blödsinnigen Anton! Wir ernten weder Dank noch Anerkennung, und kein Pfennig des Erworbenen gehört uns . . . Ich bin's leid.“

„Ich auch“, pflichtete Peter bei. „Aber unsere seligen Eltern haben mit weisem Vorbedacht unser Erbteil verkürzt und Antöndchen alles zugeschrieben, damit wir ihn nicht im Stiche lassen und wir dagegen unser Brot bei ihm finden. Denn gehörte Dir oder mir der Hildebrandhof, sag' aufrichtig, wir würden den unnützen Effer bei uns nicht dulden.“

„Gewiß nicht; wozu den Aerger schlucken, wenn man's anders haben kann! So aber sind wir wie die Sklaven auf Lebenszeit an ihn gebunden . . . Wahrhaftig ich wünschte ihn dahin, wo der Pfeffer wächst! Da müssen wir hinaus in den Sonnenbrand, während er auf der Bank im Garten gemütlich sein Pfeifchen raucht und das Beste isst und trinkt. Es ist zum Verzagen, daß er unser Herr und wir seine Knechte sind.“

„Mache hurtig, Mathies, der Regen hängt und der Hafer muß in die Erde, denn wenn der Regen erst das Moorland flüssig macht, darf kein Menschenfuß die Stelle betreten“, mahnte Peter eifrig.

Während der letzten Worte war aus dem Hause ein etwa dreißigjähriges Mädchen gekommen, die aus ihrer Schürze Kornfutter für das Federvieh auf die Erde streute. Von allen Ecken und Ställen flogen die Zweiflüßler herbei und stürzten sich über den Vederbissen her.

„Tringche, das war ein bißchen reichlich, die Hälfte hät't's getan“, schalt Mathies.

„Es wäre aber nicht genug gewesen, das Vieh muß satt werden“, entgegnete die Haushälterin den beiden Brüdern.

„Hoho! Die Hühner brauchen nicht gemästet zu werden, sie können sich Futter suchen auf der Straße und auf dem Felde. Es ist eine Verschwendung, das schöne Korn so hinzuwerfen“, schrie Mathies erzürnt.

„Nun, es kommt Euch auch zugute, wenn ein fettes Huhn im Topfe schmort.“

„Uns? Du meinst vielleicht das Antöndchen.“

„Ihm gehören sie ja auch alle.“ Tringche schien nicht auf den Mund gefallen.

„Warum ihm allein? Arbeiten wir nicht für ihn mit, während er auf der Bärenhaut liegt.“

Auf Tringches Achselzucken fuhr er zornig fort: „Ich weiß schon lange, Du hältst seine Kante. Wenn sich aber das Blättchen wendet, dann sieh beizeiten, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

„Damit hat's gute Weile“, höhnte Tringche lachend.

„Vielleicht auch nicht“ schrie Mathies erbozt. „Wer kann's wissen“, setzte er gemäßigter hinzu, als er Tringches stugenden Gesichtsausdruck bemerkte.

„Sei still, da kommt er“, sagte Peter nach der Hausdecke deutend.

Wirklich kam das große Antöndchen langsam aus dem Garten geschlendert. Er hatte die kurze Pfeife im Munde und seine Füße steckten in bequemen Pantoffeln. Anton Hildebrand besaß viel Ähnlichkeit mit seinen Brüdern, doch trugen seine Züge einen stupiden Ausdruck, auch war er viel stärker wie diese und übertrugte sie um Kopfslänge.

„Warum zankt Ihr miteinander?“ fragte er. „Iind was habt Ihr mit der Tringche? Daß Ihr sie in Ruhe laßt, sag' ich Euch. Sie wird nächstens Hildebrandbäuerin, hihi . . . Damit Ihr's bald wißt!“

Mathies war dunkelrot geworden. Er hob die Peitsche und ließ sie durch die Luft sausen.

„Du Narr!“ schrie er wütend.

„Antöndchen weiß nicht, was er spricht, bleibt nur gelassen, so weit kommt es nicht“, sagte Tringche unwillig. „Er weiß seine Anhänglichkeit nicht anders zu bezeigen, das ist alles“, setzte sie hinzu.

„Wehe Dir, wenn Du den vermessenen Wunsch haben solltest!“ drohte Peter nicht minder aufgebracht wie sein Bruder.

„Du willst den Hildebrandhof haben — Du?“ Mathies ballte die Faust.

„Seid unbesorgt meinnetwegen. Euch entgeht kein Pfennig. Aber ich meine, daß Antöndchen länger lebt wie ihr beide, er ist ja auch der Jüngste, und daß er Euch noch dazu beerbt.“

„Bist Du nicht klug?“ rief Peter.

„Kluger als Ihr denkt“, gab Tringche spöttisch zurück.

„Daß Dich“ . . . Mathies' Peitsche machte eine bedeutliche Schwenkung zur Seite, doch das Mädchen war flink zu Fuß, man sah eben noch ihren Rockzipfel auf der Diele verschwinden und hörte ihr spöttisches Richern zurückschallen.

„Sprichst Du noch einmal solche Dummheiten, so gehen wir von Dir und dem Hofe und Du kannst zusehen, wer Dir die Arbeit vorrückt!“ drohte Mathies dem jüngsten Bruder.

„Borerst aber hauen wir Dich windelweich!“ bekräftigte Peter mit zorniger Miene. „Die Heiratsgedanken wollen wir Dir schon austreiben. Das wäre was, Du Unkluger und Jüngster —“

„Und Hofbesitzer!“ höhnte Anton gereizt.

„Ja, das ist's — sonst würde Dich keine nehmen, aber der Bauernhof“...

Peter unterbrach sich seufzend, ergriff die Zügel und setzte sich auf den Wagen. Auch Mathies schwang sich hinauf, er ballte die Hand und zeigte damit gebieterisch auf den Platz neben Peter. „Da setz Dich zu uns, Du kannst einmal zusehen, wie Arbeit schmeckt. Vielleicht erkennst Du es an, wie Deine Brüder sich für dich plagen.“

„Fällt mir nicht ein, dazu seid Ihr gut genug. Ich bleibe daheim.“

Antönchen lachte spöttisch dem abfahrenden Wagen nach und ergözte sich sichtlich an der verhaltenen Wut seiner beiden Brüder.

Der Himmel verfinsterte sich auffallend. Schwarze Wolken jagten dahin, aber nur für einen Augenblick, im nächsten lachte schon wieder die Sonne.

„Fahre zu, Peter, der Regen hängt, und dann gibt's eine verfluchte Arbeit auf dem Moortrich.“

„Hm“, meinte dieser. „Hm, lassen wir ihn doch liegen.“

„Ohne einzusäen?“

„Unser Vater hat's immer wüste liegen lassen, er fand das Moor zu gefährlich, es ginge auch so.“

Aber wenn wir gegen zwanzig Zentner Hafer ernten, ist es doch besser.“

„Natürlich — für Antönchen.“

Sie schwiegen beide.

„Weißt Du, Peter, ich habe die Sache überdacht, wenn Anton den Spaß machte und die Trine“...

„Unsinn, sie ist viel zu geschickt, um sich einen simplen Mann zu nehmen.“

„Eben weil sie geschickt ist, wird sie ihn ganz gewiß nehmen, sie hat alsdann das Kommando und danach ringen die Weiber alle.“

„Das wäre nicht gut“, versetzte Peter gedankenvoll. Wir könnten dann mit unsern paar hundert Thalern abziehen und uns als Ackerknechte verdingen.“

„Und wir sind beide nicht mehr jung“, bedeutete Mathies. „Es würde uns schwer fallen, einem Herrn zu gehorchen. Hast Du schon länger etwas gemerkt zwischen Tringche und Antönchen?“

„Nein ... außer, daß sie stets seine Partei hält.“

„Wir wollen ihr kündigen“, sagte Mathies kurz.

„Das gibt er nicht zu, und von uns würde sie keine Kündigung annehmen.“

„Was ist dann zu tun?“

„Nichts.“

Sie schwiegen beide.

„Ich wollte, er wäre tot“, begann Mathies nach einer Weile.

Peter schrak zusammen, als habe er eben denselben Gedanken gehabt, und blickte furchtsam umher.

„Vielleicht stirbt er.“

„Woran?“ Mathies knirschte mit den Zähnen.

Peter zuckte mit den Schultern. „Man kann nicht wissen.“...

„Unsinn, er ist groß und stark, besitzt Bärenkraft und war nie krank.“

„Wir müssen also abwarten.“

„Bis er Tringche heiratet?“

„Können wir's hindern?“

Peter schwieg.

„Wir sind an Ort und Stelle. Halt, halt!“

Peter zog die Zügel straff und stieg ab.

Mathies band die Säeschürze um die Hüften und schüttete Hafer hinein. Peter warf die Bretter vom Wagen und schob sie weit auf das Moor hinaus, das ein riesiges Biersied in der grünenden und blühenden Landschaft bildete. Eine merkwürdige Erde, diese tief-schwarze weiche Masse, die nur das Wurzelgeflecht einer starkverzweigten Moorpflanze zusammenhielt, welches bei jedem Tritt elastisch nachgab und nicht selten den Menschenfuß festhielt, um ihn in die Tiefe versinken zu lassen. Nach der Mitte des sumpfigen, einige Morgen großen Fleckes macht sich eine bedenkliche Senkung bemerklich, deren Inhalt gegen die andere Moorerde abstach, hier brodelte das naßglühende Schwarz und warf große Blasen auf die schlammige Oberfläche.

Wehe dem Fuß, der hierher trat, gleichviel ob er einem Menschen oder einem Tiere angehörte — der leichtesten und flüchtigsten Last drohte hier Gefahr. Mathies betrat die hingelegten Bretter und streute den Hafer, während Peter mit dem langen eisernen Rechen die Erde lockerte und darüber warf, immer sorgsam vermeidend, mit dem Bruder zur gleichen Zeit auf einem Brett zu stehen. Und auch der Verderben dräuenden Mitte näherten sie sich nur in beträchtlichem Abstände. Es war ein saure Arbeit.

Auch zur Ernte, wenn der Hafer gereift und geschnitten werden mußte, erforderte es viel Kraft, Geduld und unendliche Vorsicht, denselben herunterzuschaffen.

Ein gräßlicher Blitz zuckte kreuzweise durch die Luft und ein heftiger Donnerschlag ließ die Erde zittern. Die erschreckten Vögel schwirrten mit heftigem Flügelschlag dicht an den Köpfen der beiden arbeitenden Brüder vorbei.

„Höre auf!“ mahnte Peter.

Er schleuberte das hinterste Brett und den Rechen auf das Festland herüber. Mathies wischte den Schweiß von der Stirn und griff wieder in den gelben Hafer hinein. Wenn es jetzt regnet, können wir in acht Tagen und noch länger nicht aufs Moor gehen, die Arbeit muß fertig werden, hole nur das Brett und den Rechen wieder.

Peter versuchte noch eine Einrede zu machen, mußte aber den überzeugenden Gründen des Bruders nachgeben. Er ging, um Brett und Rechen wieder herbeizuholen.

Jetzt begann es schwach, dann stärker zu regnen, und endlich strömte der heftigste Platzregen herunter.

„Nun heidi fort!“ gebot Mathies.

Der Himmel war ganz düster geworden, es schien, als wollten die Wassergüsse gar kein Ende nehmen. Mathies und Peter hatten ihre Soppen über den Kopf geworfen und waren unter den Wagen gekrochen, der sie etwas gegen den Regen schützte. Sie hatten noch nicht lange gegessen, als eine laute Stimme ihren Namen rief.

„Es ist Antönchen“, murmelte Mathies. „Was er nur will?“



Der Alte.

Am Feierabend

Nun ruhe aus, du wandermüde Seele
 Vom rauhen Irrweg über Stock und Stein,
 Nun ruhe aus — auf daß dich nichts mehr quäle,
 Blick auf zu Gott, er wird ja ewig dein!
 Voll Glaubensfreude nur die Schwingen breite
 Zum Flug hinauf durchs blaue Sternenzelt. —
 O Seligkeit: des Himmels lichte Weite
 Und Gott ist dein — tief unter dir die Welt.

Paul Gerling.

„Ihr feigen Schlingel kriecht unter den Wagen! Scheut Euch vielleicht gar vor dem bißchen Wasser, das die Haut neßt?“

Die hünenhafte Gestalt des Bauern Hildebrand kam nahe heran. Er versetzte den unter dem Wagen Kauernden einen tüchtigen Fußtritt und lachte, als die Brüder ihn mit Schimpfsworten überschütteten.

„Faulle Hunde seid Ihr, das habe ich immer gemeint und endlich treffe ich Euch beim Faulenzen! Der Regen hat Euch verschreckt! — warum nicht gar. Die Faulheit war's, ha, ha! Ich habe Euch ertappt und werde künftig besser auf dem Posten sein. Und was habt Ihr eigentlich getan in der Zeit? Noch nicht einmal das ganze ist eingefät; was soll der große Kreis in der Mitte?“

„Was fällt Dir ein, bist Du ganz von Sinnen!“ schrie Mathies voller Wut. Er war zuerst unter dem Wagen vorgekommen und der Fußtritt hatte ihn zum Meist getroffen.

„Er spielt den Gebieter und weiß nicht einmal, daß das mittelste Moor nicht bebaut werden kann, weil es grundlos ist. Wir riskierten ohnehin den Hals, als wir mit dem Beackern des Moors angingen. Unsere Eltern haben's in Ruhe gelassen, wir suchten Dein Vermögen zu vergrößern!“ eiferte Peter zornig.

„Nun, wenn Ihr so zärtlich auf meinen Vorteil bachtet seid, dann machet doch den Versuch, den mittlere[n] Fleck gleichfalls zu bestellen“, gebot Antönchen eigensinnig.

„Wir werden es bleiben lassen“, entgegnete Mathies finster.

„Ihr wollt nicht?“

„Nein.“

„Dann werde ich's tun, wenn Ihr zu dumm seid. Gib die Saat her.“ Mathies nestelte die Schürze von seinen Hüften und übergab sie dem Bruder.

Anton begab sich damit auf die Bretter, die zum Schutze gegen das Einsinken auf dem weichen Boden lagen. „Träges Gesindel!“ rief er zurück. „Ich werde Euch zeigen, wie gut das Moor hält.“ Damit packte er das vorliegende Brett und warf es auf den bedenklich schwankenden Boden vor sich. Damit hatte er sich der unheilvollen Stelle genähert, deren Spalten, durch den Regen ausgefüllt, jetzt nichtmehr so eingesunken erschienen.

„Geh nicht weiter“, warnte Peter, kaum noch an sich haltend. „Du versinkst auf der Stelle!“

„Lasse ihn doch gehen“, grollte Mathies, den Peter mit Gewalt zurückhaltend, der dem großen Antönchen, der von ihnen wie ein Kind behandelt wurde, nach-eilen wollte. „Das Lehrgeld, welches er seiner Tollkühnheit zahlen wird, ist nicht klein“, setzte er hinzu.

„Soho!“ schrie Anton zurück. „Die faulen Schlingel drohen mir noch... Ich werde Euch zeigen, daß ich darüber fortgehe wie ein Luftballon.“

Unter den Fußtritten des mächtigen Mannes knisterte es leise. Das dünne Wurzelnetz zerriß unter dem Druck des schweren Körpergewichtes und das kurze Brett sank handhoch ein. Der schwarze Morast brodelte und gährte unheimlich.

„Kommt, zurück! Gleich mach' fehr!“ riefen die beiden zurückbleibenden Brüder.

Etwas wie Besorgnis lag im Ton ihrer Stimmen. „Ah! Seht Ihr nicht ein, daß es ungefährlich ist?“ triumphtierte Antönchen. Trohig saßte er auf der äußersten Spitze des Brettes Posto.

„Man kann ganz gut auf die andere Seite gelangen, ich werde...“

„Du bist verrückt!“ schrie Mathies aufgebracht und erregt. „Ein Wunder hält dich auf der Stelle. Wir wollen nicht länger Zeugen Deines wahnsinnigen Betragens sein. Peter mach, hurtig, wir fahren heim.“

Wirklich schieden die beiden Brüder sich an, das Feld zu verlassen. Antönchen ließ sich nicht beirren, er machte Anstalten, über die brodelnde Stelle wegzugehen. Er bückte sich tiefer, um das nächstliegende Brett aus dem Moor zu heben und weiter zu legen.

Gerade als Peter die Zügel zur Hand nahm und mit einem „Hü hol“ die Pferde antrieb, stieß Antönchen einen gellenden Schrei aus. Er hatte den Halt verloren, das Brett wich unter seinen Sohlen und er sank bis zu den Knien in die schlammige Masse.

„Halt! halt!“ Peter riß die Pferde zurück und wollte vom Wagen springen.

„Bleib sitzen!“ Mathies hinderte ihn daran; sein Blick war finster.

„Wollen wir ihm nicht helfen, bevor er tiefer sinkt?“

„Haben wir ihn nicht gewarnt? Treibe die Pferde an, wir haben unsere Pflicht getan.“

Peter starrte den Sprecher erschrocken an.

Mathies nickte bezeichnend mit dem Kopfe.

Peter schwieg. Einen Augenblick zögerte er noch... er wendete den Kopf nach dem Verunglückten, und als er dessen Anstrengungen sah, sich zu befreien, sprach er halblaut: „Vielleicht gelingt es ihm selbst...“

„Gewiß“, fiel Mathies ein. „Gewiß, und wenn nicht — das grause Moor ist tief. Er kommt nicht wieder.“

„Wollen wir ihn elend umkommen lassen?“

„Willst Du ihn retten, so geh“, ich helfe nicht. Tringe wird Dir danken, wenn sie Bäuerin auf dem Hildebrandhofe ist.“

Mathies nahm Peitsche und Zügel aus Peters Hand und hieb scharf auf die Pferde ein. Windschnell griffen diese aus, und unter dem Rassel der Räder klangen die Hilferufe des unglücklichen Anton nur undeutlich an das Ohr der fliehenden Brüder. Das Moor hielt sein Opfer fest. Bierig sog es an dem schweren Körper und ließ ihn rasch weiter sinken. —

Unter dem Donner des näherkommenden Gewitters fuhren die Brüder in das offene Hoftor ein. Ein Unwetter toste in der Luft. Die Wipfel der stolzen Eichenbäume hatten sich dichter über den First des Hauses gedrängt, in den Zweigen rauschte es geheimnisvoll, als wüßten sie um den Brudermord — — Tringe stand auf der Hausdiele und lugte hinaus, den Antömmelnden entgegen.

„Du schweigst wie das Grab“, raunte Mathies seinem Bruder zu. „Das Antönchen haben wir nicht gesehen, hörst Du wohl?“

„Das Wetter wird grauig“, stotterte Peter statt der Antwort. Faule Blässe lief über sein sonnengebräuntes Gesicht.

„Wo habt Ihr Antöncchen?“ fragte Tringhe, als die Männer vom Wagen gestiegen.

„Ist er nicht zu Hause?“ Mathies zuckte die Achsel.

„Nein. Er wollte nach dem Moor, um nach Eurer Arbeit zu schauen.“

„Wir haben ihn nicht gesehen“, versetzte Peter kurz, als Tringhe sich an ihn wandte. Dann schirrte er die Pferde ab und folgte seinem Bruder in die Stube, wo Tringhe das Abendessen auftrug. Das brave Tringhe war einigemal zum Fenster gegangen, als erwarnte sie, den Bauern daherkommen zu sehen, doch vergebens. Anton Hildebrand kam nicht wieder.

Sie ging zu der Magd in die Küche und befahl ihr, das Feuer zu löschen, denn das Gewitter war nachgerade schrecklich geworden. Es donnerte und blühte ununterbrochen, der Wind brauste um die Hausedken und johlte mit wilden Lauten in dem Schornstein.

„Antöncchen muß etwas zugestoßen sein!“ rief Tringhe durch die offene Stubentür. Als sie keine Antwort von den beiden Brüdern erhielt, fuhr sie fort: „Habt Ihr rein nichts vom Antöncchen gesehen, so daß man nach ihm suchen könnte?“

„Wir sagten das bereits, woher auch? Du hättest ihn zurückhalten sollen von dem Gange“, gab Mathies zurück.

„Das habe ich redlich getan. Er aber sagte nur: 'Ich komme wieder', damit ging er fort.“

„Dann wird er noch kommen“, meinte Peter mit stöder Stimme. Er stand am Fenster und blickte in das tobende Unwetter hinaus. Mathies aber saß am Tisch und las im Kalender.

Die Lampe brannte etwas trübselig, die Flamme war nicht hochgeschraubt, trotzdem bemerkte Tringhe das leise spöttische Lächeln, welches um Mathies' Lippen zog.

„Ja gewiß, er kommt wieder, aber wann?“ erwiderte sie scharf und ging hinaus.

„Er hat sich also doch nicht selbst helfen können“, sagte Peter mit unsicherer Stimme. „Er mußte sonst lange hier sein, wollen wir noch einmal hinaus gehen?“

„Schwache kein dummes Zeug; heute können wir nichts anfangen, es ist ja finstere Nacht. Warte nur getrost bis morgen“, erwiderte Mathies unwillig.

Es war sehr früh am nächsten Morgen, der dunkel und windig heraufzog, als Mathies und Peter schweigend der Moorfläche zugingen, um nach ihrem jüngsten Bruder auszuschauen. Aber siehe da, das Moor glück einem blanken Spiegel, das Wasser stand darauf wie in einer Schüssel. Die Bretter lagen noch darauf, überwaschen von der schwarzen Flüssigkeit. Beide starrten nach dem Mittelpunkt der Fläche, aber es zeigte sich weder eine Senkung noch Erhöhung, überhaupt nichts Bemerkenswerthes, so sehr sie auch zuschauten. Der Regen hatte den Schlamm geebnet und selbst die brodelnden Blasen verwaschen, die hier sonst ihr Spiel getrieben. Von Antöncchen keine Spur!

„Er liegt dort im Moor“, sagte Mathies, die Hand sinken lassend, die er zum scharfen Auslug über die Augen gehalten.

„Tot?“ fragte Peter ganz sachlich.

„Meinst Du, er könnte noch am Leben sein, wenn der Morast über seinem Kopf zusammenschlägt? Er ist ganz gewiß tot.“

„Hätten wir ihm doch gestern geholfen“, murmelte Peter.

„Komm', wir wollen gehen“, sagte Mathies nach einer Weile.

„Was wollen wir jetzt tun?“

„Vorläufig abwarten und uns später in den Besitz des Hofes teilen.“

„Wollen wir wirklich bei der Aussage bleiben, daß wir Antöncchen nicht gesehen und über seinen Verbleib nichts wissen?“

„Freilich! Welch' langweilige Untersuchung würde das geben. Wir wollen nur froh sein, daß es ohne unser Zutun so gut gekommen ist.“

„Ohne unser Zutun?“ zweifelte Peter.

„Gewiß ohne unser Zutun, wir haben ihn nicht aufs Moor gelockt.“

„Ihm aber auch nicht geholfen, als er in Gefahr schwebte!“

„Meinetwegen. Doch frage alle Menschen, ob sie nicht irgendwo eine geheime Schuld tragen. Wir sind jetzt die richtigen Hildebrandbauern. Mit diesem Bewußtsein müssen wir uns abfinden.“

„Und wenn er wiederkommt?“

„Als Geist? Peter, seit wann bist Du abergläubisch?“

„Ich meine . . . er könnte vielleicht doch gerettet sein.“

„Sei ganz ruhig, Peter, er kommt niemals wieder.“

Anton Hildebrand war und blieb verschwunden. Sein spurloses Verschwinden war ganz unheimlich, aber es änderte doch nichts an der Tatsache, so sehr sich auch die wackeren Dorfleute in Vermutungen ergingen. Peter und Mathies hatten sich in den Besitz redlich und ohne Streit geteilt. Nur als das Moorland zur Verteilung kommen sollte, lehnte es Peter ganz eigensinnig ab, wenigleich es seinem Ländersrich zunächst lag. Mathies rückte die Schultern und ließ es sich zuschreiben.

Aber merkwürdig, solch tüchtiger und umsichtiger Bauer er sonst auch war, das Moor rührte er nicht mehr an, es blieb fortan unbebaut liegen und trug wildwuchernde Gräser auf seiner trügerischen Decke.

Peter hatte sich im Dorf ein Haus gebaut und wirtshastete da mit seinem Gefinde. Mathies war auf dem Hildebrandhofe geblieben, hatte sofort das vorlaute Tringhe entlassen und sich eine reiche Bauerntochter vom nächsten Dorfe als Frau geholt. Er schien überhaupt mehr Glück zu haben wie Peter, der etwas gedrückt und still geworden seit Antöncchens Verschwinden. Er besaß eine fleißige und hübsche Frau und zwei talentvolle Kinder, während Peter einsam blieb und freudlos seine Tage verlebte.

Mehr wie fünfundschwanzig Jahre waren seitdem verfloßen. Peter Hildebrand hatte vor zehn Jahren das Zeitliche gesegnet, und seine Schwägerin, Mathies Frau, war ihm ein Jahr später in die Ewigkeit gefolgt.

Mathies war zur Zeit der reichste und angesehenste Bauer im Dorf; sein Sohn Franz aber wurde nicht sein Nachfolger auf dem Bauernhof, sondern Arzt. Er

hatte Medizin studiert und eben den Doktorhut auf den hübschen Krauskopf gedrückt und das bunte Studententüppi an den Nagel in Vaters Stube gehängt.

Seine Schwester Visbeth, ein schlankes Mädchen von zwanzig Jahren, steht am Eßtisch des Wohnzimmers und streicht die Butter auf das Vesperbrot für die Hausgenossen. Seit kurzem ist ein neues Familienglied hinzugekommen, das alte Tringche! Sie ist über zwanzig Jahre in der Fremde gewesen und nun zum Sterben in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Aber mit dem Sterben hat's noch gute Weile, wenn sie auch alt und runzelig geworden, ihr Gang ist noch immer aufrecht und ihre Hand stink, wie zur Zeit, als sie den drei Hildebrandbauern das Hauswesen besorgte.

Visbeth hatte es bei ihrem Vater durchgesehen, daß Tringche wieder mit Sack und Pack auf den Hof kam und „fürs Essen“ die Arbeit verrichtete, die sie leisten konnte. Falls Tringche Lohn beansprucht, hätte sie der Bauer nicht haben wollen, aber so — sie war immer noch rührig, und Visbeth brauchte eine Stütze in dem großen Haushalt. Als sich die beiden alten Leute zum erstenmal nach langer Zeit gegenüberstanden, zuckte es wunderbar in dem faltenreichen Gesicht des wackeren Tringche. „Ihr seid auch nicht jünger geworden, Bauer Mathies“, sagte sie freundlich. „Und seht Ihr, ich bin wirklich wiedergekommen auf den Hildebrandhof, so unwahrscheinlich das auch gewesen! Ja, Bauer, Gott lenkt die Herzen der Menschen oft wunderbar.“

„Wo ist Franz hingegangen?“ fragt der Hildebrandbauer seine Tochter, er legte die Zeitung fort, in der er gelesen, und legte die Brille zusammen.

„Er ging spazieren und wollte zur Vesperstunde hier sein.“

„Nun, die Landluft tut ihm gut; er sieht viel besser und blühender aus, seit er bei uns ist.“

Ein Anflug von Freude und Stolz huschte über das sonnengebräunte Angesicht des Vaters. „Ueber Sommer bleibt er bei uns und zum Winter kann er sich meinetwegen Pragis in der Stadt suchen.“

„Das will er auch tun, Vater.“

„Wohin ist er eigentlich gegangen?“

„Zum Moor hinaus, das uns früher gehörte. Der Erlbauer, der es von Dir gekauft, hat Leute dabei und führt einen gewaltigen Graben hindurch, auch hat er ganze Berge Sand angefahren und will es urbar machen.“

„So — das sollte er bleiben lassen, der Narr, er wird's nicht trocken legen können... und davon hat er nichts gesagt, als er's von mir kaufte um ein Hundebrot.“

„Das war Politik von ihm, Du hättest es ihm sonst nicht so billig gelassen.“

„Nein... wahrhaftig nein! Wird's ihm denn gelingen?“

„Doch, Tringche meint, daß es gut ginge, sie hat sich gestern die Arbeiten angesehen und hat dem Franz noch davon erzählt, daß Du früher, mit dem Onkel Peter auf Brethern stehend, zum Teil den Strich besät habest, es sei allemal ein gefährliches Unternehmen gewesen und —“

„Tringche soll etwas Vernünftigeres tun, als nach dem Moor laufen“, brummte der Bauer.

„Sie ist ja auch nur vorübergegangen, als sie den Knechten das Vesperbrot aufs Feld nachtrug.“

In diesem Moment trat mit einem lachenden: „Guten Tag, Vater und Visbeth“, Franz, der junge Doktor, in das Zimmer.

Die Miene des Bauern hellte sich auf. „Bist Du da?“

„Freilich und mit einem gesegneten Appetit. Aber das war ein Fund, dent' Vater, der Erlbauer hat mitten im Moor ein menschliches Skelett gefunden.“

„Ein Skelett!“ rief Visbeth schauernd.

„Dawohl, von einem großen, starken Manne; die Leute sprachen von einem Verunglückten oder Ermordeten, ich hörte nicht genau hin, mich entzückten die gebleichten, festgefügteten Glieder mehr wie alles andere. Doch gib rasch das Vesper, Visbeth, ich will gleich noch einmal hinaus.“

„Lasse den Borwiz!“ tadelte der Vater streng.

„Aber mich interessiert der Fall außerordentlich.“

Franz wunderte sich nicht wenig über die herben Worte seines Vaters, und über dessen Verstummen bei der beginnenden Mahlzeit. Aber als dieser nach dem Essen das Zimmer verließ, griff auch er alsbald nach seinem Hut.

„Willst Du doch gehen?“ fragte Visbeth.

„Warum nicht?“ gab er lachend zur Antwort. „Weil Vater schilt? Ich wiederhole Dir, daß mir der Fall viel zu interessant ist, um mich durch seine Laune abschrecken zu lassen. Also auf Wiedersehen, Visbeth.“

Der Bauer kam erst spät vom Felde heim. Visbeth saß allein vor der Tür auf einer Bank. Er setzte sich zu ihr. „Sind alle daheim?“ fragte er.

„Alle bis auf Franz.“

„Und Tringche?“

„Ich glaube, sie ist in ihrer Kammer. Dort kommt auch Franz schon.“

Visbeth sprang auf und eilte dem Bruder entgegen, der mit weiten Schritten über den Hof kam.

Er trug einen sonderbaren Gegenstand auf den Armen.

„Um Gottes Willen, was bringst Du da?“ schrie Visbeth entsetzt auf.

Der Bauer war gleichfalls aufgesprungen und streckte abwehrend die Arme aus. „Bist Du wahnsinnig?“ sagte er mit heiserer Stimme.

„Ach, erschreckt doch nicht vor dem dummen Skelett, so geht es den Laien mit solchen Gegenständen immer, aber uns, die wir uns mit Anatomie beschäftigen, ist das gar nichts Grausenerregendes mehr, sondern in gewisser Beziehung ein Schatz. Und dieser Knochenbau ist wirklich ein Schatz. Und wie billig bin ich dazu gekommen, der Erlbauer schenkte mir diesen schönen Kerl sogleich, weil derselbe meinte, derselbe müßte noch unter Vaters Zeit in den Sumpf geraten sein. Nach meiner Ansicht wollte der Mann kaum dreißig Jahre in dem Morast.“

„Und Du schleppst die Knochen in mein Haus?“ zürnte Bauer Mathies, bleich vor Schrecken und Entsetzen.

„Wohin sollte ich denn aber damit gehen? Beruhigt Euch doch, ich stelle den harmlosen Knochenmenschen in mein Schlafzimmer. Für einen Arzt ist das ein

köstlicher Besitz. Darum, blicke nicht so starr, Vater, Du hast doch sonst nicht empfindliche Nerven.“

„Sofort trägt Du ihn zurück!“ gebot der Bauer mit stöckernder Stimme.

„Vater, ich kenne Dich gar nicht mehr aus, Du kannst doch nicht dem Aberglauben der alten Weiber anhängen und kleinliche Furcht vor ein paar Menschenknochen empfinden! Schau ihn einmal mit meinen Augen an: ich sage Dir, ein wahres Prachtexemplar, er überragt Dich beinahe um Kopfeslänge. Visbeth, komm', Du hilfst mir wohl den riesigen Knochenbau plazieren. Geh' nur voran, Vater gewöhnt sich mit der Zeit an die unheimliche Gesellschaft.“

Fürchterliche Wildheit kam über den Bauern, ein gelendes Lachen kam über seine Rippen; mit einem Ruck stellte er sich in den Weg, um seinem Sohne und dessen grausigem Fund den Eintritt zu wehren. Da legte sich eine Hand beschwichtigend auf seinen Arm und Tringches Stimme sprach: „Lasset ihn gewähren, Bauer Mathies, vielleicht gehört der Tote hier herein. Antöndchen hatte gesagt, daß er wiederkomme.“

Tringche hatte ganz leise, nur ihm verständlich, gesprochen und — er wich zur Seite. Stumm, starr, entsetzt und mit wilden Blicken, schaute er seinen Kindern nach, die unter Lachen und Scherzreden mit Antöndchens Totengebein die Stiege zu Franzens Stube hinan eilten.

O, so war er doch wiedergekommen. Da zog er eben um die letzte Biegung der Treppe, der grinsende Totenkopf schaute über Franzens Schulter hinweg. Es war sein Bruder Anton, das wußte keiner so gut wie er, und sein eigener Sohn hatte ihn gebracht! O, es gab eine Vergeltung, Antöndchen weilte im Hause in viel, viel schrecklicherer Gestalt, als stumme Mahnung für ihn, den reichen Mathies, der ihn mitleidslos seinem grausigen Geschick überlassen! Der ihn kalten Blutes eines gräßlichen Todes hatte sterben lassen. Fürwahr, das war eine fürchterliche Vergeltung.

„Es geht alles richtig seinen Gang, Bauer Mathies. Nach siebenundzwanzig Jahren kommt er wieder. Ich denk' noch klar des Tages, wo er ausging. Wir sind inzwischen alt geworden und stehen mit einem Fuße im Grabe. Der Peter ist vorangegangen, er hat seine Rechnung gemacht, aber wir, Ihr und ich, haben sie noch vor uns...“ eine besondere Beredsamkeit war über Tringche gekommen. Der Mondenschein lag auf ihrem Gesicht und machte es licht und ihre Augen glänzten. „Wir waren die Vormünder des unzurechnungsfähigen Antöndchens. Hildbrandbauer, was werden wir antworten, wißt Ihr's, wenn Gott nach ihm fragt? Wollen wir mit Cain sagen: Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Mein Gewissen spricht mich frei, ich war zu faumselig; ich mußte dem Antöndchen folgen, als er sich gutwillig nicht zurückhalten ließ, aber ich scheute den Gang aus Furcht vor Euch. Ihr und Peter hattet mir den Vorwurf gemacht, daß ich trachtete, die Bäuerin zu werden. Das Unrecht kränkte mich, und ich unterließ meine Pflicht.“

„Schon gut, Tringche, geh ins Haus. Mach Deine Gewissensangst im Beichtstuhl ab, ich habe genug“, unterbrach sie der Bauer kurz und rauh.

Er wollte sich entfernen, aber er besann sich und lehrte noch einmal zurück.

„Weißt Du sicher, daß es Antöndchen ist?“

„Er ist's bestimmt. Und daß er mit Groll gegen Euch oder irgendeinen Menschen aus der Welt gegangen, bezeugt sein unverwester Leib!“

„Bist nicht gescheit, Tringche, hast Du nicht das schiere Totengebein geschaut?“

„Wohl, aber es war noch fest gegliedert. Der Körper eines mit Gott und Menschen versöhnt Geschiedenen zerfällt bald in Staub und Asche.“

„Und womit willst Du das Gegenteil beweisen?“ spottete der Bauer.

*

Am nächsten Morgen sagte der Bauer Mathies zu seinem Sohne: „Ich habe gestern abend den greulichen Spuk durchgehen lassen; heute bringst Du das Ding fort, auf den Friedhof, wohin es gehört.“

„Ich?“ fragte Franz verwundert. „Solch schönes Exemplar treffe ich nie wieder. Vater, sei doch verständig, und denke dabei nicht an den Toten; Du kennst den ärztlichen Brauch noch zu wenig, mit der Zeit aber stumpfst Du dagegen ab.“

„Und ich sage Dir, daß ich nichts weiter hören will.“

„Wirklich?“ fragte Franz betroffen. „Nun, so gedulde Dich wenigstens eine kurze Zeit, bis ich eine Stadtwohnung gefunden, ich werde —“

„Sofort bringst Du die Knochen aus dem Hause. Ich befehle es Dir als Dein Vater.“

Der Eintritt des Großknechtes verhinderte eine weitere Rede. Der Bauer mußte mit ihm hinausgehen auf den Hof, wo ihn irgendeine wirtschaftliche Sorge in Anspruch nahm.

„Franz, willst Du auf meine Bitte hören, so verberg das Skelett, wenn Du Dich nicht von ihm trennen willst. Der Vater kann es nicht aushalten; ich hörte ihn während der ganzen Nacht ruhelos umherwandern“, flüsterte Visbeth dringend.

„So? Gott, was seid Ihr erbärmlich furchtsame Menschen“, rief der junge Arzt ärgerlich. „Ich schlafe mit der größten Gemütsruhe neben dem Knochenmann. Wohin soll ich ihn aber bergen, weißes Schweisterlein?“

„Ich wüßte wohl einen Ort: in die kleine Kapelle hinter unserm Garten.“

„In der die Mutter Gottes steht? Beste Visbeth, diese Kapelle ist räumlich so beschränkt, daß kaum ein Peter Platz darin findet.“

„D, das wird noch gehen. Komm, wir machen uns gleich ans Werk.“

Es war wirklich nur ein ganz kleines Kapellchen, das hinter dem Garten stand. Eigentlich nur eine Statue unter Dach und Fach, eine Bestiuse vor der schmerzhaften Gottesmutter und eine hölzerne Tür mit eisernem Schutzgitter. In dem grünen Busch daneben zwischerten die Vögel und lugten neugierig nach dem sonderbaren Knochenmann, der neben dem Altären lehnte und mit den leeren Augenhöhlen in die sonnige Welt hinausstarrte.

Beim Abendessen klagte Franz über Schüttelfrost, er verlangte nach Tee und wollte zu Bett gehen.

Der Bauer hielt ihn einen Augenblick zurück.

„Hast Du getan, wie ich befohlen?“

„Ja.“

„Weilt das Skelett noch im Hause?“

„Nein, Vater.“

„Gut, Du kannst jetzt gehen.“

Franz ging zu Bett aber — er stand nicht mehr auf; bei Gott war es anders beschaffen. Der Typhus rang mit seinen Körperkräften und drohte seine Lebensflamme zu löschen. Seit acht Tagen lag er in glühenden Fieberphantasien. Im Hildebrandhofe ging alles drunter und drüber. Aerzte kamen und gingen. Boten jagten zur Stadt, um Medizin herbeizuschaffen — keiner brachte Hilfe.

Der Bauer, Visbeth und Tringche saßen am Krankenlager; sie weinten und beteten zu Gott, daß er das treue junge Leben erhalte; ja sie kämpften mit Franz gegen den unerbittlichen Tod, der drohend seine Senfe schwang. Was in Menschenhand lag, was die Kunst der Aerzte vermochte, wurde angewandt, aber die Krankheit war mächtiger.

Franz Hildebrand mußte sterben.

Als die letzten Zuckungen seine Glieder streckten, Visbeth und Tringche neben dem Geistlichen auf die Knie sanken, um die Sterbegebete für den Abscheidenden zu sprechen, da sprang der Bauer auf und rannte aus der Stube.

Er lief die Treppe hinab und durch das Haus... der Abend war dunkel und regenschwer, Bauer Mathies achtete nicht darauf. Er hob die Hände zum Himmel und schrie, so laut seine Stimme es zuließ: „Hilf ihm, ich will Geld und Gut dahingeben, hilf ihm!“ Er faßte seinen Kopf mit beiden Händen und murmelte Gebete; er kniete auf der Dorfstraße nieder und schrie aus dem gequälten Herzen heraus: „Gott, hilf ihm — nicht mir, ihm hilf!“ Da sprang er auf und lief lauschend zurück, als hoffe er, daß man ihm eine Freudenbotschaft nachrufen werde. Aber in dem stillen Hause regte sich nichts, nur das fürchterliche Röcheln des sterbenden Sohnes klang noch immer in seinen Ohren. Er wollte beten, so recht aus Herzensgrund, wie noch niemals in seinem Leben. Hinter dem Garten stand die Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes, sein Vater hatte sie dorthin gestellt, damit man in Bedrängnis zu ihr eilen könne: ihr konnte er klagen, sie wußte, was Schmerzen sind, er stürzte vorwärts, rüttelte die Tür auf und sank auf den kalten Stein.

Verzweiflungsvolle Bitten, Gelöbniße und Klagen tönten durcheinander; er weinte und schluchzte wild und zerriß seine Kleider. Und nun neigte sich etwas fachte gegen ihn, etwas Kaltes, etwas Furchtbares... seine Augen vergrößerten, seine Sinne schürften sich — d — — da dicht an seiner Schulter lehnte Bruder Antönchen mit grinsemdem Munde und leeren Augenhöhlen. Wurde er wahnsinnig — war es eine Vor Spiegelung? Hörte er nicht seinen Ruf: „Helft, o helft mir, ich will Geld und Gut mit Euch teilen“, hörte er nicht das unheimliche Knistern des Moores? — Mit einem furchtbaren Schrei schleuderte er das Gespenst von sich an die Wand zurück. Hei, wie die Knochen klapperten. Die langen Arme schlenderten an der

Seite von dem wuchtigen Anprall — und nun stürzte Antönchen blitzschnell auf Mathies zurück, mit seinem Schädel dessen Stirn berührend.

Ein grausiger, markerschütternder Schrei schallte weit durch den stillen Abend. Von Furcht und Entsetzen übermannt, stürzte Mathies bewußtlos zu Boden. Neben ihm stürzte Antönchens Skelett gegen die Tür und nun lösten sich die morschen Sehnen und Fesseln, die so lange den starken Knochenbau zusammengehalten... in hundert Stücken flog sie auseinander —

Tringche hatte den Bauern befinnungslos in der Kapelle gefunden und ihn in seine Schlafkammer schaffen lassen; seitdem lag er im heftigsten Fieber und wurde nur mit Mühe in seinem Bette festgehalten. Er hörte nicht den traurigen Klang der Glocken, als der Sarg mit der Leiche seines einzigen Sohnes hinausgetragen wurde. Aber als Visbeth, aufgelöst in Tränen und namenlosem Weh, vom Friedhof wiederkehrte, wohin sie den Bruder begleitet, und an das Lager des schwerkranken Vaters trat, schaute dieser sie verständnislos an und flüsterte: „Sei doch ruhig, Peter, er kommt nicht wieder, das Moor ist still und tief.“

Visbeth verstand die Bedeutung dieser Worte nicht, aber das alte Tringche schlug an ihre Brust und betete: „Gott sei uns Sündern gnädig!“

Des Bauers kräftige Natur siegte, vielleicht war's auch Gottes Wille, daß er noch auf Erden büße für die große Schuld. Nach langer Zeit stand er wieder auf von dem Krankenlager. Aber es war nicht mehr der Hildebrandbauer in seiner kernigen, festen Gesundheit und strammen Haltung, sondern ein gebeugter, hinfälliger Mann, der mühselig am Stock dahinwankte!

Sobald ihm in seiner Krankheit Vernunft und Willenskraft zurückgekehrt, hatte er den Dorfgeistlichen rufen lassen, mit dem er bei geschlossener Tür stundenlang gesprochen; als dieser endlich von ihm gegangen, fragte er nach Tringche und sagte, er wolle mit ihr reden.

Von Visbeth gerufen, erschien die Alte sogleich.

„Tringche, gib mir die Hand“, verlangte der Bauer ernst. „Du darfst es dreist tun, meine Rechnung mit Gott ist gemacht. — Jetzt ist alles in Ordnung.“

Tringche nickte mit dem Kopfe und schüttelte seine bleiche, magere Hand. „Der himmlische Vater hat's wohlgemeint, Bauer, was wäre mit Euch geschehen, wenn Ihr dahingeschieden?“

„Ja, er hat's wohlgemeint; ich werde bei der Rückzahlung daran denken.“

Auf dem stillen Dorffriedhof liegt Franz Hildebrand unter einem grünen, mit schlichtem Kreuzlein gezielten Hügel und neben ihm sind die Gebeine seines Onkels Anton gebettet, den er nie gekannt. Ein prächtiger Marmorstein schmückt dessen Grab.

Kommt der alte Hildebrandbauer zu diesem Hügel — es geschieht sehr oft — so betet er zuerst an dem seines Bruders.

Visbeth ist eine Himmelsbraut geworden; sie ging bald nach der Genesung ihres Vaters in ein Kloster.

Tringche wohnt in einem kleinen Häuschen, wohin

der Bauer sie eingekauft; für diese Guttat hat sie die Verpflichtung übernommen, täglich den Rosenkranz für die Seelenruhe des unglücklichen Antönchens zu beten. Der Hildebrandhof ist verkauft; doch hat sich der Bauer Mathies ein Stübchen und Koft auf Lebenszeit vorbehalten.

Wo er den Erlös für das schöne Bauerngut gelassen, ist den Dorfbewohnern unklar; er selbst lebt sehr schlicht und einfach und besitzt keinerlei Vermögen.

Im Dorfe munkelt man aber, wenn die Rede darauf kommt, daß damals, gleich als Elisabeth Klosterfrau geworden, zwei große Geldsendungen an die Heidenmissionen abgegangen seien.

„Was sollte er auch damit“, sagten sie alle. „Erben hat er keine, und er allein könnte es nicht verbrauchen.“

Nur der Pastor und Tringhe wissen, daß Mathies ein Bußleben führt, um seine Schuld zu sühnen.



Vor 20 Jahren.

Das ferne Grab.

Jrgendwo liegt ein deutscher Held
In fremder Erde.
Jrgendwo liegt ein Grab im Feld —
Ob ich's finden werde?

Kann kein Kränzlein legen darauf,
Und hält' ich Flügel —
Gottes Sonne geht einsam auf
Ueber dem Hügel.

Hängt das Kränzlein an meiner Wand,
Ich schau's mit Schmerzen.
Aber das Kreuz steht unverrückt
In meinem Herzen.

Gesundheitspflege.

Vorzeitiges Altern

Plato preist im Eingang seiner berühmten Schrift „über den Staat“ die Altersjahre als eine glückliche Lebenszeit, und er ist mit seiner Ansicht viel mehr im Recht als jene, die im Greisenalter schon an und für sich, nur wegen ihres Mangels an Körperkraft, ein Uebel oder eine Art von Krankheit sehen. Diese Auffassung erscheint schon deshalb abwegig, weil ja das Alter nicht zu den menschlichen Einrichtungen gehört, sondern ein von der Natur selbstgeschaffener Lebenszustand ist, und in ihm sind wir zwar verändert, aber doch an Leib und Seele nicht weniger gesund, als in den zurückliegenden Entwicklungsperioden. Die natürlichen Altersveränderungen in unserem Körperhaushalt werden freilich von der Abnahme der groben Kraft sowie von einer Verminderung unserer Spannungsenergie und Widerstandsfähigkeit begleitet, und es ist daher wohl berechtigt, von einer natürlichen Altersschwäche zu sprechen, während ernste Altersbeschwerden keine naturgemäße, sondern eine krankhafte und vermeidbare Erscheinung sind. Sie lassen sich, wenn die lebenswichtigen Organe nicht irgendwie erkrankt, sondern lediglich alt sind, mit weitgehender Sicherheit damit abwenden, daß sich der Greis in Lebens- und Ernährungsweise mehr und mehr den fortschreitenden Altersveränderungen seines Gesamtorganismus anpaßt.

Diese sind von dreifacher Art und bestehen im wesentlichen darin, daß der Blutdruck sich erhöht, daß das Gefäßsystem sich verengert, sowie seine Schmiegsamkeit einbüßt, und daß der Herzmuskel als Saug- und Druckpumpe für die Blutbewegung schwächer arbeitet. Aus dem Zusammenwirken dieser Minderungen im Organbetrieb ergibt sich die eigentliche Grundursache des natürlichen (physiologischen) Alterszustandes, nämlich eine allmählich einsetzende und zunehmende Verlangsamung des Blutumlaufs und damit eine erschwerte Ernährung aller Organgewebe.

Dieser Prozeß des Alterns ist nicht an einen etwa bestimmbaren und gemeingültigen Termin im Lebensalter geknüpft, sondern er ist nicht sowohl von der Anzahl der Lebensjahre, als vielmehr von der mitgebornen Leibesverfassung (Konstitution) und, wie sich aus dem Obengesagten ergibt, ganz vorzugsweise vom Zustand des Nerven Systems abhängig. Mit Recht heißt es daher: Der Mensch ist nicht so alt wie seine Jahre, sondern wie seine Blutgefäße. In ihnen kreist der Blutstrom, mittels dessen sie den gesamten Körper bis in die letzte Gewebszelle hinein zu ernähren haben, und sie sind daher durch ihre Beschaffenheit und ihr Verhalten entscheidend für das Gesundheits- schicksal unseres Organismus im Alter.

Die Erscheinungen des letzteren, wenn sie sich auch schon seit vielen Jahren unmerklich im Körperinnern vorbereiten, sollen in einem gesunden Körper, besonders bei fettarmer und hagerer Konstitution, in deut-

lich erkennbarem Maße nicht vor dem 60. Lebensjahr zutage treten. Wenn ein Mensch bereits als Jüng- ziger oder noch früher bei körperlicher oder geistiger Arbeit über rasche Ermüdung zu klagen beginnt, wenn seine straffe Haltung nachläßt und der Rücken sich leise beugt, oder wenn die Gesichtshaut erschlafft und ein welkes, runzliges Aussehen annimmt, so sind das alles und ähnliches Symptome, durch die sich das vorzeitige Altern ankündigt. Dieses ist ein krankhafter Vorgang, der auf einem angehöreren Mangel an Lebenskraft, oder darauf beruht, daß die letztere, sei es durch vorangegangene Krankheiten, sei es durch gesundheitswidrige Lebensführung, vor der Zeit erschöpft wurde.

Aus unserer obigen Erwähnung, daß das Altern, mag es nun normalerweise oder vorzeitig eintreten, letzten Endes mit stockendem Blutumlauf ursächlich zusammenhängt, ergibt sich schon von selbst der Weg, auf welchem wir dem Altersprozeß, wenigstens in seinem Tempo sowie in seinen unliebsamen Begleit- erscheinungen, Einhalt zu tun haben. Vor allem ist dafür Sorge zu tragen, daß die Blutbewegung nicht träge und verlangsamt, sondern flott und störungslos vor sich geht. Zu diesem Zweck müssen wir alle ihr entgegenstehenden Hemmungen aus dem Wege räu- men, oder doch nach bester Möglichkeit abschwächen. Nun sind es aber drei Faktoren, die einen tiefreichen- den Einfluß auf unsere Blutzirkulation ausüben, näm- lich die Blutmischung, die Herzmuskel- kraft und die Elastizität der Gefäße.

Was den ersten Faktor angeht, so wird das Blut in seiner Mischung und Beschaffenheit ganz vornehm- lich durch unsere tägliche Kost bestimmt. Sie verleiht ihm durch zu reichlichen oder gar ausschließlichen Fleischgenuß eine flebrige Beschaffenheit, die soge- nannte Viskosität, welche den Blutumlauf erschwert, während Gemüse, Rohkost und Blattsalate dazu bei- tragen, unsere gesamte Säftemenge vor Verdickung zu bewahren und ihr eine gewisse Leichtflüssigkeit zu er- halten.

Das Herz als das Kraftzentrum der Zirkulation hat das meiste und beste für die Blutbewegung zu tun. Die rhythmischen Zusammenziehungen seines Muskels werfen die Blutwelle durch das gesamte Adernetz, und kraftvolle Herzarbeit ist daher als wichtigste Bedingnis für den Blutumlauf. Alles, was sie schwächt und er- müdet, muß im Alter ganz besonders sorgfältig ver- mieden werden. Herzschädigungen werden, abgesehen von seelischer Erregung und körperlicher Ueberanstren- gung, am häufigsten verursacht durch den Mißbrauch von Genußmitteln, besonders Alkohol und Tabak. Hochkonzentrierte geistige Getränke, wie Liköre oder Süßweine, sind für das höhere Alter ungeeignet; hin- gegen kann dem altersschwachen Herzen ein Gläschen unserer milden deutschen Weine zum Labfal und gesunden Antrieb dienen. Nicht umsonst heißt es: Der Wein ist die Milch der Greise. Der Tabak, der durch seinen Nikotingehalt die Nerven des Herzmus-

kels reizt und daher den letzteren in seiner Tätigkeit stören kann, wird im Alter am besten mittels der Pfeife genossen, weil in ihrem Rohr sich das Nikotin größtenteils niederschlägt.

Endlich kommt für den im Alter so wichtigen Blutumlauf im hohen Grade durch die Elastizität der Adern in Betracht. Denn die Blutbewegung ist nicht allein dem Herzen anvertraut, sondern muß durch die Mitarbeit der Gefäßwand unterstützt werden. Dazu ist diese nur solange imstande, wie sie noch nicht die Fähigkeit eingebüßt hat, sich unter der vorbeischießenden Blutwelle schmiegsam zusammenzuziehen. Bekanntlich pflegen die Gefäße durch die Aderverkalkung mehr oder weniger den Charakter einer unbiegsamen Starrheit anzunehmen. Dennoch aber wird diese vielberufene Alterskrankheit gewöhnlich weit über das berechnete Maß hinaus gefürchtet. Denn wenn sie nicht infolge von vorzeitigem Altern allzu früh eintritt, und nicht in allzu raschem Tempo fortschreitet, vermag sich der Organismus erfahrungsgemäß diesem Erschweris des Blutumlaufs aufs wirksamste anzupassen, besonders wenn er darin durch Hautpflege, warme Bäder und maßvolle Leibesübungen unterstützt wird.

Sanitätsrat Dr. Bergmann-Berlin.

Wie bereitet man Kräutertee?

Bei kleinen Gesundheitsstörungen leistet oft ein Kräutertee vorzügliche Dienste. Je nach der besonderen Wirkung unterscheidet man Blutreinigungs-, harntreibende-, schweißtreibende-, Abführ-, Husten-, Nerventee, sowie Kräutertees gegen Leibschmerzen, Darmkatarrhe und gegen Blutungen. Die segensreiche Wirkung eines Kräutertees kann aber nur zur Geltung kommen bei richtiger Zubereitung. So werden die Pflanzenteile entweder auf kaltem oder warmem Wege mit Wasser ausgezogen. Ersteres erfolgt sehr selten. So wird beispielsweise Sennesblättertee kalt zubereitet. Je nach den Pflanzenteilen ist die Zubereitung verschieden. Handelt es sich um Blätter und Blüten, so werden die trockenen Pflanzenteile mit kochendem Wasser übergossen. Nach fünf Minuten seigt man ab. Einen Abjud erhält man, wenn man den Kräutertee mit dem Wasser 5 Minuten kochen läßt, wie es beispielsweise notwendig ist bei Bärentraubenblättertee. Handelt es sich um Rinden und Wurzeln, so setzt man diese mit kaltem Wasser zu und läßt 5—10 Minuten kochen. Bei Teemischungen, wo die verschiedenen Pflanzenteile gemischt vorhanden sein können, ist es ratsam, Rinden und Wurzeln dem kalten Wasser zuzusetzen und nach dem Kochen den Abjud über die übrigen Kräuterteebestandteile zu gießen. Nach 5 Minuten seigt man den Teeaufguß ab.

Als allgemeines Maß für eine Tasse Kräutertee gilt die Menge, welche man zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger halten kann. Diese Menge entspricht ungefähr einem geküßten Eßlöffel Kräutertee. Die beste Heilwirkung erzielt man mit frischen Kräutern der letzten Ernte, die noch nicht durch zu langes Liegen an Wirksamkeit eingebüßt haben. Ferner sollte man den Kräutertee stets frisch zubereiten. Eine Herstellung größerer Mengen von Kräutertee auf mehrere

Tage ist nicht zu empfehlen, da die wirksamen Bestandteile oft eine Veränderung erleiden, wodurch die Heilkraft herabgesetzt wird.

Eine nicht unwesentliche Rolle bei der Herstellung eines vollwertigen Kräutertees spielt das Gefäß. So eignen sich Kupfer-, Messing- und Eisengeschirre in keiner Weise für diesen Zweck, da diese Metalle in Lösung gehen und gelegentlich sich mit Bestandteilen des Aufgusses verbinden. Bei in Lösunggehen von Kupfer entstehen giftige Verbindungen, die gesundheitsschädlich wirken können. Auch der Geschmack des Kräutertees wird ungünstig beeinflusst. Erdene, emaillierte oder Aluminiumkochgeschirre können für die Zubereitung von Kräutertee mit Vorteil Verwendung finden.

Der etwas herbe Geschmack vieler Kräuterarten kann gemildert werden durch Zitronensaft oder durch Süßen des Aufgusses mit Honig oder braunem Kandiszucker.

Dr. H.

Säuglinge protestieren!

Säuglinge protestieren und das mit Recht! Sie geben ihrem Protest durch anhaltendes Weinen kund und liegen in ihrem Bettchen oder Kinderwagen, indem sie staunend über die große Unvernunft der Erwachsenen nachdenken.

Vor kurzer Zeit ist es nämlich von heute auf morgen Hochsommer geworden mit Hochsommertemperaturen. Die Babies sehen, wie ihre Mütter ganz leicht angezogen mit hellen luftigen Sommerkleidern sich die Hitze erträglich machen, und sie selbst? Sie liegen im Bett und im Kinderwagen unter Daunendecken über die noch eine hübsche farbige Wagenbede gelegt wird und ihre kleinen Körper sind eingebündelt, wie wenn draußen eine wahre Winterkälte herrschte. Ueber dem baumwollenen weißen Hemdchen und Säckchen sitzt noch eine weiße, rosa oder hellblaue, reinwollene Strickjacke, die irgendeine Großmutter oder sonstige gute Tante geschenkt hat.

Sie schweigen ganz fürchterlich; die Härchen kleben ihnen am Kopf, der Hals ist ganz naß und sie leiden, als sollten sie Folterqualen aushalten zur Strafe für ihnen unbekannte Schuld. — Die Sonne prallt auf das Verdeck des Kinderwagens, und mit jedem Schweißtropfen, der die kleine, zarte Stirn herabläuft, zweifeln sie mehr an der Mutterliebe. — Damit tun sie unrecht, den die jungen, unerfahrenen Mütter, die ihre Kinder so quälen, glauben richtig zu handeln. Sie sind trotz aller Aufklärung, die ihnen von allen Seiten über Pflege von Säuglingen und Kleinkindern erteilt werden kann oder erteilt worden ist, unsicher geblieben. Sie fürchten, daß ihre Lieblinge sich erkälten könnten und lassen darum „Vorsicht“ walten.

Nichts ist aber ihren Kindern unzuträglicher als Ueberhitzung. Wer ein Kind im Sommer pflegt, sollte sich immer fragen, wie es ihm zu Mut wäre, wenn er unter den gleichen Bedingungen verpackt spazieren gefahren würde oder im Bett schlafen sollte.

Ein Kind braucht Licht, Luft und Sonne für seinen ganzen Körper. Darum laßt die Kinder an der frischen Luft strampeln, ohne daß Decken, Windeln und

Säckchen sie beengen! Mit einem Hemdchen bekleidet soll das Kind bei Hochsommertemperaturen auf Kopfhaar- oder Reformmatrassen und Unterlagen ohne Federbetten liegen. Besonders sollten in jedem Fall Federkopfstützen vermieden werden. Je mehr ein Kind schwitzt, je leichter zieht es sich die gefährlichsten Erkrankungen zu. Denn jeder Luftzug beim Aufwickeln, Trockenlegen usw. wirkt nach solcher Ueberhitzung als scharfe Kälte. Selbstverständlich kann man ein in der hier beschriebenen falschen Weise behandeltes Kind nicht von heute auf morgen gleich nackt liegen lassen. Man muß allmählich Tag für Tag etwas auslassen. (Die dicken Federbetten und Steppdecken erst man selbstverständlich sofort durch eine leicht übergelegte wollene Decke, die ja überall in den Familien vorhanden ist. Um sie zu desinfizieren, plättet man sie mit heißem Eisen, wenn man befürchtet, durch eine Wäsche sie zu verderben.) Hat durch die Ueberhitzung der Säugling Hitzpidelnchen, die sich häufig durch die Reizung bei Abtrocknen usw. entzünden und Eiterpusteln bilden, so empfiehlt es sich, dem Badewasser einige Tage lang vier bis fünf Nadeln übermangansaures Kali zur Desinfektion hinzuzufügen. Die Farbe des Wassers darf aber nur einen leichten rosa Schimmer haben, nicht etwa eine tiefdunkle lila Farbe annehmen.

Gerade im Sommer bedarf das Kind der größten Sauberkeit, es muß zweimal am Tage gründlich gewaschen werden, es muß vor jeder Mahlzeit trockengelegt und gepudert werden! Alle Gefäße, die zur Bereitung seiner Mahlzeiten dienen, Töpfe sowohl wie Flaschen und Sauger, müssen hygienisch einwandfrei gehalten werden. Reste von früheren Mahlzeiten, die angesäuert sind, können schwerste Brechdurchfälle hervorrufen. Kinder, die durch Muttermilch ernährt werden, haben gerade im Sommer einen großen Vorteil, da sie nicht Gefahr laufen, verdorbene Nahrung gereicht zu bekommen. Aber auch den stillenden Müttern sei empfohlen, sich vor jedem Anlegen die Brustwarzen gründlich zu säubern. Dazu können sogar weiche Bürsten benutzt werden. Das Bürsten verhäutet außerdem am besten das schmerzhaft Wundwerden durch das Saugen.

Wenn die Säuglinge vorchriftsmäßig gepflegt werden, wenn man sie vor Ueberhitzung, dem Wundwerden hütet, wenn sie frische Luft und zweckmäßige Nahrung bekommen, nach drei Monaten Fruchtsäfte und durchgerührte Mohrrüben und Spinat zur Milch dazu, gedeihen sie von ganz allein. Sie werden dann auch nicht andauernd schreien, sondern liebenswerte und rücksichtsvolle kleine Mitbürger werden. Sie verlangen nur, daß sie pünktlich nach der Uhr ihre Mahlzeiten bekommen, und daß man sie nicht von Decken und Betten in der Sommerhitze braten lassen soll. Vor direkter Bestrahlung von der Sonne sind sie auf jeden Fall streng zu schützen, ganz besonders der Kopf. Ist Sonnenbrand für Erwachsene schon sehr peinlich, und in schweren Fällen lebensgefährlich, so führt er bei Säuglingen zum Tod.

Man ist sich immer noch nicht klar darüber, daß Verbrennungen durch die Sonne gleichzusetzen sind den Verbrennungen durch kochendes Wasser oder

Feuer usw. Jede Verbrennung verhindert die für das Leben notwendige Hautatmung. Sind große Teile der Hautoberfläche des Körpers verbrannt, so führt der Mangel an Atmungsmöglichkeit (die Lungenatmung genügt nicht allein zur Erhaltung des Lebens) zum Tode.

Häufig sieht man beim Spaziergehen auf Bänken in den Anlagen Erwachsene, die das im Wagen brüllende Kind beruhigen wollen, indem sie unaufhörlich den Wagen „schunkeln“, wie der Berliner sagt. Fuß oder Hand schaukeln ihn auf und nieder, und allmählich hört dann auch das Schreien auf, da das arme Wesen im Wagen ganz wirr im Kopf wird und allmählich eindöst. Ihnen ist zu Mute, so denke ich mir, wie einem Erwachsenen, den man zwingt, seine Zeit in einer dauernd schwebenden Luftschaukel zu verbringen. Das Kind wird gleich ihm Magenbeschwerden bekommen und jede Mahlzeit erbrechen.

Kinder müssen gelegentlich weinen, das ist gesund und kräftigt die Lungen, es erseht ihnen gewissermaßen das „Spaziergehen“ der Großen, aber wie beim Spaziergehen muß die Dauer des Spazierganges immer der Kraft des betreffenden Individuums gemäß sein. Schreit ein Kind stundenlang „grundlos“ (?), so sollte das die Eltern zum Nachdenken anregen. Denn es ist beim normalen Kind ein Zeichen dafür, das etwas nicht in Ordnung ist! Ohne Grund weint kein Kind unaufhörlich. Ist nach Berücksichtigung aller hier erwähnter Faktoren durch die Eltern eine Ursache nicht festzustellen, so muß der Arzt aufgesucht werden. Ganz gleich, ob nun die Säuglingsfürsorge aufgesucht wird oder sonst ein behandelnder Arzt.

Bilden sich auf Kopf Schuppen, sogenannter „Milchschorf“, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Ernährung des Kindes nicht richtig zusammengesetzt ist. Nur nach sachmännischer Beratung durch den Kinderarzt kann man durch entsprechende Umstellung der Ernährung diesen häßlichen Schorf und anderen Hautausschlag im Gesicht usw. beseitigen.

Dr. Heß.

Die Selbsthilfe des Körpers

Die moderne Medizin ist zu der sicher begründeten Erkenntnis gelangt, das unser Organismus gerade seinem eigenen Blut Schutz- und Heilwirkungen von unschätzbarem Wert zu verdanken hat. Seitdem sich uns durch das Mikroskop und vor allem durch das unsterbliche Lebenswerk Robert Kochs die Welt der Bakterien erschlossen hat, seitdem wissen wir, daß die Erreger der Infektionskrankheiten und damit die gefährlichsten Feinde unserer Gesundheit, unter ihnen zu suchen sind, und daß die gewöhnlichen Erscheinungsformen alles ernstlichen Krankseins, nämlich Entzündung und Fieber, durch sie verursacht werden.

Hier aber zeigt sich das wunderbare und fürsorgliche Walten von Mutter Natur. Wie der Speer des Achilleus die Wunden, die er schlug, zugleich auch zu heilen vermochte, dienen ihr die Bazillen nicht lediglich als Krankheitserreger, sondern diese Kleintiere, so sehr sie mit Recht gefürchtet werden,

haben doch gerade durch ihren schädlichen Reiz auf das von ihnen befallene Körpergewebe zwangsläufig zur Folge, daß sowohl im letzteren wie im Gesamtorganismus bestimmte Zweckvorgänge zur Abwehr und Heilung ausgelöst werden. Zu ihnen gehören vor allem die Entzündung und das Fieber. Diese beiden Symptome sind also nicht bloß Alarmzeichen zur Ankündigung einer Krankheit, sondern sie sind ebensosehr Heilbestrebungen des erkrankten Organismus.

Der Augenblick, wo irgendein Organ oder Gewebe durch das Krankheitsgift entzündlich gereizt oder daher mehr oder weniger von schmerzhafter Schwellung, sowie von Hitze und Rötung ergriffen wird, ist für den leidenden Körperteil zugleich das Signal, sich mit einer Gegenaktion zur Wehr zu setzen. Sie besteht im wesentlichen darin, daß weiße Blutkörperchen den Blutstrom, in welchem sie als farblose kugelige Eiweißklümpchen herumschwimmen, in größerer Zahl verlassen, indem sie durch die Wandung der Blutgefäße hindurchkriechen, und sich eilends nach dem Ort der Entzündung hinbewegen.

Dort läßt sich in geeigneten Fällen durch das Mikroskop unmittelbar beobachten, wie sie die Bazillen oder sonstigen Entzündungserreger und deren giftigen Erzeugnisse umhüllen, in ihren Leib aufnehmen, zerlegen und zum Zerfall bringen. Mit Recht werden sie daher Fresszellen genannt. Sie wirken wie eine Polizeitruppe, welche das Blut gegen die Unruhestifter aussendet, und ihre Hilfe im Kampf gegen die Entzündung ist so wertvoll, daß der Arzt in solchen Fällen, wo sie gar nicht oder in zu geringer Zahl erscheinen, sie mittels künstlicher Blutstauung herbeiruft.

Während der Entzündungsprozeß den örtlich begrenzten Krankheitsherd bekämpft, hat das Fieber die Aufgabe, den Feind auf der ganzen Linie anzugreifen, das im Blute kreisende Krankheitsgift unschädlich zu machen, und aus dem Gesamtkörper zur Ausscheidung zu bringen. Dieses Ziel wird vorzugsweise dadurch erreicht, daß die Bazillen und die von ihnen erzeugten Gifte den Verbrennungsvorgang (Oxydation) in allen Gewebezellen des Körpers anregen und zugleich einen kräftigen Reiz auf das im verlängerten Mark gelegene Wärmebildungszentrum des Patienten ausüben. Natürlich entsteht dadurch in seiner Bluttemperatur ein Anstieg, der in schweren Fällen bis zu 42 Grad Celsius gehen kann und dazu beiträgt, die gegen Wärmesteigerung sehr empfindlichen Bazillen zu schwächen, in ihrer Giftwirkung zu beeinträchtigen und ihren Zerfall zu befördern. Das Fieber dient daher der Natur in weitgehendem Maße als Heißfaktor, und durch seine vorzeitige Unterdrückung kann dem Kranken gar sehr geschadet werden. Das wußten schon die alten Ägypter, und deshalb verbo-

ten sie durch ein in Stein eingegrabenes Gesetz, dem Patienten irgendein fiebervertreibendes Mittel in den ersten drei Tagen seiner Krankheit zu verabreichen. Es gibt Krankheitsformen, die gerade wegen ihres Fiebermangels einen schleppenden und ungünstigen Verlauf nehmen, und gegen sie, besonders gegen die Gehirnerweichung und chronische Gelenkleiden, verfügt die moderne Medizin über Mittel und Methoden, um auf dem Wege einer künstlichen Fiebererzeugung die Heilung herbeiführen.

Außer dem Fieber und der Entzündung benützt unser Blut zum Schutz und Trutz gegen die Bazillen auch noch besondere Stoffe, welche entweder beständig in ihm kreisen oder erst im Krankheitsfall zur Bildung kommen, die sogenannten Antikörper.

Einige von ihnen gehören zu den normalen Bestandteilen unserer Säftemasse und verleihen allein schon durch ihre Anwesenheit dem Blut und den von ihm getränkten Körperzellen einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit gegen die uns überall umgebenden Bakterien. Wenn es aber dennoch einem Bazillus gelingt, ins Körperinnere einzudringen, und somit den ihm entsprechenden Krankheitszustand, also etwa Grippe oder Diphtherie, zu verursachen, so geht das Blut unverzüglich ans Werk, aus sich heraus besondere Eiweißstoffe herzustellen, die als spezifische Antikörper auf die Wirkungsart des gerade vorliegenden Bazillus abgestimmt sind, und daher ihn sowie sein von ihm erzeugtes Krankheitsgift unschädlich zu machen und zu zerstören vermögen.

Nach dem glücklichen Ueberstehen einer Infektionskrankheit verlassen die durch sie hervorgerufenen Antikörper den genesenen Organismus nicht sogleich, und solange sie in seinem Blut verweilen, ist er gegen einen erneuten Anfall der gleichen Infektionskrankheit gefeit oder, wie es in der Sprache der Mediziner heißt, immun. Nach Masern, Scharlach, Röteln und Pocken bleiben die Immunkörper meistens lebenslänglich im Blute des Genesenen zurück, und daher kommt es, daß wir an diesen Infektionskrankheiten in der Regel nur einmal im Leben erkranken.

Die Rolle unseres Blutes als Gesundheitshüter und Heißfaktor ist mit seiner Eigenwirkung gegen die Bakterien und ihre Gifte noch nicht erschöpft, sondern sie gipfelt vielmehr in der erst in neuester Zeit erforschten und vollgewürdigten Tatsache, daß nicht bloß die Drüsen, sondern alle Organe und Gewebe in Form der sogenannten Hormone einen Anteil zur Blutmischung beisteuern und daß allein durch das wohlabgestimmte Zusammenwirken dieser Stoffe der innere Haushalt unseres Organismus in jenem Gleichgewicht erhalten bleibt, ohne welches unsere Gesundheit und Leistungskraft nicht bestehen kann.

Sanitätsrat Dr. Bergmann-Berlin.



Für das liebe kleine Volk

Mein Roß und ich.

Von Paul Keller.

Ich ging nicht in die Schule — ich ritt! Ich konnte mir das leisten, denn ich hatte ein Roß, das nicht rechnen konnte. Wenigstens kam es nie hinter die verzwickten Schliche der indirekten Regeldetri. Bei „zehnstündiger Arbeitszeit“ arbeiteten nach Meinung meines Rosses die

bekannten „sechs Arbeiter“ an dem bekannten „Graben“ immer zehnmal so lange als bei einständiger.

Dieses Roß hieß Reinhold Sander, war zwei Jahre älter und zwanzigmal so stark als ich und im übrigen der gutmütigste Schulfunge von der Welt. Jeden Morgen erschien mein Roß in meiner großväterlichen Wohnung, klopfte sich schnell einen Apfel oder etwas sonst Genießbares, das auf dem Fensterbrett lag, in die Hosentaschen, setzte mich auf seine Schultern und trabte mit mir zur Schule, wo es mich auf meinem Platz sänsftiglich absetzte.

Dafür machte ich meinem Rößlein in der Rechenstunde die tabellosesten „Bruchansätze“.

Eines schönen Maimorgens ritt ich nun gerade zur Schule, stolz wie Darius zur Schlacht, als uns ein Mann begegnete, den sowohl mein Roß als ich nach dem ersten prüfenden Blicke als einen „Stadtklecker“ einschätzten. Als „Stadtklecker“ galt damals in meinem Feld-, Strauch- und Wiesendorfe ohne weiteres jeder städtisch gekleidete Mensch, der sich in seiner Gemarkung blicken ließ.

„Nanu, nanu“, machte der Fremdling verwundert und musterte uns, „wo geht die Reise hin?“

„In die Schule!“ sagte ich und fuchtelte siegesgewiß mit meinem breiten Lineal wie mit einem Kriegsschwert.

„Aber Junge, warum gehst du denn nicht zu Fuß? Kannst du denn nicht laufen?“

„Besser wie Sie!“ sagte ich frech. Der Fremdling erzürnte sich und schnauzte mein Roß an:

„Wirf doch den Bengel ab! Wirfst dich doch nicht mit ihm abrackern!“

Mein Roß schüttelte die Mähne und stieß Dampf aus den Nüstern. Dann sagte es:

„Er läßt mich die Regeldetri-Aufgaben abschreiben, und überhaupt geht Sie das 'n Quark an.“

Nun raste der fremde Wandersmann und wollte mit seinem dünnen Spazierstock meinem Roß eins auf den sogenannten Bug geben. Das aber schlug nach hinten aus, schlug in eine Fühle, bespritzte den Fremden von oben bis unten und setzte sich in Galopp mit mir.

Als wir ein Stück davon waren, sang ich mit lieblicher, heller Stimme: „Stadtklecker! Stadtklecker!“

und mein Roß wieherte und wieherte deutlich auf den Text „Stadtklecker! Stadtklecker!“

An diesem Tage aber hatten wir in der ersten Stunde biblische Geschichte. Da ich zu Hause vergessen hatte, die „Bibel“ zu lernen, wollte ich auf den Vorzug, sie vortragen zu dürfen, lieber verzichten und bat daher gleich nach Anfang der Stunde den Lehrer, „mal austreten“ zu dürfen. Er brummte etwas von „ewigem Gelaufe“ und ließ mich ziehen. Darauf trat ich dreiviertel Stunden lang „aus“. Als ich vermutete, daß die biblische Gefahr vorüber sei, näherte ich mich wieder behutsam der Schultubentür und hörte da folgenden Meinungsaustausch:

„Es heißt nicht Frau Putiphar, es heißt Frau Potiphar!“

„Herr Schulinspektor!“ hörte ich unseren Lehrer bescheiden einwenden, „bei uns in der katholischen Bibel schreibt sich die Frau mit „u“.“

Mir aber wurde plötzlich an der Schultubentüre so beklommen zumute, daß ich meinte, jetzt müsse ich wirklich mal austreten. Also verschwand ich noch auf fünf Minuten nach dem Hofe, dann aber trieb mich mein Pflichtgefühl und eine düstere Ahnung nach dem Klassenlokal.

Heiliger Himmel, der plötzlich anwesende Kreischulinspektor war tatsächlich unser „Stadtklecker“. Kaum erblickte er mich, so machte er auch schon den Finger krumm, winkte und sagte: „Komm mal her, du Schwede! Wo warst du denn bis jetzt?“ herrschte er mich an.

Ich sagte, ich sei nur schnell mal austreten gewesen. „Schnell mal austreten — so! Du Range! Und über eine halbe Stunde bin ich schon hier. Wo warst du so lange, Schlingel — he?“

Ich stotterte etwas von einer unheimlichen Bauchkrankheit, die ich hätte; er aber ergriff mich an den Ohren und begann in höchst lästiger und fataler Weise daran herumzuschrauben. Trotzdem hörte ich, wie mein Roß leise und zornig aufschraubte, denn mein Roß liebte mich. Ich bekam noch eine ungewisse Anzahl von Ohrfeigen und konnte mich dann setzen.

Der Herr Schulinspektor hielt nun eine donnernde Strafrede über die Rohheit von Dorfkindern Fremden gegenüber, was ich mit äußerer Zerknirschung und innerer Gleichgültigkeit anhörte.

Am Schlusse sagte er: „Der kleine Bengel dort ist zu faul, um in die Schule zu laufen; er reitet auf



diesem langen, starken Labander und läßt ihn dafür die Rechenaufgaben abschreiben."

Ein vernichtender Blick traf unseren herzensguten Lehrer.

"Herr Schulinspektor, der Reinhold Sander ist einer meiner schwächsten Rechner, aber sonst ein guter Junge."

Das alles galt nichts.

"Sander, komm mal raus an die Wandtafel. Nimm die Kreide und schreibe auf:

6 Arbeiter arbeiten über einem Graben von 175 m Länge, $1\frac{1}{2}$ m Breite und $\frac{3}{4}$ m Tiefe 18 Tage bei täglich zehnstündiger Arbeitszeit. Wie lange arbeiten 25 Arbeiter an einem Graben von 300 m Länge, $1\frac{1}{2}$ m Breite und $\frac{1}{2}$ m Tiefe, wenn sie täglich nur 8 Stunden tätig sind?"

O, du armes Roß! Ich sah, wie seine Mähne sich sträubte, wie schwerer Atem durch seine Rüstern drang und seine Läufe zitterten. Aber der Herr Kreis Schulinspektor hatte seine Rechnung ohne den Telegraphen gemacht. Nämlich, wenn mein Roß an die Wandtafel gerufen wurde, galt folgende Telegraphie:

Ich setze meinen Schieferstift scharf wie zu einem Punkt auf die Schietertafel (heißt: Reinhold, dieses "Glied" mußt du über den Bruchstrich setzen).

Ich mache einen quitschend langen Strich (heißt: das kommt unter den Bruchstrich).

Einmal Hüfteln heißt: jetzt mußt du „kürzen“. Zweimal hüfteln heißt: läßt sich noch weiter „kürzen“.

Schneuzen bedeutet: die Sache ist falsch.

Kurzes Scharren bedeutet beifälliges „alles richtig!“

Das Wunder geschah: Reinhold Sander rechnete die schwere Aufgabe völlig richtig. Als der Herr Schulinspektor, der inzwischen weiter geprüft hatte, an der Tafel das richtige Resultat sah, war er verwundert und sagte zum Lehrer: „Aber der Kerl kann ja rechnen!“

„Einer meiner schwächsten Rechner, aber sonst —“

„Schon gut, ich sehe, das Rechnen klappt!“

Und er machte für den Lehrer eine gute Note ins Protokoll. Die Stimmung des Schulgewaltigen schlug überhaupt sichtlich zum Besseren um und ehe er um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr ging, schraubte er mein Roß und mich nur noch einmal ganz leise und zärtlich an den Ohren und schied dann in Gnaden.

Als um 12 Uhr die Schule aus war, bestieg ich mein Roß und ritt als ein Sieger heimwärts. Die kleinen Blessuren, die ich erlitten hatte, taten meinem Triumpf keinen Eintrag. Ich streichelte mein treues Roß, und als wir ein Stück das Dorf hinauf waren, sangen wir in der Freude unseres Herzens gemeinsam: „Stadtklecker! Stadtklecker!“ Auf einmal — wie wenn wir den Rübezahlgeladen gerufen hätten und der fürchterliche Berggeist plötzlich vor uns stände, tauchte der Schulinspektor aus einem Seitengäßchen auf. Wir hatten geglaubt, der Mann sei längst nach der Stadt zurück und nun war er noch in der evangelischen Schule und noch im Dorf.

Den bösen Geist sehen und vom Pferde fallen war eins. Der Herr Schulinspektor tobte. Da aber viele Feldarbeiter vorbeigingen und schmunzelten, fühlte er, daß er keine günstige Rolle spiele, wenn er sich mit uns beiden in einen Straßenkampf einlasse, und herrschte uns also an: „Marsch nach der Schule zurück!“

Dort werdet ihr dem Herrn Lehrer sagen, was ihr getan habt. Er wird euch augenblicklich bestrafen. Ich gehe jetzt hier ins Wirtshaus, um meine Sachen zu holen. In einer Viertelstunde seid vor dem Gasthaus. Wehe euch, wenn ihr meinen Befehl nicht ausführt!“

Wir gingen nach der Schule zurück. Ja, ich muß es eingestehen, ich ging zu Fuß. Heimlich schlichen wir nach der Schultube. Die war ganz leer. Aber der Lehrer bemerkte uns bald.

„Was wollt ihr denn noch?“

Da stotterte ich, ich hätte mein Lineal vergessen. Das Lineal war das wichtigste aller meiner Schulutensilien, denn erstens brauchte ich es als Waffe und zweitens fürs Freihandzeichnen. „Geht nur nach Hause“ sagte der Lehrer. Da glaubte ich, wir sollten ihm gehorchen und ihm weiter keinen Kummer machen, und wir gingen. Meinem Roß war dabei nicht ganz wohl. Aber draußen belehrte ich es über meinen Feldzugsplan, und wir gingen also zum Gasthaus, vor dessen Tür wir ein jämmerliches Geheul anfangen. Ich weinte bitterlich, und mein Roß strich sich fortwährend mit seinen Vorderhufen den Bug.

Der Herr Schulinspektor kam erschreckt herausgestürzt.

„Na, heult nicht so! Ihr macht mir ja das ganze Dorf rebellisch.“

Der Lehrer hat euch wohl etwas zu stark gezüchtigt?“

Wir heulten noch lauter.

„Jungens, seid still! Daß er euch so stark bestrafe, wollte ich ja nicht. Na, hört doch schon auf mit eurem Geheule! Es sind doch Leute im Gasthaus. Was sollen die sich denn denken?“

Mein Roß schrie förmlich.

Dem Schulinspektor war die Sache furchtbar peinlich; denn er hatte sein Amt erst angetreten und wollte nicht in den Ruf eines Kinderquälers kommen.

Da schenkte er uns 10 Groschen, sagte, wir seien ja sonst nette Kinder, auch fleißig in der Schule, hätten ihm Freude gemacht; da sollten wir also in Zukunft ein höflicheres Straßenbenehmen an den Tag legen, jetzt sofort ruhig nach Hause gehen und uns für die 10 Groschen was kaufen.

Die 10 Groschen nahm das Roß in Verwaltung und kaufte am Nachmittag drei Zigarren dafür. Jeder rauchte eine, die dritte rauchten wir zusammen. Wir saßen dabei auf unserem Windmühlberg, sahen nach der Kreisstadt hinüber und sangen aus vollen Lungen: „Stadtklecker! — Stadtklecker!“

★

Zwei tapfere Kinder.

I.

Es war einmal ein Bauernbübchen von etwa sieben Jahren. Gar hell und offen schaute es in die Welt hinein. Jeder, der das Kind ansah, hatte seine Freude an ihm. Die Eltern des Bübchens waren schon seit drei Jahren tot. Fremde Leute zogen es auf. Aber die waren leider nicht gut und fromm, wie Vater und Mutter gewesen waren. Fluchen, Zanken und Streiten taten sie alle Tage. Trotzdem blieb das Bübchen gar

brav. In der Schule merkte es gut auf und nahm sich die Lehren recht zu Herzen. Eines Tages mußte es die Rüste hüten. Da hätte es sich nun gar zu gern eine Peitsche gemacht. Auf einem benachbarten Felde wuchs Hanf. Die Stengel hätten wohl zu einer Peitsche gebogen werden können. Schon streckte das Kind die Hand aus nach dem fremden Gut. Da fiel ihm ein schönes Sprüchlein ein, das es einmal im Religionsunterricht gelernt hatte. Da ließ es den Hanf stehen und ging fort. Dabei sagte es das Sprüchlein halblaut vor sich hin:

„Wo ich bin und was ich tu,
sieht mir Gott, mein Vater, zu.“

II.

Ein kleines Mädchen aus vornehmer Familie machte einst mit seinen Eltern eine Reise. Sie kehrten abends in einem Gasthof ein. Es waren aber noch viele andere Fremde dort. Bei dem gemeinschaftlichen Abendessen wurde mancherlei geredet. Und es war nicht alles gut, was da gesprochen wurde. Besonders konnten sich zwei reich gekleidete Geldmänner nicht genug tun an frechen Spöttereien über Gott, Religion und alles, was guten Menschen heilig ist. Manchem von den Anwesenden mochte es wohl unheimlich zumute werden bei den frechen Reden der beiden Spötter. Doch hatte niemand den Mut, sie zur Rede zu stellen. Auf einmal stand das erst fünfjährige Mädchen von seinem Platze auf. Mit ernsthaftem Gesicht stellte es sich vor die beiden Männer hin und sprach laut und deutlich, so daß es alle am Tische hören konnten: „So redet man nicht vom lieben Gott, das ist nicht recht.“ Bei den Worten des unschuldigen Kindes stieg den beiden Spöttern glühende Schamröte ins Gesicht. Sie wagten nicht mehr, etwas zu sagen. Ein alter Herr aus der Tischgesellschaft aber reichte dem kleinentapferen Mädchen die Hand und sagte ebenfalls laut, so daß es alle hören konnten: „Du hast recht, liebes Kind, so spricht man nicht vom lieben Gott.“



Elschen, die kleine Markensammlerin.

Von Grete Schoeppel.

„Du bist gar nicht wie ein kleines Mädchen, sondern wie ein Junge!“ sagte Mama oft mit leisem Vorwurf zu ihrer kleinen, zehnjährigen Einzigen und sie hatte mit diesen Worten nicht gar so Unrecht, denn Klein-Elschen nahm es an Wettlauf und tollem Uebermut mit allen Jungen der Nachbarschaft auf.

Ja, mehr noch als das! Sie tat es allen zuvor. Natürlich hatte sie es bei den Eltern durchgesehen, im Garten in einer regelrechten Lederhose herumtollen zu dürfen, und dann war kein Obstbaum vor ihr sicher. Sie kletterte sogar in den Taubenkugel und einmal rief man vergeblich nach ihr, weil sie durchaus im Hühnerstall übernachten wollte.

Papa fing schon an, stolz zu werden, er dachte allen Ernstes, daß, wenn das so weitergeht, sein Elschen wohl einmal ein tüchtiger Advokat oder ein Arzt, mit einem Worte irgend ein hervorragender Mann in Frauengestalt werden würde.



Hildchens Abendgebet.

Lieber Heiland, mach mich gut!
Nimm mich ganz in deine Hut!
Laß mein Püppchen Anneliese
Schlafen auf der großen Wiese;
Hab' es ja dort liegen lassen,
Weil es schrie durch alle Gassen.
Strafe muh nun einmal sein!

Liebes Jesukindelein,
Wollte dir noch leise sagen:
Wüßte gern zur Schule fahren,
Muh stets geh'n, wenn Sonnenschein
Weit, so weit, und ganz allein.
Schicke darum vielen Regen.

Noch eins: Gib doch deinen Segen
Meinem armen Dackelhund,
Hat ein Pfdöchen weh und wund,
Mach ihn bitte ganz gesund!

Und dann mußt du auch noch sorgen,
Daß die Uhren alle morgen
Ein klein wenig schneller geh'n,
Kannst sie ja im Himmel dreh'n.

Schnell ist dann die Schule aus,
Und zu Haus
Gibt es feinen Mandelstuchen,
Weil der Ohm uns will besuchen.

Und jetzt laß mich bitte träumen
Von den blauen Himmelsräumen,
Von den lieben Engeln
Und den goldnen Sternelein.
Amen.

Auch ihren Lehrern und Lehrerinnen blieb Elschens Bubenhastigkeit nicht verborgen.

Scherzweise nannte man sie den kleinen Jungen oder das Bubenmädchen und selbst der Herr Katechet meinte:

„Sie sitzt wohl beim Religionsunterricht mäuschenstill, aber wenn die Schule aus ist, dann sieht man sie ganz unglaublich herumtollen!“

Ja, stilligen konnte Elschen schon, besonders an den langen Winterabenden, da saß sie stundenlang über ihr Markenalbum geneigt, sammelte sie doch schon, zum Neide manches Kameraden und zur Unbegreiflichkeit ihrer Freundinnen, seit ihrem siebenten Jahre Briefmarken.

Also wieder etwas, was eigentlich in der Regel nur dem stärkeren Geschlechte vorbehalten ist.

Seit dem letzten Weihnachtsfeste hatte Elschen eine wundervolle Briefmarke, die einen ziemlich hohen Wert repräsentierte, und an der sie mit ganzem Herzen hing.

Diese Marke war ihre Freude und ihr Stolz.

Mit Eitelkeit und Genugthuung erzählte sie in der Schule von ihrem kostbaren Besitz und man konnte ordentlich sehen, wie ihr ganzes Freuen und Fühlen von dieser kleinen Briefmarke ausging.

Zu dieser Zeit erzählte der Herr Katechet viel von den Heidenmissionen.

Er war selbst viele Jahre Missionär in Südafrika gewesen und berichtete von den armen Negerkindern, wie so viele gerne sich taufen lassen möchten, aber die Missionen oft selbst zu wenig Geld haben, um solch arme Kindlein aufnehmen zu können.

Er munterte alle Kinder zum Sammeln von alten Korken, Staniolpapier und Briefmarken auf, um durch den Erlös dieser gesammelten Dinge es manchem traurigen Heidenkinde möglich zu machen, ein glückliches Christenkind zu werden.

An diesem Tage war Elschen sehr gedankenvoll nach Hause gekommen. Sie suchte eifrig nach entbehrlichen Briefmarken, aber sie fand nur wenige Stücke, denn alle waren ihr zu sehr aus Herz gewachsen.

Am nächsten Tage erzählte der Herr Katechet von einem kleinen Heidenmädchen, das er persönlich gekannt hatte und das ein recht trauriges Los habe.

Die Eltern der kleinen Schwarzen waren rohe, wilde Menschen und Klein-Thama mußte von früh bis spät die schwersten Arbeiten verrichten.

Gerne hätte der Missionär sich dieses Kindes angenommen, aber der Widerstand der Eltern war zu groß.

Man müßte diesen Menschen eine Vergütung geben, daß sie Klein-Thama freigeben würden, denn sie ersparten ja an dem Kinde eine regelrechte Dienstmagd.

Als die Schule aus war, wartete Klein-Elschen auf den Herrn Katecheten und trat dann schüchtern an ihn heran:

„Herr Pater, ist Klein-Thama ein sehr liebes Mädchen?“

„Ja, Elschen, ein allerliebstes Negerkind. Und so sanft und still und geduldig, wie man es von manchem weißen Mädchen wünschen könnte!“

Elschen wurde sehr rot; sie senkte beschämt das Köpfchen und eilte davon.

Zuhause dachte sie nach, wie dieses arme Negerkind all diese Tugenden besaß, die sie entbehrte und wie gut es ihr ging im Vergleich zu dem schwarzen Kinde.

Die ganze Nacht konnte sie keine Ruhe finden, etwas in ihr schrie, daß sie gutmachen müsse.

Gewiß, es ging sie die Sache ja gar nichts an, und doch drängte eine unerklärliche Macht in ihr, dem Negermädchen zu helfen.

In der Folge bemerkten die Eltern an Elschen eine große Sanftmut und Folgsamkeit, ihre Ungeduld, ihr wilder Uebermut schien wie weggeblasen.

Aber das war noch nicht alles. —

Eines Tages stand sie mit erhigten Wangen in der Pfarrei und klopfte an der Tür ihres Herrn Katecheten.

Mit ihren kleinen Händchen wickelte sie aus mitgebrachtem Seidenpapier ein kleines Ding hervor: die kostbare Briefmarke, die all ihre Freude und ihr Stolz gewesen war.

„Herr Pater, hier haben Sie eine ziemlich kostbare Marke, das beste Stück, das ich habe, bitte, nehmen Sie es und machen Sie es zu Geld, und das Geld schicken Sie den Eltern des kleinen Heidenmädchens, damit es ein glückliches Christenkind werden möchte!“

„Bravo, Elschen!“ rief der geistliche Herr gerührt, „das ist wirklich schön von dir! Du hast zwar jetzt um eine Marke weniger in deiner Sammlung, aber dem Herrn Jesus hast du deine Sammlung an guten Christenseelen bereichert. Und das ist wohl das Herrlichste, was es gibt!“

In diesen Augenblicken erfüllte Elschens Herz ein solches Glück und eine solche Freude, wie sie sie nie vorher empfunden und wie ihre frühere Freude über die schöne Briefmarke nur ein öder Abganz gewesen war.

Und als sich Elschen schon entfernen wollte, da rief ihr der Herr Pater noch freundlich zu:

„Ein Junge hätte sich nicht so leicht von einer solchen Marke getrennt. Und doch ist es dir vielleicht schwerer angekommen. Du bist eben kein Junge, sondern ein richtiges kleines Mädchen!“



Scherz = Ede/

Negerweisheit.

Die Missionärin spricht vor Negerkindern über die 7 heiligen Sacramente. Nach eingehenden Erklärungen fragt sie, mit welchen Worten Jesus das hl. Altarsacrament eingeäschet habe. Thumbos gibt eine gute und korrekte Antwort. Auch über die Einsetzung anderer Sacramente werden gute Antworten gegeben. Zuletzt kommt das siebente Sacrament, die Ehe, an die Reihe. Trotz angestrengten Nachdenkens weiß kein Kind diese Frage zu beantworten. Endlich glaubt die kleine Loanga die rechte Antwort gefunden zu haben. Stolz und selbstbewußt erhebt sie sich und sagt: „Mit den Worten: Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Die Verrechnung.

Der zehnjährige Alfred ist ein wißbegieriger Peter. An Papas Schreibtisch macht er sich gar zu gern zu schaffen. Einmal fällt ihm das Schetbuch in seine Hände. „Du, Papa“, sagt Alfred, als der Vater nach Hause kommt, „verrechnen sich die Bankbeamten so oft?“ — „Die Bankbeamten rechnen sogar sehr oft. Wie kommt du denn darauf?“ — „Na, auf diesem Schet steht doch überall: Nur zur Verrechnung!“

Rechenklünstler.

„Die Gleichung mit zwei Unbekannten kann ich nicht auflösen — hast du's denn fertiggebracht?“

„Ach glänzend! Ich hab's eben mit zwei Bekannten ausgerechnet!“

Lieber als den Himmel.

Die Lehrerin spricht von den Freuden im Himmel, von den vielen Engeln, die schön singen und musizieren, von der Pracht des Himmelsaaes usw. — „Nun“, fragt sie dann, „möchtet ihr da heute nicht schon im Himmel sein?“

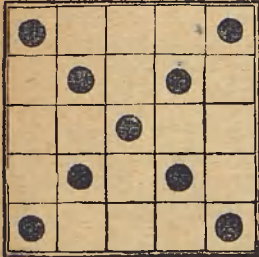
— Alle Kinder bejahen eifrig. Nun Mariechen schüttelt heftig den Kopf. — „Nun, und warum Du denn nicht?“ fragt die Lehrerin. — „Wir haben heute daheim Ritzchen, tuchen, Fräulein.“

RÄTSEL-ECKE

Versteckträtsel.

Man suche ein altes Sprichwort, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in nachstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung. Eintracht — Landgut — Gegenwart — Zwischenakt — Arsenik — Meisterschaft — Weinlese — Fasanfedern — Testament — Gertrud — Schellenlied — Türkisenarmband — Reisender.

Kabbalistisches Quadrat.

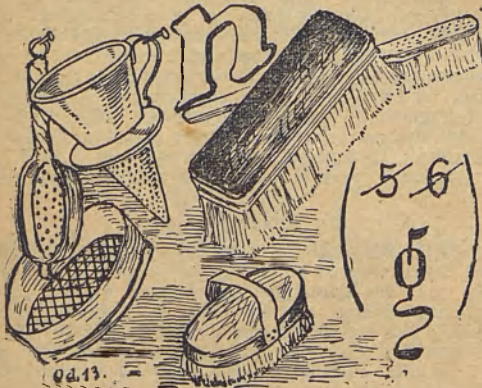


In die Felder dieses Quadrats sollen 25 aufeinanderfolgende Zahlen derart eingetragen werden, daß die Summe jeder waagrechten, senkrechten und jeder der beiden Querreihen immer 85 ist. Wie wird die Zahlenreihe ermittelt und wie sind die Zahlen einzutragen?

Viel Köpfe — viel Sinne.

Er mag kein Fleisch, doch liebt er den Kohl;
Siehst du ihn bei Lische, behagt es dir wohl!
Mit anderem Kopfe ist sie mit mir verwandt,
Hat Kirschkrot Mündchen und zierliche Hand.
Mit anderem Kopfe hältst du sie hoch,
Doch wart' nur, im Amte, bekommtst du sie noch
Mit anderem Kopfe, hier, blumengeschmückt,
Die Lante hat sie zum Geburtstag geschickt.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus folgenden 55 Silben:

an — as — bahn — be — blet — ca — cha —
co — di — e — e — ei — el — fe — fen — geu
— haut — i — i — im — ir — la — la — land
— le — leit — li — lo — lö — lust — ma —
mo — ne — ne — ne — ner — netz — ni —
nu — on — rak — re — renz — see — sen —
ta — te — ten — ter — tiv — un — val — we
— wi — zi

sind 18 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1. Empfindung, 2. männlicher russischer Vor-

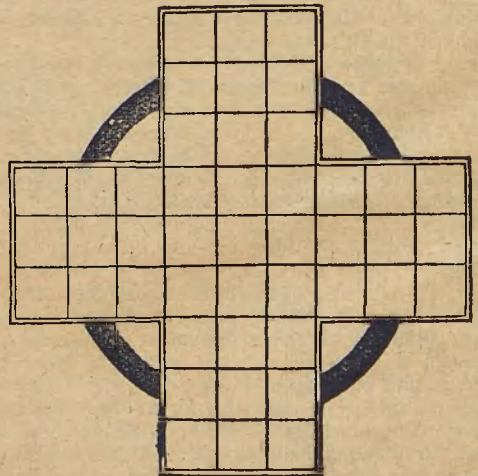
name, 3. Bodenform, 4. Empfehlung, 5. Wassertier, 6. Verkehrsmittel, 7. häufige Form von Medikamenten, 8. unstetes Volk, 9. bekannter neuerer italienischer Komponist, 10. früher gebräuchlicher männlicher Vorname, 11. Wesensart, 12. Rundfunkgerät, 13. Bestandteil von allen Kompositionen, 14. Naturerscheinung im Gebirge, 15. türkischer Titel, 16. europäische Insel, 17. Teil des Auges, 18. berühmte altgriechische Dichtung. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhange einen Sinnpruch. (ch = 1 Buchstabe).

Tauschrätsel.

Man suche 17 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem dieser Wörter ist durch Umwandlung eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort von der Bedeutung unter b zu bilden. Die hierbei neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang ein neuzeitliches kriegerischen Zwecken dienendes Verkehrsmittel bezeichnen.

- | a | b |
|-------------------------|-----------------------|
| 1. Werkzeug | — Maß |
| 2. Tierischer Stoff | — Musikinstrument |
| 3. Gemütsregung | — Pflanzenteil |
| 4. Stadt in der Schweiz | — Körperteil |
| 5. Kleidungsstück | — Verabredung |
| 6. Handwerker | — Insekt |
| 7. Insekt | — schmackhafte Frucht |
| 8. Vorname | — Nachtvögel |
| 9. Werkzeug | — Schalentier |
| 10. Zwietracht | — Getreide |
| 11. Bekannter Name | — Maß |
| 12. Besitztum | — schmackhaftes Wild |
| 13. Küchengerät | — hannoversche Stadt |
| 14. Nichtigkeit | — Körperteil |
| 15. Pferdeart | — Knochen |
| 16. Feldgerät | — Musikinstrument |
| 17. Empfindung | — Haustier |

Wortkreuz.



In die 45 Felder der Figur sind die Buchstaben
A A a a — b b b b — d d — e e e e e e e e e e e e
— f f — i i — n n n — R R R R r r r r — s s —
t t t — u u

derart einzutragen, daß senkrecht und wagerecht 3 aus je 9 Buchstaben bestehende Wörter entstehen, die bedeuten:

1. dichterische Bezeichnung eines Getränks,
2. besonderes, ungewöhnliches Erlebnis,
3. geschichtlicher Außenvertreter, auch Forscher.

Kreuz und Quer.

1	2
3	4

- 1—2 der Brüder Studio,
Kommt er hinein, ist selten froh.
- 3—4 erklettert manchen Ast,
Auch hebt man mit ihr manche Last.
- 1—4 braucht der Tuchfabrikant,
Paß auf, gleich hängt dir's am Gewand.
- 3—2 bringt als ersehnte Labe
Der Sommerjonne schönste Gabe.

Zifferblattträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Anstelle der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben A A, B, E E E, L, N N, R, S, T derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

- 1—3 altheidnischer Gott
- 1—4 Wasserstraße
- 2—7 Familienglieder
- 5—8 weiblicher Vorname
- 7—10 Teil des Gesichts
- 8—11 nordische Götter
- 11—2 Teil des Rades
- 11—3 Teil des Körpers.

Rätsel-Auflösungen des Kath. Volkstalers vom Jahre 1934.

Der Komparativ: gläubig — Gläubiger.

Kreuzwörterrätsel: Senkrecht: 1. Bibel, 2. Kabel, 3. Mäste, 4. Fries, 5. Uriel, 6. Angel, 7. Regen, 8. Reval, 9. Ruder. — Quer: 1. Basel, 2. Urfel, 3. Ungar, 4. Regel.

Sternrätsel: 1. Abagio, 2. Podagra, 3. Laudanum, 4. Sandale. — Die Mittelsilbe **da** ist zu ergänzen.

Bilderrätsel: Untreue schlägt den eignen Herrn.

Silbenrätsel: 1. Wallenstein, 2. Apotheker, 3. Stenographie, 4. Mitternacht, 5. Anatolien, 6. Nicaragua, 7. Wilhelm, 8. Universität, 9. Eigenlob,

10. Namslau, 11. Sumatra, 12. Choral, 13. Handschriftbeutung, 14. Liberius, 15. Delila. — Was man wünscht, das glaubt man gern.

Telegrammrätsel: Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt (Zwerge, Zwirn, Tante, Zeit, Diadem, Riste, Fleisch, Taufe, Gespinst, Zelt).

Scherzrätsel: Ehering, Hering.

Wortspiel: a) Ostern, Erbs, Halm, Mann, Wein, Schrant, Wolle, Rose, Base, Born, Geld. b) Ostern, Epos, Harm, Wain, Beil, Schwank, Welle, Rost, Bast, Bern, Verd. — Aprilwetter.

LUSTIGE ECKE

Vorforg

Herr Kurzum ist äußerst wortkarg und verlangt ebenfalls Kürze des Ausdrucks von seinen Angestellten. Er sagt „Frühstück“, dann bringt man ihm Frühstück, Zeitung, Post, Anzug, Mantel, Hut, Friseur und die Nachricht, daß das Auto vorgefahren ist.

Eines Morgens sagt er „Krank!“

Der Diener verschwindet. — „Wo warst du so lange?“ fragte Herr Kurzum, als er endlich wieder erscheint.

„Arzt bestellt, Apothekensachen abgeholt, Grabstelle gekauft, Sarg bestellt, Kränze ausgesucht, Todesanzeigen aufgegeben . . .“

Das Telefon

„Merkwürdig, Erika und ich, wir können uns fast niemals am Telefon verstehen!“

„Habt Ihr schon mal versucht, abwechselnd zu sprechen?“

Letzte Hoffnung

„Gnädiges Fräulein, fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben.“

„Ich frage lieber mein Gehirn, und das sagt nein!“

„Und darf ich auf keine Gehirnerweichung bei Ihnen hoffen?“

Das dümmste Gesicht

In einer Gesellschaft wurden allerhand scherzhafte Spiele vorgeschlagen und ausgeführt. Zuletzt wurde für denjenigen ein Preis ausgesetzt, der drei Minuten lang das dümmste Gesicht machen konnte. Nach Ablauf der Zeit trat der Preisrichter auf einen Herrn zu und sagte: „Hier, Herr Referendar, sie haben gewonnen!“ — Beleidigt antwortete der Herr: „Ich? — Ich habe ja gar nicht mitgespielt!“

Viel verlangt

Der kleinen Erna fällt das Butterbrot auf die Erde, natürlich mit der gestrichenen Seite nach unten; weinend läuft das Kind zur Mama. Erzürnt wendet sich die junge Hausfrau an die Köchin: „Ich muß Sie schon bitten, daß Sie den Kindern das Butterbrot nicht immer auf die verkehrte Seite streichen!“

Ausrede

„Ich kann mich über dich nicht genug wundern, Fritz! Einmal bist du durch und durch männlich, dann manchmal unglaublich weiblich!“

„Ja, Liebling, das ist Vererbung! Meine Vorfahren waren nämlich zur Hälfte Männer und zur Hälfte Frauen!“

Im Laboratorium

„Herr Kandidat, ich würde Ihnen dringend raten, die Anbändeleien mit der neuen Chemikerin zu unterlassen. Sie wissen doch, daß solche chemischen Verbindungen manchmal mit einem Krach explodieren können.“

Redensarten

Frau Mehnert ruft:

„Anna! Anna! Kommen Sie schnell und tragen Sie den Papagei hinaus; er lernt sonst so häßliche Redensarten. Mein Mann bindet gerade seine Smoking-schleife . . .“

Anschuld

Er: „Fräulein Elise, sind Sie je einem Manne begegnet, bei dessen geringster Berührung jeder Nerv in Ihnen zitterte?“

Sie: „Ja, einmal! — Als ich beim Zahnarzt war!“

Steigerung

„Hat denn Herr Paulsen noch nicht um dich angehalten?“

„Nein, es geht etwas langsam bei ihm! Als er uns das erste Mal besuchte, hielt er den ganzen Abend lang unser Album auf dem Schoß, beim nächsten Mal nahm er den Hund in seine Arme, gestern durfte mein kleiner Bruder auf seinen Knien sitzen . . . aber nun hoffe ich, daß ich bald an der Reihe bin!“

Unter uns Freundinnen

Vier kleine Freundinnen, alle noch nicht schulpflichtig, unterhalten sich über gewichtige Zukunftsfragen und examinieren sich gegenseitig, was sie dereinst werden wollen. Drei davon wußten es ganz genau: Malerin, Lehrerin, Schauspielerin. Die Vierte aber besann sich lange, verwarf eine ganze Reihe von Berufen, die die anderen ihr empfahlen, und erwischte schließlich das Richtige, das sie wie einen Trumpf ausspielte: „Eine reiche Witwe!“

Ueberirdische Liebe

„Und liebst du ihn denn wirklich?“

„Ob ich ihn liebe? Sieh dir mal mein Kleid an!“

„Ja, und?“

„Hat es die geringste Ähnlichkeit mit der jetzigen Mode?“

„Offengestanden, es hat — —“

„Es hat keine?“

„Rein!“

„Siehst du, ich trags doch, weil es ihm gefällt!“

„Ich schnitt in seine Rinde . . .“

Ein hübsches Geschichtchen kurlert in Titschendorf. Schnitt da vor einem Menschenalter ein junger Mann, als er mit seiner Braut im Walde lustwandelte, in die Rinde eines Baumes seinen und seiner Braut Namen „Walter“ und „Liesel“ und zog um die Buchstaben ein etwas schief geratenes Herz. Als er nun nach Jahrzehnten an dem Baum wieder vorbeikam, mußte er entdecken, daß das Holz die Anfangsbuchstaben seiner Inschrift überwachsen hatte. Was noch lesbar war: hieß jetzt: „alter . . . esel“.

Tragische Veränderung

Philosoph (vor einer Schweinemehgerei): Tragisch, sehr tragisch! Gestern noch befanden sich die Gedärme im Schweine und heute schon befindet sich das Schwein in den Gedärmen!

Die Uhr

Eine Ausländerin, die nicht gut Deutsch verstand, war vor Gericht geladen, weil sie eine goldene Uhr gestohlen haben sollte. Das Gericht traute ihr den Diebstahl nicht zu und sprach sie frei. „Sie sind freigesprochen“, sagte der Richter.

„Was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß sich das Gericht von Ihrer Unschuld überzeugt hat.“

„Bedeutet das, daß ich die Uhr behalten darf?“

Pfälzer Humor Hochmut?

Am Sonntag Morje sagt Fraa Knerzel zu ihrem Mann: „Hör emol, ich find's nit for schön, daß du jedesmal, wann du in die Kirch gehst, die Rettungs-medaille anhängst, mer prahlt doch nit immer mit seine Heldetate.“ — Do lacht der Knerzel-Balser und sagt: „Niewi Fraa, wann du Recht hältst, ei dann dürrst ich jo aach mein Trau-Ring nit immer trage.“

Immer beim Sport

Der Herr Forstmeister Frohmüt, zugleich Fischerei-Pächter, führt seine drei hübsche Mädchen zum Kasino-Ball. Als Ausweis for de Eintritt müssen an der Saal-Tür Danzkaarte gelöst werde. Herr Frohmüt kauft drei Schlück und gebt se seine Döchter und sagt: „So ehr Rinner, do hawen ehr euer Angel-Kaarte.“

Befehle

„Aber gern komme ich am Sonntag! Ist es eine größere Feier, Frau Bittner? Muß man sich denn schön machen?“

„Durchaus nicht, Frau Silber — kommen Sie ruhig so, wie Sie sind.“

Pünktlich

„Der Hahn, den ich gestern bei Ihnen verzehrte, hat mir aber schwer im Magen gelegen — in der Nacht um vier wachte ich auf und konnte nicht wieder einschlafen!“

„Ja, ja, das war seine Zeit! Um vier Uhr morgens weckte er immer!“

Höflichkeitsaustausch

Zwei Herren sitzen zusammen in einem Eisenbahn-abteil. Der eine zündet sich eine Zigarre an und hält sie dem anderen unter die Nase. „Was sagen Sie zu dieser Zigarre?“ — „Hm, sie riecht wie angelegte Schweinsborsten.“ — „O, da bin ich wohl Ihrem Bart zu nahe gekommen.“

Erfahrung macht klug

Onkel (zum Beginn des ersten Semesters sich von seinem Neffen auf dem Bahnhof verabschiedend): „Und schreib mir öfters, Karl!“

Onkel (beim Beginn des zweiten Semesters): „ . . . Und schreib mir nicht so oft, Karl!“

Verzeichnis der Ablässe und Kirchweihen im Bistum Katowice.

Ohne Gewähr.

Dekanat Bielitz.

Bielitz: Sonntag n. St. Nikolaus (8. Dezbr.)
Braunau: S. n. d. Herz-Jesu-Fest (30. Juni).
Czechowitz: St. Katharina (letzten Sonntag n. Pf. (23. November)).
Dziedziltz: Sonntag n. d. 24. Mai (26. Mai).
Ellgoth: Dreifaltigkeitssonntag (16. Juni).
Ernsdorf: Dreifaltigkeitssonntag (16. Juni).
Heinzendorf: S. n. d. 23. April (28. April).
Kamitz: Sonntag n. d. 11. Juni (16. Juni).
Kurzwald: 1) am Feste Maria v. Berge Karmel (16. Juli); 2) S. n. St. Martin (17. Nov.).
Matzdorf: Sonntag n. d. 22. Juli (28. Juli).
Riegersdorf: S. n. Joh. d. Täufer (30. Juni).
Zabrzeg: 1) Sonntag n. Ostern (28. April); 2) Herz-Jesu-Fest (28. Juni).

Dekanat Groß-Dubensko.

Bełk: S. n. d. 22. Juli (28. Juli); Kirchweih S. n. Allerheiligen (3. Novbr.).
Bujaków: 1) 3. Advents-S. (15. Dezember); 2) Mariä Geburt (8. September); Kirchweih S. n. Allerheiligen (3. November).
Czerwionka: S. n. d. Herz-Jesu-Feste (30. 6.)
Dębińsko: S. n. St. Georg (28. April); Kirchweih S. n. d. 5. Oktober (6. Okt.)
Gierałtowiec: Letzter S. v. d. Advent (24. November); Kirchweih S. n. St. Hedwig (20. Oktober).
Knurów: S. n. St. Laurentius (11. August); Kirchweih am 2. S. im Nov. (10. Nov.).
Leszczyny: Dreifaltigkeitssonntag (16. Juni); Kirchweih 27. Oktober.
Makoszyce: Sonntag n. d. 26. Juli (28. Juli); Kirchweih am letzten S. im September (29. September).
Ornontowice: St. Michael (29. Sept.); Kirchweih 2. S. n. Michael (13. Oktober).
Panów: St. Peter-Paul (29. Juni); Kirchweih S. n. Allerh. (3. November).
Przysowice: S. n. St. Nikolaus (8. Dezember); Kirchweih S. n. St. Michael (6. Okt.)
Wilcza Góra: 1) am Fronleichnamsfeste (20. Juni); 2) S. n. St. Nikolaus (8. Dezember); Kirchweih S. n. Allerh. (3. November).

Dekanat Kattowitz.

Katowice: 1) Peter-Paul-Kirche: St. Peter-Paul (29. Juni); Kirchweih 27. April.
2. St. Maria: Unbefl. Empf. (8. Dezember).
Katowice-Bogucice: 1) S. n. St. Stephan (29. Dezember); 2) Skapulierfest (21. Juli); Kirchweih letzter S. im Oktober (27. Okt.)
Katowice-Dąb: S. n. d. 26. Juli (28. Juli); Kirchweih 2. S. im Nov. (10. Nov.)
Katowice-Zależe: 3. S. n. Ostern (Schutzfest hl. Josef) 12. Mai.
Katowice-Zawodzie: Dreifaltigkeits-S. (16. 6.)
Dąbrowka Mała: S. n. St. Antonius (16. Juni); Kirchweih n. d. 27. April (28. April).
Józefowiec: 3. S. n. Ostern (12. Mai); Kirchweih 22. S. n. Pf. (17. November).
Roździn-Szopinice: S. n. d. 15. Okt. (20. Okt.)
Wełnowiec: am 24. Mai (Maria Hilfe d. Chr.)

Dekanat Königshütte.

Bykowina: S. n. d. Oktave von Fronleichnam (30. Juni); Kirchweih am S. n. d. 15. November (17. November).
Chorzów: 1) S. n. Maria Magdalena (28. Juli); 2) Rosenkranzfest (6. Oktober); Kirchweih vorl. S. n. Pf. (17. November).
Chropaczów: 1. S. im Oktober (6. Oktober).
Hajduki: 15. August, Kirchweih am 2. S. im November (10. November).
Halemba: am 1. S. im Oktober (6. Oktober).
Kochłowiec: Dreifaltigkeitssonntag (16. Juni); Kirchweih n. d. 20. Oktober (27. Okt.)
Chorzów I: St. Hedwig: S. n. d. 15. Oktober (20. Oktober).
Chorzów II: 1) St. Barbara: S. n. d. 4. Dez. (8. Dezember); St. Josef-Pfarrei: 3. S. n. Ostern (12. Mai); Kirchweih am S. n. Martin (17. November).
Lipiny: 1) Herz-Jesu-Fest (28. Juni); 2) S. n. St. Augustin (1. September).
Świętochłowice: an St. Peter-Paul (29. Juni); Kirchweih am S. n. d. 20. (27. Okt.)
Nowawieś: 1) S. n. St. Laurentius (11. Aug.); 2) S. n. St. Antonius (16. Juni).

Dekanat Lublinitz.

Boronów: 1. S. im Oktober (6. Okt.); Kirchweih S. n. Allerh. (3. November).
Kochanowice: S. n. St. Laurentius (11. Aug.); Kirchweih am 6. Oktober.
Koszęcin: 1) Dreifaltigkeits-S. (16. Juni) 2) S. n. Joh. d. Täufer (30. Juni); 3. Herz-Jesu-Fest (28. Juni).
Lubecko: 1) Mariä Himmelfahrt (15. August); 2) S. n. Joh. d. Täufer (30. Juni); Kirchweih am S. n. St. Martin (17. November).
Lublinitz: 1) S. n. St. Nikolaus (8. Dezbr.); 2) S. n. Kreuzerhöhung (15. September); 3) S. n. St. Anna (28. Juli); 4) 1. S. im März (3. März).
Lubsza: 1) S. n. Jakobus (5. Mai); 2) S. n. St. Adalbert (28. April); Kirchweih S. n. Mariä Geburt (8. September).
Olszyna: S. n. Chr. Himmelfahrt (2. Juni).
Pawonków: S. n. St. Katharina (1. Dezbr.).
Sadow: 3. S. n. Ostern (12. Mai); Kirchweih S. n. St. Matthäus (22. Sept.)

Dekanat Nikolai.

Bierun Stary: 1) S. n. St. Bartholomäus (25. August); 2) S. n. St. Valentin (17. Februar).
Gostyn: S. n. Kreuzerh. (15. September).
Łaziska Górne: 1. S. im Oktober (6. Oktober).
Łaziska Średnie: S. n. Joh. Enth. (1. Sept.)
Mikołów: S. n. St. Albert (28. April).
Mokre: S. n. St. Laurentius (11. August); Kirchweih 2. S. im November (10. Nov.).
Murcki: S. n. Fronleichnam (23. Juni).
Orzesze: 1) S. n. Mariä Heimsuchung (7. 7.); 2) S. n. St. Laurentius (11. August); 3) S. n. St. Katharina (1. Dezember); Kirchweih letzter S. n. Pf. (24. November).
Panewnik: 1) St. Ludwig (25. August); 2. St. Franziskus (4. Oktober); Portiunkula (2. 8.)

Podlesie: Mariä Himmelfahrt (15. August).
Tychy: S. n. Maria Magdalena (28. Juli).
Włoszczyce: St. Peter-Paul (29. Juni).
Wyry: S. n. Fronleichnam (23. Juni).

Dekanat Mysłowitz.

Bierun Nowy: S. n. Fronleichnam (23. Juni).
Bojszowy: S. n. Joh. d. Täufer (30. Juni); Kirchweih S. n. Allerh. (3. Nov.).
Brzezinka: S. n. Mariä Heimsuchung (7. 7.); Kirchweih S. n. d. 22. Nov. (24. Nov.).
Wielki Chelm: 1) Dreifaltigkeits-S. (16. Juni); 2) Unbefl. Empf. (8. Dezember); Kirchweih S. n. Hedwig (20. Oktober).
Dzieckowice: 1) S. n. Antonius (16. Juni); 2) Mariä Him. (15. August).
Imielin: S. n. d. Skapulierfest (21. Juli); Kirchweih am S. n. d. 29. September.
Janów-Giszowiec: S. n. St. Anna (28. Juli); Kirchweih S. n. d. 22. Oktober (27. Okt.).
Krasowy: 1) S. n. St. Josef (24. März); 2) S. n. Ostern (5. Mai).
Lędziny: 1) Klemenskirche; S. n. d. 23. November (24. Nov.); 2) St. Annakirche S. n. d. 26. Juli (28. Juli); Kirchweih S. n. d. 9. September (15. September).
Mysłowice: S. in der Fronleichnamsoktave (23. Juni).

Dekanat Groß-Piekar.

Brzeziny: S. in der Fronleichnamsoktave (23. Juni); Kirchweih letzten S. n. Pf. (24. Nov.).
Wielka Dąbrowka: S. n. d. 24. Mai (26. Mai).
Huta Laury: S. n. d. 13. Juni (16. Juni).
Kamień: Peter-Paul (29. Juni); Kirchweih letzten S. n. Pf. (24. November).
Michałkowice: St. Michael (29. September).
Piekary: 2. Juli, 16. Juli, 2. August, 15. Aug., 24. August, 8. September.
Radzionków: S. n. St. Adalbert (28. April); Kirchweih S. n. d. 16. Juni.
Siemianowice: 1) S. n. d. 23. September (29. Sept.); 2) 1. S. im Oktober (6. Oktober); Kirchweih 24. September.

Dekanat Pleß.

Brzesce: Skapulierfest (16. Juli); Kirchweih S. n. St. Martin (17. November).
Cwiklice: 1) S. n. St. Martin (17. November); 2) S. n. Mariä Geburt (8. September).
Goczalkowice: 1) S. n. St. Georg (28. April); 2) S. n. St. Anna (28. Juli); Kirchweih S. n. Martin (17. November).
Kobier: Mariä Himmelfahrt (15. August).
Łąka: Sonntag n. Nikolaus (8. Dezember).
Miedzna: 1) Mariä Lichtmeß (2. Febr.); 2) Herz-Jesu-Sonntag (30. Juni); 3) S. n. Klemens (24. Nov.); Kirchweih S. n. Michael (29. Sept.).
Pszczyna: 1) Rosenkranzfest (6. Okt.) 2) Sonntag n. St. Hedwig (20. Okt.); 3) Allerheilig.
Suszec: 1) Sonntag n. d. 8. Mai (12. Mai); 2) Sonntag n. Karl Borromäus (10. Nov.).
Wisła Mała: 1) S. n. d. 26. April (28. April); 2) 14. Sonntag n. Pf. (15. Sept.); Kirchweih Sonntag n. Martin (17. November).
Wisła Wielka: Dreifaltigkeitssonnt. (16. Juni)

Wola: Sonnt. n. St. Urban (26. Mai); Kirchweih Sonntag n. d. 17. Oktober (20. Okt.)

Dekanat Pszów.

Brzezcie: 1) Sonntag n. Matthäus (22. Sept.); 2) Sonntag n. Matthias (3. März); 3) Sonntag n. Anna (28. Juli); 4) Sonntag n. d. Schutzfest d. hl. Josef (12. Mai); 5) Mariä Himmelfahrt (15. Aug.); 6) Mariä Unbefleckte Empf. (8. Dezember); Kirchweih Sonntag nach Allerheiligen (3. November).
Lubomia: Sonntag n. Maria Magdalena (28. Juli); Kirchweih am 3. Sonntag im Oktober (20. Oktober).
Łyski: Sonntag nach Margareta (14. Juni).
Pogrzebień: 1) Sonntag n. Bartholomäus (25. August); 2) Sonntag n. d. Skapulierfest (21. Juli).
Pstrązna: Sonntag n. St. Nikolaus (8. Dez.).
Pszów: 1) Peter u. Paul (29. Juni); 2. Mariä Geburt (8. September).
Raszczycy: 1) Mariä Himmelfahrt (15. Aug.); 2) am Sonntag n. d. Feste Simon und Juda (3. November); Kirchweih zwei Wochen nach Simon und Juda (11. Nov.).
Rogów: 1) Dreifaltigkeitsfest (16. Juni); 2) Sonntag n. Martin (17. November); Kirchweih am selben Tage.

Dekanat Rudá.

Bielszowice: Sonntag n. Maria Magdalena (28. Juli).
Nowy Bytom: Peter und Paul (29. Juni); Kirchweih Sonntag n. d. 16. Oktober.
Godula: Sonntag n. Enthauptung Johannes (1. September).
Kończyce: Sonntag i. d. Fronleichnamsoktave (23. Juni).
Łagiewniki: Sonntag n. Johannes v. Nepomuk (19. Mai).
Orzegów: am Sonntag n. St. Michael (29. Sept.); Kirchweih 6. Oktober.
Pawłów: Peter u. Paul (29. Juni).
Ruda: Sonntag n. d. 19. März (24. März); Kirchweih Sonntag n. Martin (17. Nov.).
Zgoda: 3. Sonntag n. Ostern (18. Mai).

Dekanat Rybnik.

Biertułtowy: Mariä Himmelfahrt (15. Aug.).
Boguszowice: Sonntag n. St. Laurentius (11. Aug.); Kirchweih S. n. Martin (17. Nov.).
Golejow: Christi Königsfest (27. Oktober).
Jankowice: 1) Christi Himmelfahrt (30. Mai); 2) Pfingstfest (9. Juni); 3) Fronleichnamsfest (20. Juni); 4) Mariä Geburt (8. Sept.).
Książenice: Mariä Himmelfahrt (15. August).
Niedobczyce: 3. Sonntag n. Pfingst. (30. Juni).
Radoszowice: Sonntag n. Hyazinth. (7. Juli).
Rybnik: Sonntag n. d. 13. Juni (16. Juni).
Rydułtowy: Sonntag n. St. Georg (28. April); Kirchweih St. Michael (29. September).

Dekanat Skotschau.

Brenna: 1) Sonntag n. Geburt Joh. d. Täufers (30. Juni); 2) Rosenkranzfest (6. Okt.).
Dębowiec: Sonntag nach Margareta (14. Juli).
Górki Wielkie: 1) Allerheiligen; 2) Sonntag nach dem Skapulierfest (21. Juli).
Grodziec: Sonntag n. Bartholomäus (25. Aug.)

Lipowiec: Sonnt. n. Kreuzerhöhung (15. Sept.)
Pierściec: Sonntag n. St. Nikolaus (8. Dez.)
Skoczów: 1) Peter u. Paul (29. Juni); 2) Johannes Sarkander (17. März Kapelle a. d. Berge.)

Dekanat Strumień.

Kończyce Małe: 1) Mariä Geburt (8. Sept.)
 2) Allerheiligen.
Kończyce Wielkie: 1) St. Michael (29. Sept.);
 2) St. Peter u. Paul (29. Juni).
Ochaby: 1) Sonntag n. d. Skapulierfest (21. Juli); 2) Sonntag n. Martin (17. November).
Pruchna: Sonntag n. St. Anna (28. Juli).
Strumień: 1) Sonntag n. Barbara (8. Dezbr.);
 2) Dreifaltigkeitsfest (16. Mai).
Zebrzydowice: Mariä Himmelfahrt (15. August).
Zarzecz: Sonntag n. Maria Schnee (11. Aug.)

Dekanat Tarnowskie Góry.

Bobrowniki: Sonnt. n. d. 6. August (11. Aug.)
Jędrussek: 1) 3. Sonntag n. Ostern (12. Mai);
 2) am Feste Unbefl. Empf. (8. Dezember).
Miasteczko: Mariä Himmelfahrt (15. August).
Nakło: Sonntag n. Nikolaus (8. Dez.) Kirchweih Sonntag n. d. 24. Oktober (27. Okt.)
Repty Stare: Sonntag n. Nikolaus (8. Dez.); Kirchweih Sonnt. n. Matthäus (22. Sept.).
Rybna: Herz-Jesu-Fest (28. Juni) Kirchweih Mariä Himmelfahrt (15. August).
Tarnowice Stare: Sonntag n. Martin (17. Nov.)
Tarnowskie Góry: 1) Peter u. Paul (29. Juni);
 2) Sonntag n. St. Anna (28. Juli); Kirchweih Sonntag n. Martin (17. November).
Woźniki: Sonntag n. Katharina (1. Dezemb.)
Żyglin: Sonnt. n. Mariä Geburt (8. Septemb.)

Dekanat Loslau.

Godów: 1) 3. Sonntag n. Ostern (12. Mai); Kirchweih Sonntag n. Hedwig (20. Okt.);
 2) Lazisk Allerheiligen (1. Nov.); Kirchweih Sonntag n. Allerheiligen (3. Nov.);
 3) Golkowice Sonntag n. St. Anna (28. Juli); Kirchweih letzt. Sonntag n. Pf. (24. Nov.)
Gorczyce: am 1. Sonntag im September (1. Sept.); Kirchweih Sonntag n. Martin (17. November).
Jedłownik: Sonntag n. St. Barbara (8. Dez.); Kirchweih am 3. Sonntag im September (15. September).
Marklowice: am Feste Stanislaus (7. Mai); Kirchweih Sonntag n. d. 17. Okt. (20. Oktober).

Moszczenica: Sonntag n. St. Nikolaus (8. Dez.)
Mszanna: Sonntag n. d. 23. April (28. April).
Polomia: Sonntag n. Mariä Heimsuchung (7. Juli); Kirchweih St. Michael (29. Sept.)
Radlin: Sonntag nach Maria Magdalena (28. Juli); Kirchweih Sonntag n. Matthäus (22. September).
Skrzysów: Sonntag n. St. Laurentius (11. August); Kirchweih am letzten Sonntag im Oktober (27. Oktober).
Wodzisław: Sonntag n. d. Skapulierfest (21. Juli); Kirchweih am 17. Oktober).

Dekanat Sohrau.

Bzie: Peter u. Paul (29. Juni); Kirchweih Sonntag n. Kreuzerhöhung (15. September).
Jastrzębie Górze: 1) Dreifaltigkeitsfest (16. Juni); 2) Mariä Himmelfahrt (15. August);
 3) Sonnt. n. St. Katharina (1. Dez.); Kirchweih Sonntag n. Hedwig (20. Oktober).
Krzyzowice: 1) 3. Sonntag n. Pf. (30. Juni); 2) am St. Michael (29. Sept.); Kirchweih Sonntag nach Martin (17. November).
Pawłowice: Sonntag n. Joh. d. Täufer (30. Juni); Kirchweih Sonntag v. d. 28. Oktober (27. Oktober).
Pielgrzymowice: 1) Sonntag n. Katharina (1. Dez.); 2) Rosenkranzfest (6. Okt.); Kirchweih 3. Sonntag im Sept. (15. September).
Ruptawa: Sonntag n. Bartholomäus (25. Aug.)
Studzionka: 1) Mariä Himmelfahrt (15. Aug.);
 2) Rosenkranzfest (6. Okt.); Kirchweih vorletzter Sonntag n. Pf. (17. Nov.)
Szeroka: Allerheiligen (1. November).
Warszowice: Sonntag n. St. Nikolaus (8. Dez.)
Żory: Rosenkranzfest (6. Oktober).

Dekanat Teschen.

Golleschau: St. Michael (29. September).
Istebna: 1) am 2. Sonntag n. Pf. (23. Juni);
 2) Christi Himmelfahrt (30. Mai).
Lischna: Sonntag n. St. Martin (17. Nov.); Mariä Name (12. September).
Ogrodzon: Sonntag n. St. Matthäus (22. Sept.)
Pogwisdau: Sonntag nach St. Johann v. Nepomuk (19. Mai).
Punzau: 1) Sonntag n. St. Georg (28. April);
 2) Sonntag n. Maria v. d. immerwährenden Hilfe (23. Juni).
Teschen: Sonnt. n. Maria Magdalena (28. Juni)
Ustron: Sonntag n. St. Clemens (24. Novemb.)

Deutsche Volkstumsadressen.

Reichsdeutsche Vertretungen in Polen und im Freistaat Danzig.

1. **Deutsche Gesandtschaft Warschau** (Gesandtschafts- mit Konsulats- und Handelsabteilung), Piękna 17. Telefon 183-04 und 183-74. Telegrammadr.: Diplogerma Warszawa. — Außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister Graf v. Moltke. Gesandtschaftsrat Dr. von Rintelen. — Paßstelle der Gesandtschaft: Warschau, Żorawia 42. Telefon 147-12. — Amtsbezirk der Gesandtschaft: Polen. — Engerer Amts-

bezirk der Konsulatsabteilung u. der Paßstelle: Ehemaliges Kongreßpolen (mit Ausnahme der Wojewodschaft Łódź und der Kreise Częstochowa und Będzin der Wojewodschaft Kielce) sowie die östlich und nordöstlich davon gelegenen ehemals russischen Gebietsteile.

2. **Generalkonsulat Kattowitz**, Sokolska 8, (Paßstelle ul. Zabrzka — neben dem Konsulat). — Tel. 345.77. Tel.-Adr.: Cunsugerma

- Katowice. — Generalkonsul Dr. Wilhelm Noeldecke. — Amtsbezirk: Wojewodschaft Schlesien, sowie die Kreise Częstochowa und Bendzin der Wojewodschaft Kielce, in Psaßachen auch die Starosteien Biała, Oświęcim und Chrzanów (fr. österreichisch Schlesien).
3. **Konsulat Krakau**, ul. Warszawska 7. — Tel. 2511. Tel.-Adr.: Consugerma Kraków. Leiter des Konsulats: Konsul Dr. Schillinger. — Amtsbezirk: Sämtliche an Polen gekommenen Teile der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie mit Ausnahme des früheren österreichischen Schlesien und in Psaßachen auch der Starosteien Biała, Oświęcim und Chrzanów.
4. **Konsulat Łódź**, Piotrowska 260. — Telefon 12 870. — Leiter des Konsulats: Konsul Dr. von Molly. — Amtsbezirk Wojewodschaft Łódź.
5. **Generalkonsulat Posen**, ul. Zwiryniecka 15. Tel. 66-62 und 67-48. — Tel.-Adr. Consugerma Poznań. — Generalkonsul von Lütgens. — Amtsbezirk: Wojewodschaft Posen, in Psaßachen außer den Kreisen Bromberg Stadt (Bydgoszcz miasto), Bromberg Land (Bydgoszcz wieś), Hohensalza (Inowrocław), Schubin (Szubin), Strelno (Strzelno), Wirsitz (Wyrzysk), Wongrowitz (Wagrowiec).
6. **Konsulat Thorn**, ul. Bydgoska 34—36. Tel. 844. Tel.-Adr.: Consugerma Toruń. — Leiter des Konsulats: Konsul Dr. Pochhammer. — Amtsbezirk: Wojewodschaft Pommerellen, in Psaßachen außer den Kreisen Berent (Kościerzyna), Dirschau (Tszew), Karthaus (Kartuzi), Konitz (Chojnice), Mewe (Gniew), Neustadt (Wejherowo), Putzig (Puck), Schwetz (Świecie), Pr.-Stargard (Starogard), Tuchel (Tuchola), Zempelburg (Sępólno).
7. **Deutsche Paßstelle Bromberg**, ul. Poznańska 2. — Tel. 179. — Leiter: Vizekonsul Bernard. — Amtsbezirk: Die Kreise Bromberg-Stadt (Bydgoszcz miasto), Bromberg-Land (Bydgoszcz wieś), Hohensalza (Inowrocław), Schubin (Szubin), Strelno (Strzelno), Wirsitz (Wyrzysk), Wongrowitz (Wagrowiec) der Wojewodschaft Posen und die Kreise Berent (Kościerzyna), Dirschau (Tczew), Karthaus (Kartuzi), Konitz (Chojnice), Mewe (Gniew), Neustadt (Wejherowo), Putzig (Puck), Schwetz (Świecie), Pr. Stargard (Starogard), Tuchel (Tuchola), Zempelburg (Sępólno) der Wojewodschaft Pommerellen.
8. **Generalkonsulat Danzig**, Dominikswall 5. — Telefon 23625, 24090. — Telegramm-adresse: Deutsches Generalkonsulat Danzig. — Generalkonsul Freiherr von Thermann. — Amtsbezirk: Freie Stadt Danzig.

Polnische Vertretungen in Deutschland.

1. **Berlin: Generalkonsulat**, Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 137. — Zum Kompetenzkreis des Generalkonsulats der Republik Polen in Berlin gehören nachstehende Provinzen: Brandenburg, Sachsen, Bundesstaaten: Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strehlitz, Anhalt, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Waldeck und Pyrmont.
2. **Oppeln: Generalkonsulat**, Eichstraße 3. — Zum Kompetenzkreis des Generalkonsulats der Republik Polen in Oppeln gehören 11 Bezirke der preußischen Provinz Oberschlesien: Ratibor, Cosel, Leobschütz, Groß-Strehlitz, Gleiwitz, Beuthen, Oppeln, Kreutzburg, Rosenberg, Hindenburg und der Restkreis Tarnowitz.
3. **Königsberg: Generalkonsulat**, Mittel-Tragheim 24. — Zum Kompetenzkreis des Generalkonsulats der Republik Polen in Königsberg gehören: Kreis Königsberg, Regierungsbezirk Königsberg nebst 10 Kreisen des Regierungsbezirks Gumbinnen: Angerburg, Darkehmen (Goldap), Gumbinnen, Insterburg, Niederung, Pillkallen, Ragnit, Stallupönen und Tilsit.
4. **München: Generalkonsulat**, Rienzienasserstraße 15. — Zum Kompetenzkreis des Generalkonsulats der Republik Polen in München gehören die Bundesländer Bayern mit Ausnahme der Bayrischen Pfalz, Württemberg, Enklave preußisch Hohenzollern und Baden.
5. **Leipzig: Konsulat**, Plagwitzerstraße 11. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats II. Klasse der Republik Polen in Leipzig gehören die Bundesstaaten Sachsen und Thüringen.
6. **Essen: Konsulat**, Alfredstraße 85. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats I. Klasse der Republik Polen in Essen gehören: Stadt Essen, die preußische Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Düsseldorf, Provinz Rheinland mit Ausnahme der Städte Solingen, Remscheid (Stadt und Land) Lennep und Grevenbroich.
7. **Hamburg: Konsulat**, Johnsallee 13. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats I. Klasse der Republik Polen in Hamburg gehören: Freie Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, Bundesstaat Oldenburg und die preußischen Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover.
8. **Köln: Konsulat**, Lindenthal, Dürener Straße 248. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats I. Klasse der Republik Polen in Köln gehören: Die Stadt Köln und die preußische Provinz Rheinland nebst den Kreisen aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf: Solingen, Remscheid (Stadt und Land), Lennep und Grevenbroich, die preußische Provinz Hessen-Nassau, Bundesstaat Oldenburg in der Provinz Rheinland.
9. **Breslau: Konsulat**, Freiburger Straße 29. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats II.

Klasse der Republik Polen in Breslau gehören: der Bezirk der preußischen Provinz Niederschlesien nebst den vier Bezirken der preußischen Provinz Oberschlesien: Neustadt, Neisse, Falkenberg und Grottkau.

10. **Marienwerder: Konsulat**, Marienburgerstraße 26. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats II. Klasse der Republik Polen in Marienwerder gehört: Regierungsbezirk Marienwerder.
11. **Schneidemühl: Vizekonsul**, Moltkestraße 11. — Zum Kompetenzkreis des Konsulats I. Klasse der Republik Polen in Schneidemühl gehört der Bezirk der preußischen Provinz „Grenzmark-Posen-Westpreußen.“
12. **Allenstein: Vizekonsulat**, Friedrich-Wilhelm-Platz 5. — Zum Kompetenzkreis des

Konsulats der Republik Polen in Allenstein gehören: Fünf Regierungsbezirke Allenstein: Allenstein, Osterode, Ortelsburg, Neidenburg, Rössel nebst Kreis Sensburg.

13. **Stettin: Vizekonsulat**, Friedrich-Karlstraße 9. — Zum Kompetenzkreis des Vizekonsulats der Republik Polen in Stettin gehört der Bezirk der preußischen Provinz Pommern.
14. **Lyck: Vizekonsulat**, Louisenplatz 2. — Zum Kompetenzkreis des Vizekonsulats der Republik Polen in Lyck gehören Kreise der preußischen Provinz Ostpreußen und drei Kreise des Regierungsbezirks Allenstein: Lyck, Lötzen, Johannisburg und Kreis Oletzko des Regierungsbezirks Gumbinnen.

Ministerien in Warschau.

1. **Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten.** — Ministerstwo Spraw Zagranicznych (Wierzbowa 1).
2. **Eisenbahnministerium** — Ministerstwo Kolei Żelaznych (Nowy Świat 14).
3. **Ministerium für Handel und Industrie.** — Ministerstwo dla Przemysłu i Handlu (ul. Elekoralna 2).
4. **Ministerium für Post und Telegraphie.** — Ministerstwo Poczty i Telegrafów (Plac Napoleona 8).
5. **Kriegsministerium.** — Ministerstwo Spraw Wojskowych (ul. Nowomiejska 5).
6. **Ministerium für Arbeit und öffentliche Fürsorge** — Ministerstwo Pracy i Opieki Społecznej (Plac Dąbrowskiego 1).
7. **Ministerium für öffentliche Arbeiten** —

Ministerstwo Robót Publicznych (ul. Kredytowa 9).

8. **Ministerium für Landwirtschaft und Staatsgüter** — Ministerstwo Rolnictwa i Dobra Państwowych (ul. Senatorska 15).
9. **Ministerium für Bodenreform** — Ministerstwo Reform Rolnych (Plac Dąbrowskiego 1).
10. **Finanzministerium** — Ministerstwo Skarbu (Rymarska 5).
11. **Ministerium des Innern** — Ministerstwo Spraw Wewnętrznych (Nowy Świat 69).
12. **Justizministerium** — Ministerstwo Sprawiedliwości (ul. Długa 7).
13. **Ministerium für religiöse Bekenntnisse und öffentlichen Unterricht** — Ministerstwo Wyznań Religijnych i Oświecenia Publicznego (Bagatella 12).

Wenn bei uns 12 Uhr ist

dann ist es in:

	Uhr
Amsterdam	11,20
Belgien, Großbritannien, Spanien, Frankreich, Portugal, Luxemburg und Marokko (Westeuropäische Zeit = WEZ)	11,00
Dublin	10,35
Madeira, Reykjavik, Santa Cruz de Tenerife	10,00
Alzoren, Fernando, Kapverdische Inseln	9,00
Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco	8,07
Montevideo	7,30
Halifax, Buenos Aires (= Atlantic Time)	7,00
New York, Boston, Washington, Baltimore, Philadelphia (= Eastern Time)	6,00
New Orleans, Mexiko, Chicago, Vera Cruz, St. Louis (= Central Time)	5,00
Denver, Salt Lake City (= Mountain Time)	4,00
San Francisco, Vancouver, Los Angeles (= Pacific Time)	3,00
Sitta; Nuka, Hiva (= Yuton Time)	2,00

	Uhr
Hawaii, Honolulu	0,28
Bulgarien, Rumänien, der östlichen Türkei, Ägypten, Finnland, Estland, Lettland, Rußland (Landeszeit), Griechenland (Osteuropäische Zeit = OEZ)	13,00
Moskau	13,01
Bagdad, Daresalam, Athen, Sansibar, Tananarivo	14,00
Mauritius, Réunion	15,00
Bombay	15,51
Oma, Fidschios-Inseln	16,00
Madras, Colombo (= Indian Time)	16,30
Kalkutta	16,53
Singapur, Bangkol, Batavia	18,00
Peking, Manila, Shanghai (= Philippine Time)	19,00
Yokohama, Tokio, Kobe, Osaka	20,00
Sibney, Melbourne, Brisbane (= Guam Time)	21,00
Apia	23,33

Gültig vom 1. Juni 1933.

Nach den Ländern, mit denen der Gelb- überweisungsverkehr aufgenommen wurde, bis 100 zł — 10 Gr.	Nach Kanada, Ver- einigte Staaten von Nordamerika, Groß- britannien bis 100 zł — 100 Gr.
Für jede weitere 100 zł bzw. für jedes angefangene Hundert 50 Gr.	100 Gr.

Flugpost-Tarif

Die Gebühren für Flugpostsendungen bestehen aus:

a) dem Gebührensatz des jeweilig entsprechenden Posttarifes und

b) dem Flugpost-Zuschlag.

Der Flugpost-Zuschlag beträgt:

1. für Postkarten 10 Gr.

2. für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere,

Warenproben, Gemischte Sendungen:

bis 20 g . . . 15 Gr. bis 250 g . . 100 Gr.

50 g . . . 30 Gr. 500 g . . 200 Gr.

100 g . . . 40 Gr. 1 kg . . 400 Gr.

Für jede weitere 500 g — 250 zł

3. Postanweisungen 15 Gr.

4. Pakete: für jedes kg bzw. jedes angef. kg 75 Gr.

Flugpost-Auslandsgebühren f. Dz. Urz. Min. P. i T. nr. 14. 1932.

Sonstige Gebühren

	Inlandsgebühr und Danzig I	Auslandsgebühr und Danzig
Einschreibeggebühr	30	60
Nachnahmegebühr	50	60
„ für Auslandspakete		50 Cent
Postauftrag	30	—
Für Rückgabe der Geldempfangsquitt.	30	60
Bei schriftlicher Mitteilung auf dem		
P.R.D.-Formular am Orte der Ein-		
zahlung	10	
Nach auswärts	20	
Eilige Zustellung	80	100
		Patet 80 Cent
Reklamation der Postsendungen . . .	50	100
Forderung der Adressenänderung bzw.		
Rückgabe einer Postsendung	60	120
Forderung einer Nachnahmeänderung		
bzw. eines Postauftrages	80	120
Posterestante: Briefe und Postanwei-		
sungen	10	
Pakete und Wertbriefe	50	

Zustellungsgebühr (Abtraggeld)

für Postanweisungen:	für inländ. Wertbriefe:
bis 10 zł . . . 5 Gr.	bis 100 zł . . . 10 Gr.
50 . . . 10	1000 . . . 20
100 . . . 20	5000 . . . 50
250 . . . 35	über 5000 zł . . . 100
500 . . . 50	
750 . . . 75	(für Auslands-Wertbriefe
1000 . . . 100	wird keine Zustellungsgebühr
1500 . . . 150	erhoben.
2000 . . . 200	

Zustellungsgebühr (Abtraggeld) für Pakete

bei den Postämtern:

bis	5 kg	in Warschau	I. und II. Klasse	bei anderen Postämtern
	10	40 Gr.	30 Gr.	30 Gr.
	15	60	40	40
	20	80	70	50
		100	90	70

Wechsel

Gebühr einschl. Wechselprotest:	Manipulationsgebühr 50 Gr.
bis 100 zł . . 200 Gr.	Kommunal-Zuschlag
250 . . 250	$\frac{1}{2} \frac{3}{10}$ der protest. Summe
300 . . 310	(In der Wojewodschaft Schlesien
400 . . 460	wird kein Kommunalzuschlag
500 . . 560	erhoben.)
600 . . 610	Abzüge vom eingelösten
1000 . . 810	Wechsel:
2000 . . 1220	a) Überweisungsgeld
	b) Manipulationsgebühr 50 Gr.

Telegramme.

	Ortsgebühr	Inland
Für ein Wort	5	15
Für ein Wort dringend (D)	10	30
Für ein Telegramm grundsätzlich	25	50
Mit bezahlter Rückantwort (RPX) in		
beliebiger Höhe		
Telefon. aufgegebene Telegramme: für		
jede 100 Wörter oder jedes angefang.		30
Hundert		
Telegrammbriefe (ELT) für jedes Wort		5
wenigstens		100
für jedes Telegramm grundsätzlich . .		25
Bei Gratulationstelegrammen, enthält		
nur Glückwünsche, wie zu Weihnacht.,		
Neujahr, Ostern und ähnlich, aller		
Art sowie zu allen Familienfestlich-		
keiten und Jubiläen:		
Für jedes Wort		5
Mindestens		75
Grundsätzlicher Betrag		25
Zustellungsgebühr f. Teleg. in besserer		
Aus schmückung im geschlossenen Um-		
schlag zu Feiertagen, Hochzeiten, Ge-		100
burtstagen usw.		
Telegrammgebühren (14 Worte), auf-		
gegeben im D-Zug beim Schaffner		320
nach allen Orten Polens		

Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel: „Volkstümliches über den Mond aus der Koschneiderei“ sind in dem plattdeutschen Text einige Sprechfehler enthalten, die hiermit richtig gestellt sind:

Auf Seite 31, Spalte 2, Zeile 12 muß es heißen statt wovon wodor Gott usw. — Zeile 14: statt Volkstümliches Volkskundliches. — Zeile 32: statt dem Wort einst soll „nich t“ heißen

Auf Seite 32, Zeile 14, 16 und 18 muß es statt Adergurten A d e r q u e d e n bzw. q u e d e heißen. Spalte 2, Zeile 8 soll heißen: „Wat itch seiß, dat nimmt tau, wat itch ni sei, dat nimmt af“ usw. — Zeile 16 soll heißen: „de de Fodem i de Aed“ usw.

Seite 33, Spalte 2, Absatz 2, 2. Zeile soll heißen: „Dei is no wiet hinem Maue“, „Dei is no wiet hinem Maue trüü“, und Zeile 6 „Ueüüü“ sowie Zeile 7 „dei is im Bullmaue“ usw.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Kalendarium	2-25
Kalendernotizen für das Jahr 1935	26
Mit Mut und Gottvertrauen ins Jahr 1935	27
An der Grenze des Weltalls. Von Josef Baranek	28
Unsere Monatsnamen	30
Volkstümliches über den Mond aus der Kochschneiderei. Von Dr. Josef Rint-Danzig	31
Heimat und Volkstum.	
St. Annaberg, der heilige Berg Oberschlesiens. Von Wolfgang Wenzel	35
Goldenes Priesterjubiläum v. Probst Stefan Frieske aus Schweslau. Von Domherr Dr. Steuer	42
Das Geheimnis des Waldhauses. Von Gertrud Grabowski	44
Das Julius-Hospital zu Rybnik	50
Dr. Julius Roger. Von Th. Bronny	54
Der Kirchenchor. Von Georg Behnke	55
Ein Jahrestag „Verband deutscher Kirchenschöre der Diözese Katowice.“ Von A. Schaefer	56
Veraltete Sitten und Gebräuche. Von Theophil Bronny, Rektor a. D.	60
Uppes Nacht. A. Betältsche von Joseph Rint	65
Unterhaltung und Belehrung.	
Die morgenländische Christenheit	67
Der Sohn. Erzählung von Anton Pichler	68
Wie ich mit Agnes auf die Kirmes ging. Von Hans Eichelsbach	74
Die vier Temperamente oder Gemütsarten bei Kindern. Von Friedrich Brug F. S. C.	80
Der Geizhals. Etwas Lustiges von Paul Keller	84
Das Paket. Ein lustiges Erlebnis von Willi Lindner	86
Großeltern. Von H. A. Berger	88

	Seite
Die Hoffnung von 1897. Von O. Werner	89
Der letzte Erntewagen. Eine Geschichte aus der Eifel	97
Etwas vom Stammbaum	94
Das Galgenmännlein. Erzählung von Walter Vollmer	96
Hundert Mark zuviel. Novelle von Hein Rein	99
Auferstehung mit Hindernis. Eine lustige Geschichte von Wilhelm Hopfer	102
Die Zimmergenossin. Skizze von Christel Broehl-Delhaes	103
Er kommt wieder. Skizze von J. Ebbor	105
Gesundheitspflege.	
Vorzeitiges Altern	114
Wie bereitet man Kräutertee?	115
Säuglinge protestieren!	115
Die Selbsthilfe des Körpers	116
Für das liebe kleine Volk.	
Mein Roß und ich. Von Paul Keller	118
Zwei tapfere Kinder	119
Eltschen, die kleine Markensammlerin	120
Rätsel-Gcke	122
Lustige Gcke	123
Verzeichnis der Ablässe und Kirchweihen im Bistum Katowice	
125	
Deutsche Volkstumsadressen.	
Verzeichnis der reichsdeutschen Vertretungen in Polen und im Freistaat Danzig	127
Verzeichnis der polnischen Vertretungen in Deutschland	128
Verzeichnis der Ministerien in Warschau	129
Posttats	130

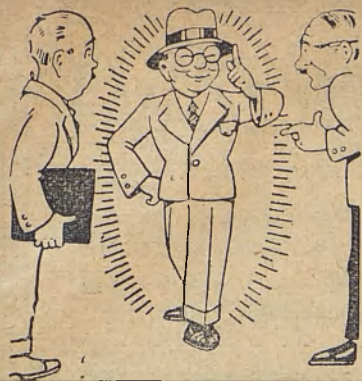
Bilder-Verzeichnis.

	Seite
Tierkreis	29
Maria Verkündigung. F. Müller. Photogr. Gesellschaft, Berlin	34
St. Annaberg: Gesamtansicht	37
Luftansicht	39
Paradieshof mit hl. Stiege	41
Pater Hilarius Breitingen	42
Propst Stefan Frieske	43
Christi Geburt. Von R. Schiesl	47
Am Jannatal. Fot. Boibol	49
Julius-Hospital in Rybnik. Fot. Boibol	51
Dr. Theodor Kremsti	52
Dr. Julius Roger	54
Grabdenkmal von Dr. Julius Roger	55

	Seite
Die heilige Familie. F. Ittenbach. Photogr. Gesellschaft Berlin	57
* Die Taufe im Jordan	63
* Die Hochzeit zu Kana	69
* Christus bei Maria und Martha	73
* Wer an mich glaubt, der wird leben	79
* Petrus im Meere	87
* Christi Predigt am See	93
* Des Herrn letzte Rast. W. v. Kaulbach und M. Echter	97
Nikodemus. E. von Gebhardt. Photogr. Gesellschaft Berlin	101
Der Alte	107
Vor 20 Jahren	113

(* Diese 7 Bilder sind aus dem Verlage Franz Hanfstaengl, München.)





Schon wieder ein neuer Anzug?...

Nein der alte, aber mustergültig gereinigt und wieder „auf neu“ gebügelt von der

Färberei und chem. Reinigungswerk

I. CZERNY NAST.

Lederfärberei

Gegr. 1898

Hut- und Plüschpresserei

Chorzów II

ul. Krzyżowa 15
Telefon 411-56

Katowice

Rynek 1
Telefon 333-54

ELISE KAFIER

Diplom-Musikpädagogin

Chorzów II, ul. 3-go Maja 27, II.

erteilt Unterricht in

Klavier-Gesang

für Anfänger u. Fortgeschrittene bis zur höchsten Vollendung (Podium-Reife) nach den modernsten, didaktischen, pädagogischen Prinzipien.



Tages- und Abendunterricht f. Jugendliche u. Erwachsene. Schüler-Anmeldung. u. Aufnahmen werktäglich von 10—12 und 15—18 Uhr. —

PAUL GAERTNER

Chorzów I, ul. Wolności 7

Buch- und Papierhandlung

Bücher zu Original-Verlagspreisen
Feine Papierwaren, Füllfederhalter

Musikalien

Buchdruckerei

Linier-Anstalt

Sämtlicher Bürobedarf. / Technische Papiere.
Telefon 41027. Gegründet 1887. Telefon 41027.

Sie wohnen gut mit

Möbeln von Habermann

Möbel von Habermann genießen seit Jahren den Ruf solider Verarbeitung, flotten Entwurfs und praktischer Verwendbarkeit. Die großen Umsätze beweisen ihre Beliebtheit und volkstümliche Preisstellung.

Ausstellung u. Verkauf Möbelfabrik

G. HABERMANN :: BYDGOSZCZ

Inhaber: **K. SLISCHKA :: KATOWICE**

ul. Marszałka Piłsudskiego 10.

Telefon 315 67.

Drogen und Farben

K. Krause, Chorzów 1

Telefon 407 53

(Król. Huta), ul. Piłsudskiego 6

empfiehlt bei größerem Bedarf zu billigsten Preisen:

Leinölfirnis, Litopone, Zinkweiß, Bleiweiß, Minium, Ultramarinblau, Erd- und Chromfarben, — Pinsel und Malerbürsten. — Erstklassige in- und ausländische Lacke und Lackfarben für alle Zwecke, Leim, Schellack, Polituren, Colophonium, Bohnermasse, Stauböl, Motorenöl, Rüböl, Wagen- und Staufferfett.

Sanitätsartikel — Desinfektionsmittel — Putzmittel.

Erwin Mohr, Chorzów I

(Królewska Huta), ul. Jagiellońska 7. — Telefon 403 32.

Abteilung I: Ausführungen von elektrischen Installationen jeder Art
Abteilung II: Installation von Be- und Entwässerungs- sowie sanitären Anlagen jeden Umfanges. — Beleuchtungskörper und elektrische Artikel in größter Auswahl zu den billigsten Preisen.



„Drost“ Fahrräder jetzt
in Original- und
Luxus-Ausführung. Neueste
Modelle :: Ballonbereifung.
Unerreicht in Qualität und Ausführung.

Fabriklager: **Dom Towarowy Bracia Drost**
Telefon 412 78 **Świętochłowice**

„Drost“ Schwingschiff - Zen-
tralspulen, Rund-
schiff - Schnellnäher - Nähmaschinen
nähen vor- und rückwärts,
sticken und stopfen!



Sahnen - Zwieback!

Wer sein Kind lieb hat, wer gesunde
und kräftige Kinder erziehen will,
der gebe ihnen Szczasny's Sahnen-
Zwieback, dieser besteht nur aus den
allerbesten Materialien, wie frischen
Eiern, Milch, Molkereibutter und bestem Mehl.

P. Szczasny, Chorzów (Król. Huta)
ul. Wolności 17, Hajducka 14 u. Piłsudskiego 4.

Kränze

in div.
Ausführungen!

Blumen in Freud und Leid
Brautsträube, Trauerkränze u. Arrangements
jegl. Art liefert in geschmackvoller Ausführung

Blumenhaus Leopold Müller

Chorzów I, Wolności 3, Telefon 407 35.

Katowice, 3-go Maja 16, Telefon 316 63.

Eigene Gärtnerei: Chorzów III Węzłowiec 19. Telef. 418 63.
Empfehle auch sämtliche Gemüse- und Blumensamereien,
sowie gute Sorten Erdbeerpflanzen, winterharte Stauden.
Zier-, Blütensträucher und Obstbäume.

Billigste Bezugsquelle von

Radio-Apparaten

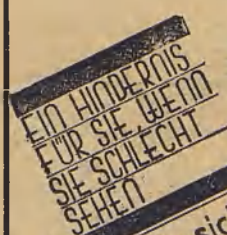
Sämtliche Ausführungen vom Volksempfänger
bis zum 5 Röhren-Supper sind aus best-
erprobtem Material hergestellt.

Reelle Bedienung. Fachmännische Beratung.
Röhren-Prüfstelle.

Umbau- und Verbesserungen.

„Elektro - Specjal“ Chorzów I

(Król. Huta), Rynek 3. Straßenbahndstation



Lassen Sie sich Ihre Gläser anfertigen
BEI **„Gräbsch“ OPTIK**
CHORZÓW I
ul. Wolności 5

Meridiol

antys. kosm.

das zuverlässige Hausmittel
lindert, stärkt u. desinfiziert

Nachweislich
das beste Körperpflege- und

Einreibemittel

Ueberall zu haben.



„Meridiol“

wird nachweislich

von Millionen gebraucht!

Tausende Anerkennungen!



Photographisches
Atelier 1. Ranges

Paul Hildebrandt

Chorzów I (Król Huta)

ul. Wolności 24, 1. Etg.

Spezialität:

Brautbilder!

Kinderbilder -:- Postkarten

Vergrößerungen!

Aufnahmen außer dem Hause zu jeder Zeit



Graue Haare?

Unschöne Haarfarbe?

Streifige verbleichte Haare?

Die Abhilfe ist doch so leicht! **Kein färben!** Keine große Geldausgabe! Neueste kosmetische Errungenschaft. Kommen Sie zu uns. Wir helfen Ihnen! Wir sind für Sie da. Wir behandeln Sie so, daß Sie zufrieden sind.

Salon Raeber :: Chorzów, ul. św. Piotra 8.

Neuzeitliche Haarpflege.

Telefon 41610.

Dauerwellen.

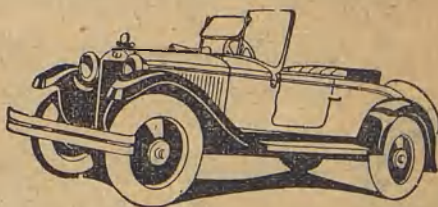
Schuhwaren

aus eig. Werk-
statt, sowie erst-
klassige in- und
ausländ. Fabri-
kate. Schuhe
nach Maß, sowie
Reparaturen
werden in kür-
zester Zeit aus-
geführt. Reelle Bedienung! Billige Preise!



Franc. Biskup :: Chorzów

(Król. Huta), ul. 3-go Maja 43.



Personen- und Lieferwagen
Karosserien in kompletter Ausführung.

Ludwig Wojciech :: Chorzów II

(Król. Huta), ul. Karola Miarki 11. Telefon 401 71.

Stanisław Briebe

Chorzów 1 (Król. Huta)

Telefon 410 24 u. 416 52

ul. Wolności 1 und 11

Kurzwaren, Besätze, Spitzen, Seidenstoffe, Knöpfe, Bänder, Blusen,
Kleider, Unterröcke, Schürzen, Wäsche, Trikotagen, Strümpfe,
HERREN - ARTIKEL Handschuhe KINDER-KONFEKTION

Erstlings - Ausstattungen

Gardinen in großer Auswahl

Spezialität: Braut - Ausstattungen.

WŁOKNO: WOLNOŚCI 11.

Neuaufgenommen:

Spezialabteilung: Damenkonfektion.

Spezialgeschäft in in- und ausländischen Weißwaren, Herren-
und Damenstoffen, Modeartikel, Tisch- und Bettwäsche, Teppiche,
Läuferstoffe, Divandeen, Wachstuch usw.

Für Angestellte u. Beamte erleichterte Zahlungsbedingungen ohne jegl. Aufschlag

Królewsko Hucka Gazownia T. A.

Telefon 419 25

Chorzów (Król. Huta)

ul. Cmentarna 23

Laden: ul. Wolności 74 :: Telefon 407 76.

Kochet mit Gas!

Kostenanschläge
unentgeltlich.

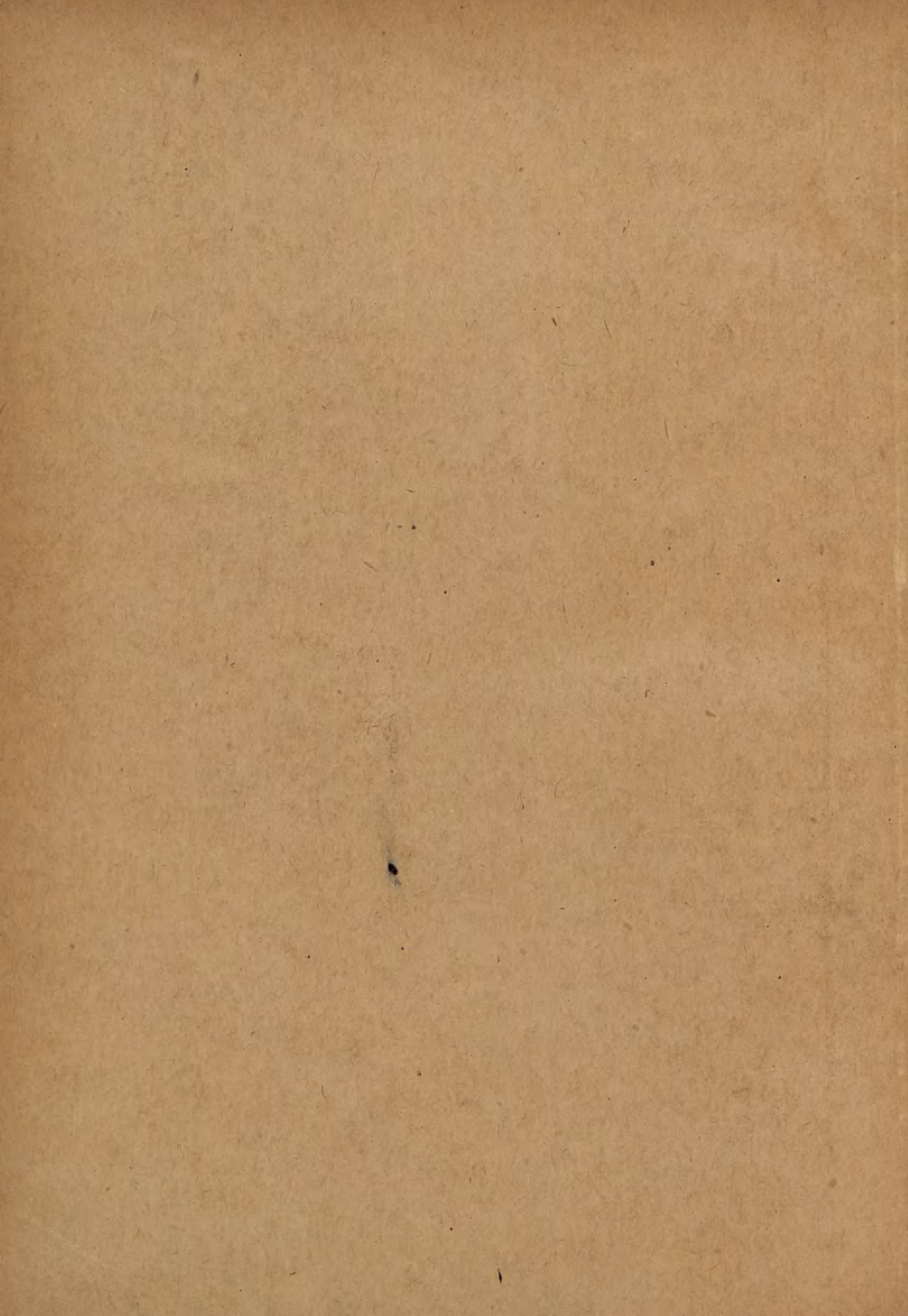
Gasherde, Kocher, Heiz- und Badeöfen, Gasbeleuchtungs-
körper aller Art, Gasplatten und Wundertöpfe immer vorrätig.

Ausführungen von kompletten Bade-Einrichtungen
und sämtlichen Gas-Installations-Arbeiten.



**Erstklassige Dachpappe Marke „Odrodzenie“
sowie Isolierpappe.**

Prima Koks für Zentralheizungen aus bester oberschlesischer
Kohle zu billigen Preisen u. günstigen Zahlungsbedingungen.



THE
S. M. ...
St. Ann's ...

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000974573



III 29986/0/1935

SL